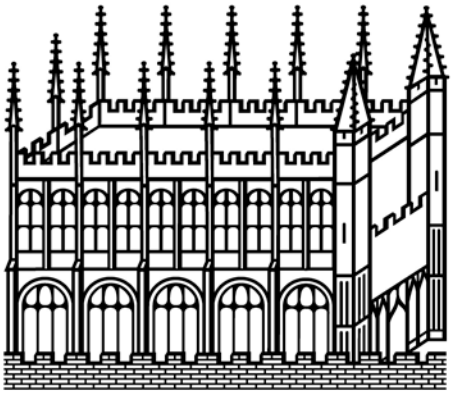


Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks




This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.



~~UNS. 205 E. 15.~~




REP. G. 8113

~~ET 979 A. 1~~

# C. U. Boehlendorff.



Bonstandorff. 42

*Original im Archiv der Smidt-Stiftung, Bremen.*

# Casimir Ulrich Boehlendorff

## der Freund

## Herbarts und Hölderlins.

Von

**Karl Freye.**

**Pädagogisches Magazin, Heft 547.**

Mit einer Tafel.

**Langensalza**
Hermann Beyer & Söhne
(Beyer & Mann)
Herzogl. Sächs. Hofbuchhändler
1913

Alle Rechte vorbehalten.




Druck von Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann) in Langensalza.

# Inhalt.


Seite

Vorwort . . . . . VII
1. Kapitel. **Mitau** . . . . . 1
2. Kapitel. **Jena** . . . . . 3
3. Kapitel. **In der Schweiz** . . . . . 25
a) Bern — Reise nach Mailand . . . . . 25
b) Bursinel . . . . . 42
c) Wieder in Bern . . . . . 52
d) Geschichte der helvetischen Revolution . . . . . 61
4. Kapitel. **Homburg — Jena — Dresden** . . . . . 65
a) Homburg v. d. Höhe . . . . . 65
b) Wieder in Jena . . . . . 72
c) Dresden . . . . . 83
d) Fernando, Ugolino . . . . . 100
5. Kapitel. **Bremen** . . . . . 147
a) Erlebnisse . . . . . 147
b) Literarische Arbeiten . . . . . 169
6. Kapitel. **Berlin — Kiel** . . . . . 190
7. Kapitel. **21 Wanderjahre — Ende** . . . . . 224
Anmerkungen . . . . . 243
Anhang . . . . . 273

# Vorwort.

»Wir haben ein Schicksal«, hat einmal Hölderlin seinem Freunde Boehlendorff zugerufen. Der sehr hohen Einschätzung, die in diesen Worten liegt, stehen kraß entgegen die abfälligen kurzen Bemerkungen, die wir in Goethes und Schillers Briefwechsel gelegentlich über Boehlendorff hören; sie sind wohl Veranlassung gewesen, daß man bisher wenig nach diesem Schicksalsgenossen Hölderlins gefragt und geforscht hat. In seiner Heimat freilich, in Kurland, ist Boehlendorff als Lyriker noch bekannt; Grotthuß' »Baltisches Dichterbuch« weist auf ihn besonders hin, und ganz vor kurzem ist in der Baltischen Monatsschrift der Wunsch ausgesprochen, daß sich ein Sammler und Biograph seiner verstreuten Schriften und der sagenhaften Nachrichten über sein Leben annehme. Ging dieser Wunsch auch vielleicht aus ein wenig überschätzenden Erwartungen hervor, so zeigt doch jedenfalls Hölderlins auffallende Teilnahme für Boehlendorff, gerade in ihrem Mißverhältnis zu Schillers und Goethes Äußerungen, daß hier wahrscheinlich ein individuelles Problem vorliegt, eine Frage, die irgendwie beantwortenswert ist. Wer ist dieser Unbekannte, der seinem reinen dichterischen und menschlichen Streben nach einem Hölderlin als gleichberechtigt erschien, während ihn kritischere Große verwarfen?

Ich bin erst auf Umwegen dazu gekommen, diese Frage beantworten zu wollen. Bei der Beschäftigung mit Gerstenbergs »Ugolino« fand ich Veranlassung, Boehlendorffs dramatischen Versuchen näher zu treten. Sein Trauerspiel »Ugolino Gherardesca«, das Goethe ziemlich eingehend besprochen hat, sollte im letzten Akt Szenen aus Gerstenbergs Drama verwerten; ich suchte mir also das Werk, das in den letzten Jahrzehnten als verloren galt, zu verschaffen. Nachdem mir dies gelungen war, hörte ich von noch unbekannten Resten des Herbartschen Nachlasses, unter denen sich auch Briefe Boehlendorffs befinden sollten.

Mir wurden dann diese Handschriften zur Benutzung anvertraut, und aus ihnen ward mir der Mensch allmählich deutlich, der den »Ugolino Gherardesca« geschrieben hat. Ein überragender Dichter war hier allerdings nicht zu entdecken; aber von mehreren Seiten aus gewann mir das Leben und Wirken Boehlendorffs Interesse.

Schon früher sind Andeutungen über das traurige Ende dieses Mannes bekannt gewesen; aber die Tatsache, daß er über 20 Jahre mit dem Stab in der Hand die baltischen Länder durchirrt hat, erschien mir doch in ganz neuem Lichte, als ich das Maß des Idealismus erkannte, dem er zu jener Zeit gehuldigt hatte, wo er in Deutschland literarisch hervortrat. In der Sphäre unsrer beiden größten Dichter hatte Boehlendorff sich zu Jena in den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts herangebildet. Er hatte dort als einer der Führenden gegolten in einem großen Kreise junger Leute, dem eine ganze Anzahl tüchtiger, ja bedeutender Männer entstammen; von diesen nächsten Jenaer Freunden Boehlendorffs sind auf philosophischem Gebiet z. B. Johann Friedrich Herbart und Friedrich Köppen, auf politischem Johann Smidt aus Bremen, auf literarischem Johann Diederich Gries genugsam bekannt geworden. Boehlendorffs Lebensweg führt dann in die Schweiz; er erlebt dort die helvetische Revolution und träumt mit den Berner Freunden von der Verwirklichung philosophischer Rechtsideen, die sie in Jena als nächste Schüler Fichtes zu den ihren gemacht haben. Er schreibt die Geschichte jener Revolution. Weiter tritt Boehlendorff zu Homburg als junger Poet in den Kreis Hölderlins ein, glaubt sich mehr und mehr seiner poetischen Mission und seiner Ziele bewußt zu werden, eifert darauf in Jena und in Dresden durch eigene Werke dem historischen Drama Schillers und den Ideen der jungen romantischen Richtung nach, sucht dann zu Bremen vergebens festen Fuß im bürgerlichen Leben zu fassen und erlebt endlich in Berlin die Katastrophe seines Daseins, als ein Opfer der Kämpfe zwischen Aufklärung und Romantik.

Boehlendorff ist ein gescheiterter Idealist. Insofern ist sein Geschick parallel dem Hölderlins; die Wahnsinnskatastrophe tritt bei beiden Freunden fast genau zur selben Zeit ein — noch ein anderer der Freunde Hölderlins, Siegfried Schmid[1]), hat ja in jenen Jahren eine Wahnsinnskrise durchgemacht. Ein wesentliches Moment freilich scheidet Boehlendorff von Hölderlin: dessen Idealismus ist ganz eigen und persönlich, Boehlendorffs Geschick aber ist das tragische eines auf das höchste Ziel gerichteten Epigonen, der seine Kräfte überschätzt. Ein lyrisches

Talent ist ihm eigen; seine dramatischen Arbeiten sind aber geradezu Musterstücke des Epigonentums — je ernster es ihm damit ist, um so schlimmer für ihn. Die überwältigenden dichterischen Eindrücke, die er in der Frühzeit erlebte, haben ihm ein Trugbild eigenen Könnens vorgespiegelt.

Das epigonische Schaffen hat sich ja in späteren Jahrzehnten deutscher Literaturgeschichte verhundertfacht und ist eine für die Ausübenden meist ungefährliche Tätigkeit braver Leute geworden; das tragische Schicksal dieses frühen, heilig überzeugten Epigonen ist an sich psychologisch interessant. Das Interesse steigt, weil Boehlendorff auf einem Teilgebiet seines Schaffens, dem lyrischen, begabt war. Und dann gibt seine Lebens- und Schaffensgeschichte Beiträge zu vielen anderen Themen. Erstens zu literarischen. Sein Jenaer Freundeskreis zeigt uns die geistige Jugend Deutschlands unter dem unmittelbaren Eindruck der großen Dichter und Philosophen; seine eigenen Werke geben fast das sprechendste Zeugnis von der ersten übermächtigen Wirkung der Schillerschen historischen Dramen, die wie eine neue, vorher ungeahnte Welt erschienen; sie geben auch ein anschauliches Bild der schnellen Ausbreitung romantischer Ideen. Neue Einblicke werden gewährt in den Freundeskreis Hölderlins, auch die Kenntnis des freundschaftlichen Verkehrs der Hülsen, Steffens, Brentano erweitert sich um einige kleinere Züge. Vor kurzem ist ein Buch erschienen über die helvetische Revolution im Lichte der deutschen und schweizerischen Dichtung[2]); in Gedichten und Prosaschriften Boehlendorffs und seiner Freunde spielt diese politische Umwälzung eine wesentliche, noch nicht berücksichtigte Rolle[3]). Der Untergang Boehlendorffs im Berliner Journalistentum gibt uns endlich Ausschnitte aus den berüchtigten Zeitungsfehden Merkels, der ja Wortführer einer großen Partei war und in Boehlendorff gleichzeitig eine ganze literarische Richtung angriff. Das Leben Boehlendorffs berührt außerdem Grenzgebiete der Literaturgeschichte. Das politisch-soziale Grenzgebiet wurde schon erwähnt, weiter hat das traurige Gegenstück zu Herbarts pädagogischem Aufstieg sicherlich Wert für die Biographie dieses Philosophen; und es hat einen kulturgeschichtlichen Reiz, zu sehen, wie die Bürger- und Patrizierkreise Bremens sich dem romantischen Phantasten erst gewogen zeigen, um ihn dann wieder abzustoßen. So wenig ich meinen Helden überschätze — mehrfaches Interesse hat, glaube ich, diese Schrift. Jeder Schauplatz der Biographie ist irgendwie kennenswert, und überall berichten und urteilen kluge Leute über den Strebenden und Verirrenden.

Auch der Umfang der Arbeit ist wohl zu verteidigen, denn ohne einige Gründlichkeit läßt sich eben ein neues Gebiet nicht anbauen. Und dann ist es gerade bei einem Schriftsteller von beschränkter Bedeutung erwünscht, daß eine gründliche Arbeit das ganze Thema erschöpfe und nichts Wesentliches mehr nachzutragen bleibe. Auch mußte ich die Kenntnis der nur in wenig Exemplaren erhaltenen Druckschriften Boehlendorffs durch möglichst deutliche Analysen und auch Proben vermitteln. Vor allem wollte ich ein Bild geben, anschaulich machen. Das handschriftliche, ja selbst das gedruckte Material mußte ich mir mit nicht wenig Mühe verschaffen, allmählich ergab sich dann aber eins aus dem andern. Sehr viel Stoff bot mir Herbarts Briefwechsel, von dem ein Teil durch die Güte der Besitzerin, Frau Geh. Regierungsrat M. Knack in Charlottenburg, längere Zeit handschriftlich in meinen Händen war. Die übrige Herbart-Korrespondenz war gerade, stark vermehrt, in neuem Druck, und der Herausgeber, Herr Dr. Theodor Fritzsch, gestattete mir die Benutzung freundlichst schon vor dem Erscheinen. Er und ich wurden uns dann einig, auch die Dokumente, die mir selbst vorlagen, noch größtenteils an Herbarts Briefwechsel anzureihen; die Originale der in Fritzschs Sammlung etwa noch fehlenden Briefe sind jetzt in der Universitätsbibliothek von Königsberg zu finden, der durch Schenkung der Besitzerin jener Komplex von Manuskripten zugefallen ist. Für Hinweise und Vermittlungen hinsichtlich der Herbarthandschriften bin ich Herrn Wolfgang Goetz in Leipzig und Frau Gertrud Friedländer in Berlin verpflichtet. Eine Fülle von anschaulichem Stoff (wohl den reichsten) verdanke ich ferner dem Archiv der Smidtstiftung, bewahrt im Archiv der freien Stadt Bremen; ganz besonderen Dank schulde ich Herrn Richter Dr. Johann Smidt in Bremen, der mir den raschen Überblick über die dortigen Papiere möglich machte, mich auf viel Einzelnes hinwies und die Freundlichkeit hatte, mir mehrere eigene Kopien zu überlassen. Bei der Arbeit in Bremen hat mich auch Herr Syndikus Dr. v. Bippen freundlichst mit Rat und Tat unterstützt. Ich wandte mich an das kurländische Provinzialmuseum in Mitau; Herr Hofrat H. Diederichs hat mir von dort Einzelheiten zu Boehlendorffs Leben, Abschriften aus seltenen Büchern und Zeitungen in reger Anteilnahme übersandt und mir ermöglicht, die in Mitau befindlichen Boehlendorff-Manuskripte, deren Vorhandensein mir eine große Überraschung war, hier in Berlin benutzen zu können. Herrn Professor Dr. Rudolph Steck in Bern habe ich dafür zu danken, daß er mir die Briefe Boehlendorffs an seinen Großvater sowie

auch Briefe von Gries und Muhrbeck zur Verwertung übersandt und in Einzelheiten erklärt hat. Verpflichtet bin ich endlich noch der Stadtbibliothek zu Hamburg, der Kgl. Bibliothek zu Berlin, dem Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar, der Großherzoglichen Öffentlichen Bibliothek zu Oldenburg, aus deren Besitz ich Manuskripte verwerten durfte. Daß ich nach und nach — wenn auch mit vielem Kombinieren und Suchen — auf eine solche Fülle von Stoff treffen würde, hätte ich mir anfangs nicht träumen lassen, denn es war ja so herzlich wenig von Boehlendorff bekannt. Unzugänglich blieb mir von den Dokumenten, deren Dasein ich erfuhr, nur eins: ein curriculum vitae, das Boehlendorff 1803 an Klinger gesandt hat. Die Universität Dorpat besitzt es; vergebens aber wandte ich mich an deren Archivar, Herrn Dr. G. v. Sabler, der das Manuskript unter der amtlichen Korrespondenz Klingers aufgefunden hat. Immerhin glaubte ich endlich darauf verzichten zu können, da mir zwei verwandte Aufsätze Boehlendorffs aus der gleichen Epoche bekannt waren und ich Neues schwerlich mehr erfahren hätte.

Meine Auffassung von Boehlendorffs Leben und Schaffen habe ich in kürzeren Zügen zum ersten Mal[4]) am 17. Mai 1911 in einem Vortrag mitgeteilt und mich dann der Ausarbeitung dieser Schrift zugewandt. Vor einem Jahr kam mir in einem Gymnasialprogramm von Ungarisch-Hradisch (1911) der erste Teil einer Abhandlung »C. U. Boehlendorffs Leben und dramatische Tätigkeit« von Professor Dr. Adolf Neubrunn zu Gesicht. Die tüchtige Arbeit machte meine eigenen Bemühungen nicht überflüssig, denn sie ruht auf einem viel kleineren Material, so daß Boehlendorffs Entwicklung noch wenig anschaulich werden kann.*) Bei meiner eigenen ausführlichen Schilderung schien es mir besonders wichtig, den richtigen Ton zu treffen; ich mußte die Irrtümer des dargestellten Lebens und Schaffens herausheben, aber ich durfte gewiß nicht zu viel tadeln oder gar moralisieren. Ich will nicht verbergen, daß ich verschiedentlich die bestimmte frohe Empfindung hatte, einen einheitlichen Darstellungston, durch den eine gewisse Spannung entsteht, gefunden zu haben.

Gleich als ich anfing, mich mit Boehlendorff genauer zu beschäftigen, fiel mir die merkwürdige Ähnlichkeit auf, die das

---

*) Während ich Korrektur lese, erscheint: Willy Flitner, A. W. Hülsen und der Bund der freien Männer, Jena (Diederichs) 1913; eine philosophische Arbeit über die Schüler Fichtes, in der Boehlendorff nur berührt wird.

unstete Leben dieses Kurländers mit dem Leben des Livländers Lenz hat, so fern die beiden sich auch nach Wert und Art ihrer dramatischen Schriften stehen. Die Berührung ist mir während der Ausarbeitung noch viele Male bewußt geworden, obwohl ich in der Darstellung eine Hervorhebung der verwandten Züge vermieden habe. Auch ließen sich zwischen Boehlendorffs Freundeskreis und dem Göttinger Hain natürlich leicht Ähnlichkeiten herausfinden.

Zum Schluß spreche ich der Verlagsbuchhandlung meinen Dank aus, daß sie meine literarhistorische Schrift, bei deren zahlreichen Beziehungen zu Herbarts Leben, in ihr »Pädagogisches Magazin« aufgenommen hat.

Berlin-Friedenau, 20. April 1913.

**Karl Freye.**

# Erstes Kapitel.

## Mitau.

Zu Mitau, in der Hauptstadt des halbdeutschen Kleinstaates Kurland, wurde Casimir Ulrich Boehlendorff im Anfang des Jahres 1775 geboren.[1]) Er war guter Eltern Kind,[2]) aber keineswegs durch Abkunft äußerlich glänzend gestellt. Sein Vater, Gottfried Boehlendorff, ein Deutscher, war Kanzleivorstand der russischen Gesandtschaft in Mitau und trat später in herzoglich kurländische Dienste als Kommissionssekretär.[3]) Eine erste, 1752 geschlossene Ehe hatte dem Vater fünf Kinder gebracht,[4]) der zweiten, die bald nach 1770 begründet sein wird, entstammten zwei Söhne und wahrscheinlich eine Tochter. Ulrich war der jüngste Sohn aus dieser zweiten Ehe, sein drei Jahre älterer Bruder, der es im Leben viel weiter bringen sollte, hieß Hermann Leopold. Von der früheren Jugendzeit Ulrich Boehlendorffs haben sich wenig Nachrichten erhalten. Mit fünf Jahren bereits verlor er seine Eltern.[5]) Wahrscheinlich wird es durch spätere Gedichte, daß er schon früh vielfach die Ostsee sah,[6]) daß die Natur seiner Heimat früh bestimmte Eindrücke in ihm hinterließ, die sich nicht verwischten, als er in Deutschland und der Schweiz später ein neues Vaterland suchte. Der schlanken Birken um die stille Heimat gedachte noch der Jüngling, der aus der Schweiz nach Italien aufbrach.[7]) Freilich erschien ihm damals die Heimat auch als der Sonne abgewendet, er nannte sich[8]) den »kalten Nordländer«, sprach von der etwaigen Rückkehr nach Mitau als von der Reise zum Nordpol. Daß er sein Leben und Wesen eng verknüpft fühle mit seiner frühen Jugendgeschichte, erzählte er später einem Freunde,[9]) und einem andern schrieb er, daß er oft mit Schmerzen schädliche Folgen einer ungenügenden jugendlichen Charakterdurchbildung verspüre:[10]) »Jede umfassende Erfahrung, die ich mache, führt mich leider auf das schmerzliche

Gefühl einer zu unbesorgt verflossenen Kindheit und Jugend und einer daher rührenden, fast unüberwindlichen Schwäche zurück, die mit der Heftigkeit meines Wollens verbunden meine Früchte nicht reifen läßt und zerstörend in meinem Innern fortwirkt.«

Eine besonders gute Begabung zeigte der Knabe aber schon früh, namentlich außergewöhnliche Fähigkeit, fremde Sprachen zu erlernen.[11]) So wurde Ulrich Boehlendorff denn dem akademischen Studium bestimmt und am 24. November 1793 unter dem Prorektorat des Professors Beseke als Jurist in das Album academicum der Academia Petrina in Mitau inskribiert.[12]) Diese vom Herzog Peter 1775 begründete Anstalt, die zwischen Gymnasium und Hochschule stand und vielen Kurländern den Abschluß ihrer wissenschaftlichen Ausbildung gab, besuchte er jedoch nur ein Jahr und schlug dann den Weg ein, den vier Jahre vor ihm schon sein Bruder Hermann Leopold betreten hatte. Beide Brüder zog es nach der immer berühmter werdenden deutschen Universität Jena, die gerade damals eine große Anzahl junger Leute aus den baltischen Ländern unter ihre Schüler aufnehmen konnte.

◇ ◇ ◇

## Zweites Kapitel.

# Jena.

Der ältere Boehlendorff war nicht mehr in Jena, als Casimir Ulrich sich dort am 10. Oktober 1794 immatrikulieren ließ.[1]) Mit wem er in den ersten 10 Monaten seines Jenenser Aufenthaltes verkehrt hat, steht nicht fest. In der Hauptsache wird er unter Landsleuten sich bewegt und mit diesem und jenem aus dem späteren engsten Freundeskreise angeknüpft haben. Johann Friedrich Herbart war 10 Tage nach ihm immatrikuliert und wird ähnliche Vorlesungen besucht haben. Denn Boehlendorff sollte in Jena seine Mitauer juristischen Studien fortsetzen und ist wie Herbart erst allmählich davon abgekommen.[2]) In Jena anwesend waren innerhalb jener 10 Monate unter andern auch Friedrich Hölderlin und sein Freund Isaac von Sinclair. Die Möglichkeit besteht, daß Boehlendorff sich schon damals mit ihnen[3]), die Jena bald verließen, flüchtig berührte.

Die Zeit der reichsten Anregungen begann aber für Boehlendorff erst, als er sich einem Bunde anschloß, dem Herbart schon bald nach seiner Immatrikulation beigetreten war. Es war die sogenannte literarische Gesellschaft, häufiger Gesellschaft der freien Männer genannt. Diese Vereinigung, die Anfang des Jahres 1794 von zwölf Studierenden, zum großen Teil Livländern und Kurländern, gegründet war, setzte sich allem äußerlich bindenden akademischen Leben entgegen, nahm nur Ungebundene, äußerlich und innerlich »Freie« auf und erstrebte eine gemeinsame geistige Ausbildung. Sie erfreute sich der Gunst der Professoren Fichte und Paulus, die zuweilen an den Sitzungen teilnahmen. Die abendliche Unterhaltung (Mittwoch war der Versammlungstag[4]) und ein gemieteter Garten das Lokal) war zunächst rein geistiger Art. Ein Mitglied hatte jedesmal einen eigenen Aufsatz zu liefern und vorzulesen, der den Gegenstand der Diskussion gab. Allmählich traten mehr gesellige Formen hinzu; man richtete alle zwei Monate Feste ein, die durch

Punsch und gemeinsamen Gesang[5]) gehoben wurden; diese Zutaten fügten sich überhaupt wohl häufiger an den Schluß der ernsten Unterhaltung. Immer aber suchte man sich gegenwärtig zu halten, daß man in einer Zeit lebe, in der »die höchsten Interessen der Menschheit in Frage kamen«. So suchte sich die Gesellschaft auch ausschließlich »mit viel versprechenden Individuen«, gleichviel wo zu Hause, zu rekrutieren. Niemand konnte sich selbst zum Eintritt melden; ein Neuling mußte von einem bisherigen Mitgliede vorgeschlagen werden, dann forderte ihn die Gesellschaft auf, etwas vorzutragen, und beriet darauf über seine Aufnahme, wobei es auch durchaus vorkam, daß jemand zurückgewiesen wurde. Boehlendorff wird vermutlich durch eins der kurländischen Mitglieder in die Gesellschaft gekommen sein, der Tag der Aufnahme war der 13. August 1795.[6])

Eine Anzahl von Mitgliedern, die für Boehlendorffs späteres Leben von Wichtigkeit sind, schieden bald nach seiner Aufnahme, Michaelis 1795, aus Jena: so Johann Smidt aus Bremen, Friedrich Köppen aus Lübeck, und im Lauf des Winters Fritz Horn aus Braunschweig. Die Scheidenden blieben fast alle durch häufigen Briefwechsel mit den Jenensern in Verbindung, sie sandten der Gesellschaft auch Arbeiten, die verlesen wurden, ebenso wie man ihnen diskutierte Aufsätze zuschickte. Neulinge traten an ihre Stelle, und es wurde ständige Sitte, daß die neu Anerkannten auch als Freunde der Geschiedenen galten, die sie noch nicht gesehen hatten. Man erstrebte dann einen Zeitpunkt, wo man sich persönlich kennen lernen konnte.

Boehlendorff war Feuer und Flamme für den Kreis, der ihn aufgenommen hatte. Er sah sich selbst nach würdigen Neulingen um, und der erste, den er nach sich zog, war der gleichaltrige Johann Georg Rist (ein Nachkomme des Dichters, als Konferenzrat in Schleswig 1847 gestorben). Es habe unter den Studenten, sagt dieser in seinen autobiographischen Aufzeichnungen, als Ehrentitel gegolten, zu den freien Männern zu gehören, und er habe nicht gewagt, sich selbst an sie zu drängen. Da habe ihm Boehlendorff an einem sehr schönen Herbsttage auf einem Spaziergang nach der Baraschkenmühle bei Jena die ersten Anträge gemacht. »Ich hatte mit einem Kurländer, Boehlendorff, der durch ein leises, fast weiblich weiches Wesen und stillen Ernst mich angezogen und den ich noch nicht lange kannte, einen Nachmittagsspaziergang nach dem Mühlthal gemacht. Unter dem fallenden Laube, unter dem schönen, leichtbewölkten Himmel ward uns das Herz weit.« Boehlendorff habe sich ihm mit Innigkeit angeschlossen und seinen Wunsch geäußert. So

wurde denn Rist am 25. November 1794 aufgenommen. Am 27. Januar 1796 trat Johann Diederich Gries aus Hamburg ein, der bisher in der väterlichen Handlung als Kaufmann tätig gewesen war und sich nun auf der Universität immer mehr innerlich von dem erwählten Brotstudium, der Rechtswissenschaft, ab- und der Literatur zuwandte. Erwähnen wir noch die Namen Floret aus Bonn, Johann Erich von Berger[7]), (geb. auf Fünen, später Professor der Philosophie und Astronomie zu Kiel), und denken wir uns vor allem Herbart hinzu, so haben wir die Hauptfreunde genannt, die Boehlendorff das Wintersemester 1795/96 reich machten. Von den Genannten neigten Herbart und Berger hauptsächlich philosophischen Studien zu, Boehlendorff, Floret und Gries warfen ihr Interesse vor allem auf die schöne Literatur und erprobten ihre eigenen poetischen Talente, Rist, philosophischer veranlagt als die letzten drei, nahm an allem freundschaftlich teil. Gries und Herbart verband besonders das gemeinsame musikalische Interesse.

Leider ist es nicht möglich, von der Tätigkeit der Gesellschaft hinsichtlich der Vorträge und Diskussionen für Boehlendorffs Studienzeit bestimmte Schilderungen zu machen. Das Protokoll der »Freien Männer« ist zuletzt 1873 von Elard Hugo Meyer für einen Aufsatz über Johann Smidts Studienzeit benutzt und seitdem bis auf einen Mitgliederauszug[8]) verschollen. Wir können uns daher nur aus den Angaben jenes Aufsatzes, der Boehlendorffs Zeit eben streift, ein allgemeines Bild machen. Wichtig ist für uns die Mitteilung, daß laut Protokoll in den eigentlichen Sitzungen rein ästhetische oder literarische Erörterungen auffallend zurücktraten, daß die Gesellschaft »durchaus unter dem Einfluß der revolutionären und der Fichteschen Ideen stand«. Historische, historisch-philosophische, soziale, reinphilosophische Themen bildeten den Hauptgegenstand. Das ist speziell für Boehlendorff wichtig, der trotz seiner später weit überwiegenden ästhetischen Richtung ein politisch-soziales Interesse behielt und auch eine größere historische Schrift später durch eine soziale Einleitung fundierte. Neben bedeutenden Themen traten auch Durchschnittsstoffe der Zeit wie »Seltenheit wahrer Freundschaft« auf. Der Dichtung widmete man sich an den außerordentlichen Festabenden, oder wenn am Schluß der Sitzungen noch Zeit übrig blieb. Es wurden dann »Dramen von Goethe und Schiller, deren Verehrung hier eine fast religiöse Tinktur erhielt, auch Goethes eben erschienene Wilhelm Meisters Lehrjahre vorgelesen«. »Außerdem«, heißt es in jenem Aufsatz weiter, »wurden Deklamationsübungen, am liebsten von Goetheschen

Liedern angestellt. So ernstlich war man darum bemüht, daß man z. B. Goethes wundervolles ‚Herbstgefühl' mindestens ein dutzendmal versuchte, um den passenden Ausdruck zu ermitteln. Auch übte man sich hier in der Dichtkunst, besonders in der damals beliebten Distichenform. Sie wurde benutzt zur Porträtierung der Coryphäen der französischen Revolution und selbst zur Darstellung der Quintessenz einzelner philosophischer Dogmen. Ja beim Abendessen, dem jede akademische Frivolität fern blieb, fand man mitunter Vergnügen, sich in Hexametern zu unterhalten.« Smidt selbst hat in seinem Aufsatz über Herbart den Geist der Gesellschaft durch die Worte charakterisiert: »Die Ergebnisse der sogenannten Burschenwelt waren von der Unterhaltung gänzlich ausgeschlossen. Diese Welt wurde überhaupt sehr in den Hintergrund gedrängt in einer Zeit, wo die französische Revolution, die Kantsche Philosophie und die Blüte der deutschen Dichtkunst die Gemüter gleichzeitig in Anspruch nahmen.«

Das Verhältnis der begabtesten Mitglieder der Gesellschaft zu Fichte muß man sich sehr eng denken;[9]) sie gingen bei ihm aus und ein, und auch Boehlendorff hat noch Jahre danach bei ihm Zutritt gehabt. Schiller, so erzählt Rist, habe er selbst während seines Jenenser Aufenthaltes nie gesehen, da der Dichter wegen seiner Kränklichkeit das Zimmer nicht verlassen habe. Von den freien Männern ist ihm (außer dem noch zu nennenden Eschen) nur Gries später nahe getreten; über Boehlendorffs scheue Annäherungsversuche wird noch zu reden sein. »Wenige Auserwählte erfreuten sich des Zutritts zu Schiller«, sagt Rist, »von Studenten keiner, soviel auch poetische Versuche ihm eingereicht wurden, soviele sich auch zu Kollegien meldeten, die er anschlug, ohne zu lesen.« Goethes Gemessenheit hatte etwas Rätselhaftes für die jungen Leute; man sah seine verehrte Gestalt oft, sei es im Theater zu Weimar, sei es beim Schlittschuhlauf auf der Saale am Paradiese, sei es im Professorenklub, »zu welchem und dem vierzehntägigen Konzert die gebildetern Studenten sich unterschreiben durften«. Rist erzählt uns von solchen Begegnungen in Jena und Weimar: »Da pflegte, im kaneelbraunen Oberrock, hochzugeknöpft, mit langem steifen Zopf und hochgestutztem Hut, den nur er noch trug, der stattliche gerade Mann mit dem schönen Antlitz, auf der gefrorenen Saale, in würdig langsamen Bewegungen unter den Schlittschuhläufern zu erscheinen. Glücklich, wem sich ihm zu nahen, wem im Kränzchen auf der Rose bei den kleinen geselligen Spielen und Tänzen seine Hand flüchtig zu berühren vergönnt war! Im Schauspiel

zu Weimar war er es, nicht die herzogliche Loge, was die Augen auf sich zog, nach dem Sperrsitz in einer der vordersten Reihen hin.« Die Theaterabende in Weimar wurden den Freunden überhaupt zu Festen, und Rist berichtet auch von den begeisterten Rückfahrten nach Jena, die man nach einem guten Abendessen beim Italiener antrat: »Der fröhliche Übermut machte sich im Wagen durch laute Gesänge Luft, und jeder hatte noch in den Zwischenräumen tausend beobachtete Schönheiten des Stücks oder des Vertrags zu preisen.« Im Professorenklub zu Jena sah und sprach Boehlendorff auch gelegentlich eine Dichterin, die Professorin Sophie Mereau, Brentanos spätere Gattin, die sich die Äußerungen seiner schwärmerischen Verehrung gefallen ließ. Bekannt geworden ist er ferner wohl mit dem Geschichtsprofessor Woltmann, dem Landsmanne Herbarts. Daß Boehlendorff, wie Gries und Rist, mit den Söhnen Herders und dem Herderschen Haus sich befreundet hätte, dafür habe ich keinen Beleg gefunden.

Unter den Freunden selbst herrschte ein überschwenglicher Freundschaftston, durch den indes doch die Unterschiede der Charaktere deutlich zu erkennen sind. Den treffendsten Beleg für diesen Ton haben wir in Gries' Gedichten. Gedruckt sind von den hierher gehörigen nur einige, auch diese ohne Nennung des Namens der besungenen Freunde.[10]) Die übrigen aber werden in Gries' sauberer Handschrift in Hamburg aufbewahrt,[11]) und wir werden öfter Gelegenheit haben, aus diesen »Versuchen« zu zitieren. Schmerzlichen Widerhall fand in Gries' Versen sogleich das Ereignis, das Ostern 1796 aufs neue eine Lücke in den Kreis der freien Männer riß.[12]) Damals ging Rist zu weiterem Studium nach Kiel, Berger und sein Freund, der Philosoph Hülsen, brachen zu einer Reise nach Dresden und weiter in die Schweiz auf. Mit flehenden Bitten, des Bündnisses nicht zu vergessen, entläßt Gries seinen Freund Rist; es sind an sich unbedeutende Verse, die aber doch gut malen:

»Gedenk', o Freund, an jenen Götterabend,
Der noch mit nie gefühlter Wonne labend
Mein trunknes Herz mit Götterahnung hebt;
Wie wir bei der gefüllten Gläser Klange,
Bei Voß und Schillers himmlischem Gesange,
Laut jubelten vom Punsch belebt.

Dann eilten wir, von Lunas sanftem Strahle
Beglänzt, ans Ufer der geliebten Saale
An unsrer Mitverbundnen Arm
Und stürzen hin auf die betaute Wiese,
Und jauchzten laut in Jenas Paradiese
Vom Hochgefühl der Freundschaft warm.«

Und er schließt endlich mit der feurigen Versicherung, daß eine innere Trennung unmöglich sei: »Wir lieben ewig, denn einst liebten wir!« Das ist nicht etwa eine einmalige pathetische Wendung, sondern sie kehrt wörtlich am Schluß zweier anderer Griesscher Abschiedsgedichte wieder.[13]) Die ganze Trennung der Freunde (etwa am 1. April) war ein Vorspiel der 1 Jahr später erfolgenden.[14]) Man kann nicht voneinander lassen; Boehlendorff, der stets Reiselustige, schließt sich an Rist, um mit ihm und dem weit trockeneren Fromm, der nicht zur Gesellschaft gehörte,[15]) bis Göttingen zu reisen, wo er wohl nebenbei Köppen besuchen wollte. Bis Gotha aber wurden wiederum alle von Gries, Berger und Hülsen begleitet; man übernachtete dort in der »Schelle« am Markt und trennte sich am nächsten Morgen »mit großen Schmerzen«.

Das Wintersemester 1795/96 war für alle Freunde so voll von unvergeßlichen Anregungen gewesen, daß noch in weit späteren Jahren Rist, der überhaupt nur vier Monate persönlich zur Gesellschaft gehört hatte, diese kurze Frist seine »Heldenzeit« nennt.[16]) Auch Herbart spricht von ihr 1798 als von dem glücklichsten Vierteljahr, das er bisher erlebt habe. Nicht für alle sollten die empfangenen Anregungen in gleicher Weise fruchtbar werden. Sicher ist es, daß mancher, der sich in den im Freundschaftsenthusiasmus geschaffenen Traumbildern verlor, vom Leben später bitter enttäuscht und gebrochen werden konnte. »Klagen muß ich«, sagt Rist später, »wie viele dieses schönen, seltenen Kreises verloren sind. . . . Es war eine gefährliche Zeit für Jünglinge von Geist, und diese Jahre die gefährlichsten. Heftig aufgeregt und angezogen von allen Seiten, bewegte sich das Leben zwischen lauter Extremen; die Richtung fehlte, und wo sie sich feststellen wollte, da griff der gewaltige äußere Drang der Revolution und des Krieges verstörend ein. Goethe und Fichte hoben die Geister in einen Brennpunkt des Lichts und der Wärme, dem die Naturen, welche nicht im Innern ein starkes Gleichgewicht trugen, nicht widerstehen konnten. Grenzenlose Hoffnungen, die kühnsten Entwürfe rissen die besseren Geister fort.« [17]) An anderer Stelle meint Rist, die Erregung seiner Jugendzeit sei noch tiefer und gefährlicher gewesen als die der Sturm- und -Drangperiode, und es ist, als ob er auf Boehlendorff zielte, wenn er fortfährt:[18]) »Es trat eine jugendliche, poetisch-ästhetische Begeisterung in die von Gegensätzen bereits aufgewühlte Zeit; — sie wirkte hie und da versöhnend, rettend, oft irre leitend, nicht selten empfängliche, doch beschränkte Naturen von Grund aus auflösend oder zerrüttend. An der Stirne trug sie

die Lehre: alles Schöne sey gut, und gut nur das Schöne; in ihrem Kern ein vornehmes Selbstbewußtsein der Gottähnlichkeit. Schillern lesen, galt Vielen für Bildung erwerben, Goethe studieren für ein ernstes Geschäft, Steine und Bäume zeichnen für ein Studium von Kunst und Natur... Es war eine gewaltige, eine chaotische Zeit; und wenn nicht die kämpfenden Elemente einander das Gleichgewicht gehalten hätten, so wären die besseren unter der Jugend alle zu Grunde gegangen.« Speziell auf die Gesellschaft der freien Männer kommend, sagt Rist dann aber auch: »Was wir gestrebt und gewollt, war Großes und Treffliches; was wir geleistet, ist wenig. Aber deshalb schmähen wir die schönen Träume unserer Jugend nicht.« Er segnet den Jenenser Winter wie eine Zeit der Auferstehung. Und so dachten viele der tüchtigen Männer, die aus dem Kreise erwuchsen.

Überschwenglich sind freilich selbst die Smidt, Herbart und Rist trotz ihres geraden hellen Sinnes in jener Zeit gewesen. Es gab auch damals wohl Leute, die über sie die Achseln zuckten. So sagte der oben erwähnte Fromm 1796 einmal höhnend zu Rist[19]): »Ah — Du warst gewiß von den freien Männern — ja ich weiß, das war ihr Ton so — nun und schwärmen die denn da noch immer so? um's Himmels Willen!« Und es ist zu vermuten, daß Clemens Brentano diese Kreise meint, wenn er im »Godwi« das übersentimentale Wesen der letzten akademischen Generation sarkastisch verspottet.[20]) Trotzdem war die Begeisterung rein, ehrlich und nicht affektiert. »O wehe, wehe denen, deren Herz arm ist!« — ruft Rist aus, als er Herbart jene Worte Fromms brieflich mitteilt. Und der Gleiche sagt in seinen Erinnerungen über die Jenenser Zeit[21]): »Schöne unvergeßliche Abende haben wir da erlebt; wir erfreuten uns alles Guten und Trefflichen in unserm Bereich, mit offenem, unschuldigen Sinn, und eine besser gestaltete Weltordnung ging in der Zukunft vor uns auf, weil wir sie im Herzen trugen. Reine Begeisterung, welcher der Gesang selbst nicht genügen wollte, trieb uns oft von den Gläsern hinaus ins Freie, und der Mond hat mehr als einmal die kleine Schar wahrhaft Seliger im Paradiese lustwandeln gesehen.« Unser Boehlendorff hielt sich an solchen Abenden besonders zu Gries, wie es dieser in einem drolligsentimentalen Erguß »An Böhlendorff« wenig später schilderte[22]):

»Wenn an des Flusses mondbeglänzten Wellen
Mein matter Fuß jetzt einsam wankt,
Denk' ich der Zeit — und Thränen ach! entquellen
Dem Aug' und trüber Sehnsucht Seufzer schwellen
Dies Herz, das Dir einst seine Wonne dankt'.

Dann schwebt die Nacht herbei mit leisem Gange,
Wo ich einst hier an Deiner Seite saß;
Wie bei der Freunde jubelndem Gesange,
Das Haupt gelehnt an Deine heiße Wange,
Ich tief in Deiner Seele las.«

Ein Mittelpunkt des freundschaftlichen Zusammenlebens wurde, außer dem Saaletal, zur Frühling-, Sommer- und Herbstzeit besonders die unvergleichlich gelegene Schwarzburg, die viele Male in Gries' Versen erwähnt wird. Rist schildert sie uns: »Noch sehe ich das alte, mit weißen Mauern auf dem von der Schwarza umflossenen Felsrücken aufsteigende Schloß, die himmlische, grüne Wiese mit dem kleinen Laubhügel in der Mitte, rings umgeben von hohen, schwarzbewaldeten Bergen, vor mir. Welche Morgenfrische, welche tiefe Ruhe! ein reinliches Wirthshaus und treffliche, wohlfeile Bewirthung setzte Allem die Krone auf.« Hier feierte man oft Abschied und Wiedersehen, etwa mit Liedern, die Gries für den Tag verfaßt hatte. Die Stätte war den Freunden auch dadurch heilig, daß unten im Dorf am Fuß der Burg eine Pfarrerstochter lebte, die ein nah Verbundener geliebt hatte: Baernhoff aus Riga, einer der Mitbegründer der Gesellschaft, von dem man das Höchste erwartete. Im Anfang des Jahres 1797 sandte Smidt Boehlendorff dorthin, um sich nach der Einsamen umzusehen, und dieser entledigte sich des Auftrages mit unendlichem Zartgefühl.[23]) Die Schwarzburg wurde den Freunden geradezu zum Wahrzeichen für alle teuren Erinnerungen.

Auf das unvergleichliche Wintersemester 1795/96 folgte kein ebenso ungetrübter Sommer, und auch der nächstfolgende Herbst und Winter gab zu Klagen Anlaß. Mit Berger war einer der Begründer der Gesellschaft aus Jena geschieden; er war, nachdem er eine überstürmische »jakobinistische« Periode seit Michaelis 1795 überwunden hatte, von durchaus günstigem Einfluß auf die Freunde gewesen, die an ihm, dem vier Jahre älteren, nicht nur herbe Jugendkraft, sondern vor allem Charaktergüte, ja kindliche Unschuld rühmten.[24]) Rist, der sich selbst frischen Mut und Vertrauen zum Leben, ein die Freunde erheiterndes Element, zuschreibt,[25]) war besonders geeignet gewesen, Zusammenhang zu schaffen; Herbart sagt einmal später von ihm[26]): »Wen sollte das nicht erheben, unter vielen Freunden, die mehr oder weniger gedrückt sind, den einzigen zu erblicken, der mit heller klarer Stimme spricht: ich bin froh und heiter; und von dem wir alle begreifen, wie er es durch sich selbst ward, und wie er es durch sich selbst bleiben wird.« Diese geselligen

Glieder waren nun geschieden, und Herbart vermißte in beiden, auch in Rist, obendrein Genossen, die mit vollem Ernst an den philosophischen Studien sich beteiligten.[27])

Diese Freude konnte er an Gries, Floret und Boehlendorff nicht erleben. Zwar brachte er mit Gries zusammen gewöhnlich nachmittags eine Stunde mit philosophischen Studien zu,[28]) aber die Hoffnung, daß diese mehr ästhetisch gerichteten Freunde »mit Selbsttätigkeit und dauerndem Eifer die Philosophie ergriffen«, mußte sich als trügerisch erweisen. So schreibt er denn auch 30. Juli 1796 an Smidt: »Floret, Gries und Böhlendorf hören zwar bey Fichten, ich zweifle aber, ob sie hier so glücklich sind, wie im Gebiete des Schönen.« Eigentliche Spannungen aber entstanden unter den Freunden im geselligen Verkehr. Boehlendorffs allzu leicht anhängliche Art schloß sich an einen neuen Freund, der dem untadligen Charakter Herbarts nicht zusagte, den aber Boehlendorff gleichwohl durchaus in die Gesellschaft aufgenommen wissen wollte, es war Beckedorf[29]), der dann durch den Livländer Reimers und seine Gruppe in der Tat von der Aufnahme zurückgewiesen wurde. Trotzdem verkehrte nicht nur Boehlendorff, sondern auch Gries nebst seinem älteren Bruder, der Herbart auch zunächst garnicht zusagte, lebhaft mit ihm weiter. Ebensowenig behagte Herbart, aus dessen Briefen wir von diesen Spannungen wissen, einer der Mitgründer der Gesellschaft, Lindner aus Mitau,[30]) der damals in Ronneburg sich aufhielt und alle vier Wochen nach Jena hereinkam. Daß Floret über die witzigen Späße solcher Herren lachen könne, war Herbart unbegreiflich; Floret erschien ihm überhaupt innerlich ungesellig.[31]) Über all diese Schwierigkeiten erstrebte Herbart zu Zeiten eine Aussprache mit Boehlendorff, ohne zu einem Ziel zu gelangen: »Mit Böhlendorff kann ich ganz wohl sympathisieren, aber garnicht mich mit ihm verstehen. Wir sind gern zusammen und suchen einander manchmal, aber wenn wir etwas überlegen wollen, so ist unsere Freude meistens dahin[32])«. »Ich verließ eben unsern Böhlendorf«, schreibt Herbart im selben Brief an Rist, »wir machten einen kleinen Gang vors Thor, unser Gespräch begann mit Klagen über Gries, wie es das schon öfter that, dann ärgerten wir uns über unsere Gesellschaften. Böhlendorff wollte die Form gebessert wissen, ich sagte ihm nach meiner Dir bekannten Weise stark und lebhaft, was ich dabey zu erinnern hatte — er wurde stumm, unser Gespräch schlich einsylbig weiter, wir trennten uns, und ich ging, lebhaft an alles unangenehme erinnert, ans Pult.« »Unsere Vergangenheit, unsere Zukunft lebt in meinem Herzen«, heißt es im

selben Brief, »aber die Gegenwart ist ein armes kränkelndes Wesen.«

Auch auf Gries' Seite hören wir ähnliche Klagen. Es ist das alles nicht so schlimm zu nehmen, vielfach handelt es sich eben nur um Eifersüchteleien ganz junger Leute; wie Herbart Boehlendorff, Gries und Floret abtrünnig nennt, wie Herbart und Boehlendorff zusammen über Gries klagen, so hält Gries seinerseits wieder Boehlendorff für wankelmütig. Vielleicht doch nicht mit Unrecht, denn auf Boehlendorffs Charakter wirft das folgende Griessche Sonett[33]) gewiß Licht:

»An Böhlendorff. Im August 1796.

Kannst Du fürchten, Zweifler, kannst Du wähnen,
Daß ein Herz, seit es Dich kannte, Dein,
Könne wanken, könne treulos seyn,
Könne Deine Zärtlichkeit verhöhnen,

Echter Freundschaft falschen Schein entlehnen,
Den Altar der Himmlischen entweihn? —
Kannst Du's glauben? — Nein, Du kannst nicht, nein!
Trockne, Teurer, Deines Zweifels Thränen!

Aber wenn Du jedem Jüngling winkst,
Eilst, ihm Deine Liebe anzutragen,
Willig jedem an den Busen sinkst,

Von entweihten Lippen Wonne trinkst —
Gernbetrogner, kannst Du dann es wagen,
Über schnellentflohnen Schein zu klagen?«

Die Eifersucht auf Gries' Seite Boehlendorff gegenüber steigert sich noch in einem langen späteren Gedichte, aus dem wir schon oben zitierten. Gries apostrophiert den treulosen Boehlendorff fast wörtlich wie Lenz die abwesende Friederike Brion:[34])

»An Böhlendorff. Im Januar 1797.

Wo weilest Du, nach dem mein Herz sich sehnet,
Den es zu lange schon vermißt,
Um den umsonst mein trübes Auge thränet —
Wo weilest Du, nach dem mein Herz sich sehnet,
Und ach! der mein vielleicht vergißt?

Der mein vergißt! — wie du mein Herz erschütterst,
Gedanke, finstrer wie die Nacht!
Mit Höllenqual durch jede Nerve zitterst
Und selbst die letzte Hoffnung mir verbitterst,
Die noch in meiner Seele wacht! —

Du liebtest mich — da waren schöne Zeiten,
Da lachte mir der Hain, die Flur;
Froh sah ich hin den Strom der Tage gleiten,
Du liebtest mich, da waren schöne Zeiten,
Doch jetzo trauert die Natur.

Kein Tag, der mir nicht trauriger und trüber
Wie der, der ihn gebahr, vergeht!
Vergebens blickt mein Aug' zu Dir hinüber,
Ach! Deins geht kalt und stumm bei mir vorüber,
Kein Blick, der meinen Wunsch versteht!

Ach! fremde Menschen haben uns geschieden!
Sie traten zwischen mich und Dich;
An ihrer Brust fandst Du der Freundschaft Frieden,
Einst auch an meiner! — ach! hienieden
Giebt's fürder keinen mehr für mich!

Vergebens stürz' ich oft der Freude Becher
In mich hinein; vergebens droht
Der schärfste Pfeil aus Eros gold'nem Köcher
Mir in des Mädchens blauem Auge; schwächer
Wird Nektar selbst, den mir die Holde bot.

Wenn von der Kerzen Schimmer sie geblendet
Sich an mich schmiegt, ihr Athem um mich weht
In raschem Wirbeltanze: o so wendet
Mein Auge von dem Mädchen sich und sendet
Zu Dir den Blick, der seinen Sieg verschmäht.

Selbst wenn von Orpheus-Mozarts Melodien
Der Götterton durch meine Saiten hallt,
Versink' ich bald in düstre Phantasien,
Entfloh'nes Glück seh' ich vorüberziehen,
Wie um sein Grab ein Schatten wallt.«

Man suchte sich trotz solcher schmerzlicher Mißstimmungen immer wieder; so ringt sich denn auch Gries am Schluß dieses Gedichts wieder zu der rettenden Hoffnung durch: »Wir lieben ewig, denn einst liebten wir!« So ist auch ein Briefchen erhalten,[35]) in dem Herbart den solange von ihm innerlich getrennten Gries samt Boehlendorff und Floret offenbar zu einer Versöhnungszusammenkunft einlädt.

Wenn die drei poetisch sich versuchenden Floret, Gries und Boehlendorff sich eine Weile von Herbart zu lösen schienen, so lag das wohl auch einfach daran, daß sich bei ihnen das Bedürfnis nach äußeren Erlebnissen mehr zeigte als bei dem einen geraden, einsamen Weg schreitenden Herbart. Seine ernste, jugendlich-fromme Art trat hie und da in Gegensatz zu Boehlendorffs hin und her schweifendem, zu Gries' bei aller Tüchtigkeit und Überschwenglichkeit doch auch scharf ironischem, zu

Florets gutmütigem, aber egoistischem, sinnlichem und ungewissenhaftem Charakter.[36])

Darnieder zu liegen begann auch die Tätigkeit der Gesellschaft innerhalb der Sitzungen. Tüchtige Mitglieder, die dem engsten Freundeskreis sich anschlossen und auch ein ganz neues Interessengebiet eröffneten, traten immerhin im Laufe des Jahres 1796 neu ein: am 31. Juni Rudolf Steck und J. R. Fischer aus Bern, ein Jurist und ein Theologe, die beide schon ihre Schweizer Examina (der erste sogar praktische Tätigkeit in der Staatskanzlei) hinter sich hatten.[37]) Mit ihnen studierte Herbart jetzt Philosophie.[38]) »Sie vereinigen«, schreibt er, »erstaunlich viel Geist mit großen Kenntnissen und dem vortrefflichsten Charakter, sie sehen mich gern, ich esse abends bey ihnen, wahrscheinlich wird auch Böhlendorf, wie er schon angefangen, unsere Gesellschaft vermehren.« An Steck hat sich dann besonders Boehlendorff geschlossen, wie auch Gries ihm sehr anhing. Boehlendorffs Eifer für die niederliegende Gesellschaft blieb groß. Das wird mehrfach anerkannt. Anfang Dezember 1796 schreibt Herbart an Smidt: »Unsere Gesellschaft ist tief von ihrer Höhe heruntergesunken. Der Mitglieder sind so wenige, und der einzige der Zeit, Lust und Kraft, für sich etwas zu thun, in sich vereint, ist Böhlendorf.« Und etwas später schreibt Steck[39]): »Die hiesige Gesellschaft vegetiert bloß noch, und hätten Fischer und Böhlendorf sich ihrer nicht so getreu angenommen, kaum wäre ihr auch dieser Rest von Dasein geblieben. Es fehlt an einem vorzüglichen Mann, der im Mittelpunkte steht.« Naturgemäß war es, daß die tüchtigen Elemente im Anfang des Jahres 1797 nach einem Ausweg, einem neuen Felde suchten. Doch damit eilen wir voraus.

Daß Boehlendorff selbst erkannte, wie schlecht es mit der Gesellschaft stehe, sehen wir aus einem Brief, den er am 18. August 1796 an einen Freund, der Jena auch Ostern 1796 verlassen haben muß, an den freien Mann Spiegel aus Braunschweig[40]) richtete. »Ich komme soeben aus der Gesellschaft,« heißt es in diesem Schreiben. »Was soll ich von dieser sagen? Der gute Geist ist aus ihr entwichen und die Langeweile herrscht mit eisernem Scepter. Der Gott des Stillschweigens ist gesezt, den Kranz auszutheilen, für jede gute und für jede schlechte Frucht, und wo das allgemeine Interesse sich verlor, da reißt auch das Band, das einzelne an den großen Gedanken knüpfte, die in ihrer Bemühung, eine neue Periode anzufangen, ununterstützt, in sich selbst zurück sanken.« Man habe in der Sitzung einen schönen Brief des Lüneburger Freundes Krüger vorgelesen, ohne

daß dessen helle, warme Seele verstanden sei. »Beim Aufbruch der Gesellschaft sagte ich meine Gedanken über sie, dieselben, welche ich Dir jetzt niederschrieb, laut und frei, und daß es der Gesellschaft wie sie jetzt war, besser wäre, nicht zu seyn, als Zeit und Sinn auf diese Weise zu tödten. Man stimmte mit mir ein, man verwieß die Sache auf die Zeit. Da ich nun die Zeit für eine schlechte Erfinderin halte, und Menschen, die ihr ihre Rechte übergaben oder ihre Hoffnungen, für eben so schlechte Erfinder, so muß ich Dir wenigstens sagen, daß Du für jetzt von der Gesellschaft nichts erwartest.« Er habe freilich, sagt Boehlendorff im gleichen Briefe, auch letzthin herrliche Tage verlebt, indem er mit den beiden Brüdern Gries, mit Floret und Beckedorf von Naumburg aus, wo es im Wirtshaus zum Goldenen Scheffel beim Rheinwein hoch hergegangen sei, die Schönburg und Rudolsburg besucht habe. Ein andermal sei man nach Ronneburg gegangen, »wo eine große Anzahl von schönen Frauen uns in wogenden Reihen entzückten — Auf dem Rückgange vertraten uns an einem Erndtefelde artige Schnitterinnen den Weg und kränzten uns mit Aehren«. »Manches Abenteuer«, heißt es, »könnte ein artiges Gemälde machen, wenn nur der Mahler wäre. Guter Spiegel, der Mahler ist nicht gestorben, der das alles so in seine Seele aufnahm, daß die lebendige Liebe es wieder beseelt aufs Papier werfen konnte,[41]) aber — er lebt auch nicht — und das ist eben der elendeste Zustand, dieses Mittelding von Leben und Tod, welches keins von beyden ist. So hat dieser Sommer viel gleichgültige Augenblicke gehabt, bessere wenig. Doch ich bin vielleicht ungenügsam, weil ich sie mit dem seltnen Winter vergleiche, der mir so viel gab.«

Aus all diesen Äußerungen spricht neben jugendlicher Lust am Schwärmen und sorglosen Wandern eine aufs Gute gerichtete, nach Fortschritt strebende Gesinnung. Das gleiche hört man aus Boehlendorffs Worten über den oben erwähnten Lindner[42]), der im Begriff sei, nach Italien zu reisen. »Wie unglücklich doch ein so reicher Mensch sein kann! Ich habe schreckliche Worte von ihm gehört, die ein tiefes Denkmal ihm in meiner Seele seyn werden, nicht, daß ich mich dran erfreue, sondern daß ich schaudre und für ihn bete — denn man kann nicht mehr thun, als für ihn beten, daß das Schicksal das Ruder ergreife, das er nicht halten kann. — Eine bessere Periode kann ihm noch werden, aber er wird sie nicht erschaffen.«

Boehlendorff sendet mit diesem Schreiben eine in der Gesellschaft vorgelesene Arbeit, die er schon vorher an Köppen

geschickt habe, der ihm darüber einiges geschrieben. Bald will er einige »Gedichte« senden. Auch in der oben zitierten Briefstelle war ja von dichterischen Gemälden die Rede.

Von den dichterischen Versuchen nun, die Boehlendorff in der Zeit von 1795 bis Anfang 1797 niederschrieb, haben sich ziemlich reichliche Proben erhalten, obwohl meines Wissens nichts davon gedruckt ist. Der unermüdliche Gries legte sich zwei saubere Heftchen an, »Gedichte von Freunden«, deren Inhalt ziemlich genau datierbar ist.[43]) In diesen in Hamburg bewahrten Heften stehen vor allem zahlreiche Boehlendorffsche Gedichte, von denen etwa fünfzehn dem genannten Zeitraum angehören. Zusammen mit Gries' »Versuchen« bieten diese Aufzeichnungen ein Bild des Dichterkreises Gries-Boehlendorff-Floret in den erwähnten Jahren.

Gries hat von seinen Gedichten aus dieser Zeit nur wenig, Boehlendorff, so viel ich sehe, nichts drucken lassen. Über die großenteils konventionellen Frühversuche aller drei abzuurteilen, kann daher nicht in unserer Absicht liegen. Sie sind lediglich in Kürze zu charakterisieren, und es ist dabei zu bemerken, daß aus ähnlich nachahmenden Versuchen sich doch schon oft später achtenswerte lyrische Talente herausentwickelt haben, wenn Selbstkritik und selbständigeres Erleben zusammenhalf.

Rist erwähnt einmal,[44]) daß Schillers »Ideale« und »Götter Griechenlands« sowie »Goethes erste lyrische Gedichte gesammelt« die Jugend besonders erregt und gefesselt hätten. Wir erfahren auch aus einem Brief Herbarts[45]), daß ein Teil der Freunde (Boehlendorff und Floret waren nicht dabei) in Weimar nach einer Hamletaufführung sich beim Champagner an Schillers »Würde der Frauen« begeisterte. In der Hauptsache jedoch folgten Boehlendorff und Floret als Lyriker Goethe, nicht Schiller nach, und nur Gries wurde später (als Balladendichter) ein direkter Nachahmer der Gedichte Schillers. Bei einer Reihe von Gedichten genügt es freilich, wenn wir überhaupt nicht an so vornehme Vorbilder, sondern an den Durchschnitt der Almanache anknüpfen. Immerhin bemühten sich Boehlendorff und Floret, den einfachen lyrischen Ton zu treffen, der in ihren Kreisen als Probe des eigentlichen Dichtertalents galt.[46]) Daß sie ihn in dem folgenden Wettgesang doch nicht wirklich fanden, sondern vor allem ein leis reflektierendes Element des herrlichen Goetheschen Musters »An den Mond« sentimental fortspannen, liegt auf der Hand. In Gries' Abschriften folgen aufeinander die Gedichte:[47])

»Friede.

Selig, wer den Frieden fand
In dem Strom der Welt,
Den mit zarter Mutterhand
Die Natur erhält!

Ach! uns wirft die wilde Flut
Weg aus stiller Bahn
In des Strudels grause Wut,
Gegen Klippen an.

Selten wird der Sturm besiegt,
Tönt Triumphgesang;
Denn die müde Kraft erliegt
Leicht dem Wogendrang.

Jenes Ufer, das uns blau
Aus der Ferne winkt,
Hüllet sich in dunkles Grau,
Wenn die Sonne sinkt.

Weh uns in der schwarzen Nacht,
Wo kein Sternchen glüht,
Nur der Stürme Donner wacht,
Alle Kraft entflieht!

Wohl dem Mann, an dessen Brust
Sich die Woge schellt,
Der dem Sturme Lebenslust
Kühn entgegenstellt!

Muthig ringt er sich an's Land,
Das sein Blick erspäht,
Wo an weicher Hügelwand
Schlummer ihn umweht.

Selig, wer den Frieden fand
In dem Strom der Welt!
Selig, wen mit Mutterhand
Die Natur erhält! Floret.

Freundschaft, an Floret.

Selig, wer die Freundschaft fand
In dem Strom der Welt!
Selig, wen mit treuer Hand
Sie am Busen hält!

Ach! verlassen und allein
Ringt manch Menschenherz,
Sehnt und sucht und erndtet ein
Hoffnungslosen Schmerz.

Keiner, der den frohen Muth
Dieser Seele liest!
Keiner, dem das Aug' voll Glut
Nur verständlich ist!

Lange sucht sein Herz umher,
Findet nirgends Rast,
Bis — ein Sturm auf wildem Meer —
Ihn Verzweiflung faßt.

Lebenssatt auf öder Spur
Irrt sein Fuß umher,
Suchet Trost bei Dir, Natur!
Findet Dich nicht mehr.

Keine Liebe rings umher!
Einsam, wie das Grab!
Und sein Aug' blickt thränenschwer
In die Flut hinab. —

Aber selig, wer sie fand
In dem Strom der Welt,
Freundschaft mit der treuen Hand
Warm am Busen hält.

Mitten durch der Klippen Drang,
Durch des Sturmes Wut,
Segelt er mit Jubelsang
Auf des Lebens Flut.

Wenn die letzte Welle bricht
Und das Schifflein sinkt,
Sprich er: Dich verlass' ich nicht,
Freund — der Morgen winkt! Böhlendorff.«

Auf diese harmlosen Versuche ließ dann Floret noch ein zweites wenig bedeutendes Gedicht »Freundschaft« im gleichen Versmaß folgen. Gries aber, der spätere Übersetzer, empfand doch trotz der Schwäche der zitierten Versuche, daß er an eigentlichem Schöpfertalent unter den Freunden stehe, wie aus dem folgenden überbescheidenen Sonett deutlich hervorgeht:[48])

»An Floret und Böhlendorff. Im Junius 1796.

Sagt' ich nicht, die himmlische Kamöne
Habe mir den Weihekuß versagt?
Ach! dem Echo hab' ich's oft geklagt;
Unerbittlich blieb die stolze Schöne.

Aber Euch, Apollons edle Söhne,
Gab sie zwiefach, was sie mir versagt,
Und vergebens hab' ich es gewagt,
Nachzulallen Eurer Lieder Töne.

Aber ist gleich Flakkus Kunst nicht mein,
Dennoch, wenn Ihr Fried' und Freundschaft singet,
Fühl ich's, wie Eu'r Ton mein Herz durchdringet.

Drum so nehmt in Euern Bund mich ein;
Mögt Ihr Frieden meinem Herzen singen,
Freundschaft will ich Euch, Ihr Theuern, bringen.«

Wir haben uns überhaupt vorzustellen, daß vor allem Boehlendorffs Ruf als Lyriker unter den Freunden feststand, auch wenn er selbst bescheiden ein Gedicht beginnt:[49])

»Ich singe nur ein kleines Lied,
Das nicht ins Weite ringet.«

Sicheren Lohn verheißt ihm jedenfalls in einem Distichengedicht »An Böhlendorff« Floret[50]):

»Aber auch würdiger Lohn wird jedem Dichtergesange,
Wenn er im Stillen ein Herz seinem Erfinder gewinnt.«

Am wenigsten Ruhm bei der Nachwelt hat sich unter den drei Freunden Floret errungen.[51]) Wenige seiner Gedichte sind gedruckt, was aus ihm geworden, weiß man nicht; Rist sagt:[52]) »Floret hatte das Gesicht einer Eule, die Gutmütigkeit eines Kindes, den Egoismus eines Mädchens, und den ganzen Eigensinn mit der ganzen Sinnlichkeit eines Dichters. Ihn beherrschten die beiden ganz, und beide waren es, die sein seltenes lyrisches Talent im Keime verderben ließen. Er ist unter denen, an welchen viel verloren gegangen ist.« An ihn richtete Gries das Gedicht »An einen jungen Dichter«, das den zweiten Band seiner gesammelten Gedichte eröffnet:[53])

»Was willst denn Du in den Pandekten?
Was sucht Dein Blick?
Wie? Grazien und Musen schreckten
Dich nicht zurück?«

Für einen so vom Geschick Begünstigten schicke sich kein so trockenes Studium, meint Gries, der doch selber noch dabei aushielt. Man erhoffte viel voneinander; und es ist so gut

wie sicher, daß Herbart die Freude an den dichterischen Produktionen dadurch erhöhte, daß er einzelne in Musik setzte,[54]) die dann vielleicht an Herbarts oder an Gries' »trefflichem Piano«[55]) vorgetragen wurden. Wollten die jungen Poeten zu gewichtigeren eigenen Leistungen kommen, die außerhalb des Freundeskreises Interesse finden konnten, so war vor allem eins nötig: daß ein ereignisreiches Leben sie in liebevolle Schule nahm. Denn es waren ja gewiß reine und erhebende Stimmungen, die Boehlendorff im Anschauen der größten Dichter seines Volkes erlebte, aber leider garnicht solche, aus denen ursprüngliche Dichterwerke hervorgehen. Auch seine Liebesgedichtchen sind noch ganz spielerisch und ohne Schwergewicht. Wir übergehen die weiteren Boehlendorffschen Produktionen dieser Zeit und erwähnen nur als seltsamen wehmütigen Widerspruch zu Dingen, die wir später hören werden, daß Boehlendorff damals in den neun Strophen »Der Greis im Frühlinge« sich das selige Alter eines in innerer Jugendkraft Glücklichen ausmalte.[56])

Von größeren Arbeiten dieser Periode Boehlendorffs wissen wir nichts bestimmtes. Das umfangreichste aller Gedichte,[57]) 21 Stanzen lang (gewidmet »Meinem Peter von Firks«, einem auch in Jena studierenden Landsmann Boehlendorffs, der ihn vielleicht schon damals unterstützte), läßt in seinem zwar höchst unklaren, aber sehr feierlichen, an Goethes »Zueignung« erinnernden Ton erkennen, daß Boehlendorff wohl schon größere Vorsätze hatte als nur die, ein bescheidener Liederdichter zu werden. Dasselbe scheint aus einer Bemerkung seines nächsten erhaltenen Briefes hervorzugehen. Ausgearbeitet hatte er auf dramatischem Gebiet schwerlich etwas.

Seit Michaelis 1796 war Floret nicht mehr in Jena,[58]) er war nach Göttingen gegangen. Aber Ende 1796 und Anfang 1797 wurden zwei junge Männer in die Gesellschaft aufgenommen,[59]) die auf poetischem Gebiet für Boehlendorff neue Anregungen bringen konnten: Friedrich Muhrbeck aus Greifswald und Friedrich August Eschen aus Eutin, ein Schüler Vossens. Muhrbeck war freilich studierter Philosoph; aber seine schwärmerischen Briefe[60]) zeigen ihn durchaus in einer Mittelstellung zwischen Dichtung und Philosophie. Er hatte sich bereits am 24. Februar 1796 mit 20 Jahren in Greifswald die Magister- und Dr.-Würde erworben und das Rigorosum glänzend bestanden, trotzdem er sich in großer Bescheidenheit »magis patris jussu, quam imbecillibus viribus fidens meis« dazu gemeldet und es sich selbst durch Gewissenhaftigkeit erschwert hatte. Sein Vater war in Greifswald Ordinarius der Philosophie,

Wolfianer und Gegner Kants, ein tüchtiger, ehrlicher Mann. Zweifellos ging er mit dem Plan um, seinen Sohn zur Fortsetzung seiner eigenen Lehrtätigkeit zu bestimmen, zunächst aber hatte er den noch jungen Mann, dessen Gesundheit nicht die festeste war, auf »gelehrte Reisen« geschickt, und so war dieser, wohl mehr sua sponte als patris iussu, in die Stadt der modernsten Philosophie gekommen. Muhrbeck, als gemeinsamer Freund Boehlendorffs und Hölderlins, wird uns noch weiter interessieren. Auch Eschen, der im Goethe-Schillerschen Briefwechsel mehrfach erwähnt wird, ist für später wichtig. Unter all diesen Freunden besaß Boehlendorff als Poet eine angesehene Stellung. Man war von der Reinheit seiner Begeisterung, ja von seiner Mission überzeugt. Man höre Steck, der am 11. Februar 1797 an seine Mutter schreibt: »Wir haben heute einen schönen Morgen verbracht, der helle unbewölkte Himmel und so viele Vorboten des Frühlings lockten uns ins Freie, wir verließen frühe mit unsern Freunden das dumpfe Zimmer, bestiegen den nahe gelegenen Berg. Angekommen auf dem Gipfel hob Böhlendorf mit einigen Gedichten, die er uns vorlas, noch mehr unsere Stimmung, es war so rein in uns und außer uns, jeder fühlte sein Herz im Busen des andern.«

Trotz solcher glücklichen Stunden florierte das Leben in den eigentlichen Sitzungen für die älteren, geistig verwöhnten Mitglieder nicht mehr genügend. Herbart, der ja nur Boehlendorff wirklich tätig nennt, klagt darüber, daß jetzt nur noch zu den Sitzungen berufen werde, daß die Vorträge schlecht und flüchtig seien. Und so spricht denn der eben erwähnte zweite Brief Boehlendorffs, am 2. März an Smidt gerichtet, von ganz neuen Plänen der die Geduld verlierenden Freunde. Es ist wohl sicher, daß die Schweizer Genossen Steck und Fischer, die Jena Ostern zu verlassen gedachten, Boehlendorff auf den Gedanken gebracht haben, in die Schweiz zu gehen, indem sie ihm — vielleicht unter Mitwirkung eines gleichfalls in Jena studierenden jungen Berners namens Sinner[61]) — dort auch Erwerbsmöglichkeiten in Aussicht stellten. Berger war schon in der Schweiz. Herbart dachte seit Anfang Februar[62]) auch daran, eine Hauslehrerstelle dort anzunehmen, und Muhrbeck wünschte im Waadtland seine angegriffene Brust zu erholen. Soviel ist sicher, daß Boehlendorffs Absicht eher fest wurde als die Herbarts, und daß er hier nicht nur im Gefolge Herbarts handelte.[63]) Am 22. Januar bereits berichtet Köppen aus Göttingen an Smidt, Boehlendorff und Raison (auch ein Kurländer, damals wohl in Göttingen) wollten in die Schweiz, am 15. Februar schreibt der-

selbe, Boehlendorff sei über seinen Plan ganz in Ekstase, und am 26. Februar hören wir wieder von Köppen, Boehlendorff habe in Bern eine Hofmeisterstelle angenommen und werde wohl in der Schweiz nicht Zeit zum Reisen haben. Gleichzeitig nämlich forderten die Freunde Smidt auf, eine Erholungsreise in die Schweiz zu unternehmen, und dieser zeigte sich geneigt. Auf eine solche Äußerung Smidts antwortete nun Boehlendorff am 2. März enthusiastisch; die beiden hatten sich im Spätsommer 1795 nur eben äußerlich kennen gelernt, jetzt aber soll die Schweiz den völligen inneren Bund herstellen. »Dank Dir, lieber Smidt«, beginnt Boehlendorff, »daß Du mir zu schauen [in einem Brief] gegeben hast, was ich nicht umhin konnte zu glauben, weil ich Dich immer in Deinen Freunden sah. In dem schönen Schweizerthale, davon Du sprichst, soll auch Dir der Fremdling vertrauter werden, der sich so innig Deinem Wesen verwandt fühlt, wie Du es in Deinem lieben, herzlichen Briefe äußerst.« Er teilt Smidt ferner bestimmt mit: »Endlich ist es auch völlig entschieden, daß unser liebe Herbart mit uns reist und der bestimmte Tag unsrer Abreise ist der 26. März. Wir gehen über Göttingen. Die Reisegesellschaft von hier ist Fischer, Steck, Herbart, Muhrbeck, Lange [ein junger Bremer] und ich — außer noch einigen Freunden, die bis Göttigen und weiter uns begleiten wollen — der Schweizer Fehr schließt sich in Göttingen an uns und nun ist unser einziger, bester Wunsch, daß wir Dich, Bester, mit Raison und Köppen mit in unsern heiligen Kreis schließen und so die seltne Reise machen könnten! Alle, alle bitten Dich, und Du würdest auch wohl auf Köppen und Raison wirken.« Gelinge das alles, meint Boehlendorff, so habe »der Himmel gewiß noch nie mit so vielem Wohlgefallen auf eine Reisegesellschaft herabgesehen, als auf die unsrige«. »Von hiesigen Angelegenheiten iezt kein Wort,« heißt es weiter. »Ich habe kaum in meinem Leben so intensiv gelebt, als ich iezt lebe, und doch hatte ich in meinem Leben nie die Menschen so herzlich, herzlich lieb, als gerade in diesem entscheidenden Augenblicke, da ich mich gefaßt mache, ihnen aus dem herrlichen reichen Lande der Phantasie etwas mitzubringen, daß sie mich lieben mögen. — — Nun muß ich noch einmal an Köppen mit aller Gewalt, bürgerlicher und geistlicher, auch Künstlergründen anstürmen und dann jubelt mein Herz dem großen Vereinigungspunkt entgegen. — — Ja Smidt! Da wollen wir mit dem ganzen vollen Bewußtsein unsers Lebens leben — da wollen wir fröhlich sein, wie die Kinder, und wie Männer fröhlich sind — da wollen wir, auf den Bergen, wo wir ihnen

näher sind — mit den Göttern reden — da wollen wir Freunde uns die Hände drücken — und ich sehe dort meinen Berger wieder!«

Also Boehlendorff ist in der Tat außer sich. Er denkt offenbar daran, daß ihm in der Schweiz ein größeres Dichterwerk reifen solle. Ruhiger hören wir in der gleichen Zeit Herbart sprechen. Er hatte sich auf Zuspruch seiner Mutter, die auf die Schweizer Freunde viel gab und wünschte, daß ihr Sohn weiter unter ihrem Einfluß stehe, entschlossen, das nicht beendete Studium abzubrechen, um es nach 2—3 Jahren wieder aufzunehmen. Er beabsichtigte aber, sein Glück erst zu verdienen, war für sich, Fischer und Boehlendorff auf ein angestrengtes Arbeiten gefaßt, und zwar »in Kreisen, die unsre Kräfte kaum werden ausfüllen können, und die uns also zur äußersten Thätigkeit auffordern«.[64]) Fischer dachte an ein Predigeramt in Bern. Wieweit die ergriffene Beschäftigung als Hauslehrer sich bei Herbart und Boehlendorff in den Gang ihrer Charakter- und Bildungs-Entwicklung einfügen werde, darauf kam es an, wenn man beurteilen wollte, ob für beide die Unterbrechung des Studiums zu billigen sei.

Daß der Abschied von Jena durch wiederholte Feste begangen wurde, ist selbstverständlich.[65]) Als Boehlendorff mit den Schweizer Freunden zum letztenmal im Professorenklub war, versprach ihnen Sophie Mereau nebst zweien ihrer Freundinnen, bald den Genfer See und die Alpen zu besuchen; Boehlendorff ließ sie dann nach seiner Abreise noch durch Eschen um ein Erinnerungsblatt von ihrer Hand bitten, und sie entsprach dem. Am 22. März war der letzte offizielle Abend der Gesellschaft vor dem Aufbruch. Man begrüßte zwei neue Mitglieder, Schildener aus Greifswald (später dort juristischer Professor) und May aus Bern (später dort Staatsschreiber), so daß die deutsche und die Schweizer Partei unter den Zurückbleibenden neu ergänzt war. Gries, mit dem noch Eschen weiter in Jena zu bleiben gedachte, versicherte in einer Rede, weiter für die Gesellschaft sorgen zu wollen, und Herbart trug einen Plan »zu einem auch künftig bestehenden rechtlichen Verhältnis der Gesellschaft« vor. Am 24. war man abends bei Boehlendorffs Freund Peter von Firks. In der Nacht ging man noch gegen 12 mit den höchsten Erwartungen zu Fichte, der am nächsten Morgen auch zu reisen gedachte und so spät noch die Freunde beim Punsch erwartete. Die Stunden bei ihm verliefen jedoch nicht nach Wunsch; Fichte war höflich statt warm, auch blieb seine nicht beliebte Frau zugegen, von der Rist einmal sagt, die Wissenschaftslehre würde liebenswürdiger sein, wenn sie es wäre.

Als man sich um vier Uhr trennte, zeigte sich Fichte doch bewegt. Zur Reisegesellschaft gehörten außer den Genannten auch Herbarts Mutter, die nach Oldenburg wollte, Gries und Firks, die bis Göttingen mitzufahren gedachten. Um fünf Uhr morgens ging es am 25. bereits fort, also einen Tag früher, als Boehlendorff oben schrieb, in vier Wagen, über Erfurt und Neu-Dietendorf nach Gotha. Dort machte man Besuche, besah Schloß, Bildergalerie und die von Döll geleiteten Kunstsammlungen, und reiste dann (während Herbart mit seiner Mutter und Fischer noch einen Umweg nach Schnepfenthal machte) über Mühlhausen und Heiligenstadt nach Göttingen, wo man sich wieder sammelte. Frau Herbart hatte auch ihren Mann nach hier haben wollen. Daraus war nichts geworden. Ebensowenig war Smidt schon hier zu den Reisenden gestoßen, er plante vielmehr, mit Köppen und Raison nach Bern nachzukommen. Auch Floret war nicht mehr in Göttingen, sondern zur Zeit in Kassel. Die Gesellschaft trat bei Köppen zusammen, ein pädagogischer Vortrag des Gastgebers und eine Disputation belebten die Sitzung. Am 28. März schrieben Boehlendorff, Herbart und Gries von Göttingen überschwenglich an Rist. Boehlendorff mahnte ihn an den hier vor einem Jahr gefeierten Abschied, Herbart forderte ihn auf, in die Schweiz nachzukommen: aus den Worten beider erkennt man, daß sie einigermaßen ungewiß und besorgt in die Zukunft sahen. Gries schrieb hinzu, er könne noch nicht scheiden, sondern werde am nächsten Tage mit nach Kassel reisen. Dazu entschloß sich die ganze Reisegesellschaft. Von Göttingen aus hatte der Schweizer Fehr neue Wagen besorgt, in dreien kam man in Kassel an, am 30. März, um am 1. April nach verschiedenen Seiten weiter zu reisen. Man schwärmte in Kassel — offenbar zusammen mit Floret — fröhlich für Natur und Kunst, und alle Wolken der letzten Jenenser Zeit schwanden. Man war noch einmal ganz selig, und später erinnert Boehlendorff Steck an diese Stunden der Einigkeit wie an ein Wahrzeichen.[66]) »Wir mußten uns endlich trennen«, sagt Herbarts Mutter über den Abschied. Sie reiste mit Firks, Gries und Steck in nördlicher Richtung zurück. Der letzte wollte als Berner Regierungssekretär auf fünf Monate nach Paris, besuchte aber vorher noch in Bremen Smidt und in Hamburg mit Gries Friedrich Heinrich Jacobi.[67]) Von Gries nahm er in Hamburg, von Frau Herbart in Oldenburg Abschied; beide sollte er niemals wiedersehen. Unterdessen waren die andern in ziemlicher Eile nach Süden gereist, da sie Ostern in Schaffhausen sein wollten. Frankfurt, Stuttgart, Tübingen, Mainz, Worms, Mann-

heim, wo sie den Rhein befuhren, waren Stationen. In Frankfurt und Mannheim ging man ins Theater, erfreute sich besonders in Mannheim der Kunst der Schauspieler, die Ifflands Vorgängerschaft nicht unwürdig seien, bedauerte aber, beide Male nur Kotzebuesche Stücke, in Mannheim eine Posse, zu sehen. Von Mainz bis Worms fand man die Gegend durch den Krieg arm und teils verwüstet und hörte von einem aufregenden falschen Gerücht, Buonaparte sei in Italien gefangen genommen. Man sah überall in eine neue Welt. Von der Höhe des Schwarzwaldes bei Tuttlingen erblickte Boehlendorff zum ersten Male die unbestimmten silbernen Berggestalten seines gelobten Landes.[68]) Am Ostertage bewunderten die Freunde in Schaffhausen den Rheinfall und waren so an der Grenze des Reiches.

◇ ◇ ◇

# Drittes Kapitel.

## In der Schweiz.

### I.

[Bern, Reise nach Mailand.] Der Aufenthalt in der Schweiz hat Boehlendorff für eine Weile zum Politiker gemacht. Mochte er sich dazu auch nicht eignen, wir dürfen doch sagen, es wäre sein Glück gewesen, wenn er in diesem Lande, dessen Geist er voll verstand, dauernd festen Fuß gefaßt hätte.

Das Land der Eidgenossen lag im Frühjahr 1797 noch in tiefem Frieden;[1]) aber in Norden und Süden hatte der Krieg gewütet, und Denkende mochten auch in der Schweiz für die Neutralität des Landes fürchten. Daß auch die inneren Zustände nicht sicher genug waren, um nicht ein Hinüberwirken der benachbarten großen Revolution befürchten zu lassen, wird Boehlendorff schon in Jena von Steck und Fischer erfahren haben. Die Freunde werden aber wohl eher mit Hoffnungen als Befürchtungen von solchen Möglichkeiten gesprochen haben, da ihnen sicher eine selbständige freiheitliche Entwicklung der Schweiz als Ideal vor Augen stand; und eine solche schien ja auch jetzt noch möglich. Manche beunruhigende Nachwirkungen der französischen Revolution und ihrer Kriege waren aber bereits im Innern der Schweiz zu spüren: die früher im französischen Solde stehenden Schweizer waren aus Frankreich vertrieben und hatten brotlos das Land überschwemmt, ein großer Teil des Staats- und Privat-Vermögens war im Ausland angelegt und durch die Revolution verschlungen. Und die finanziellen Schwierigkeiten sollten in den nächsten Jahren in den vornehmen Familien, in denen Boehlendorff zu unterrichten hatte, noch wesentlicher werden.

Noch aber war Ruhe im Lande. Boehlendorff machte vor Übernahme seiner Hauslehrerstelle zunächst einmal kürzere Vorferien und sah sich das Land an. Er hat eine Weile bei dem Pfarrer von Schangnau im Emmenthal gewohnt, dessen ro-

mantische Jugendliebe zu einer Jungfer Watteville ihn noch später interessierte.[2]) Im Frühling 1797 ist er mit Muhrbeck und Berger in Arth am Zugersee; er bewohnt mit den beiden eine Woche lang zusammen eine Stube. Ihr Wirt ist Ratsherr von Schwyz und fährt mit ihnen dorthin auf die Landsgemeinde.[3]) Damals gefiel Boehlendorff der dort herrschende schroff-demokratische Geist sehr wohl; $1\,^1/_2$ Jahr später urteilte er anders, erkannte als kleinlichen Neid, was er damals als strenges Rechtsgefühl angesehen hatte. Er schildert den Vorgang selbst[4]) in seiner »Geschichte der helvetischen Revolution«:

»Als im Jahr 1797 in Schweitz Landesgemeine war, bei welcher Feierlichkeit das ganze Völkchen, fünftausend Köpfe stark, sich auf einem freien Platz, in einem Theater von Bänken, versammelt und um des Vaterlandes Wohl zu rathschlagen kömmt, trug ein dem Volk beliebter Mann, ihr Feldhauptmann Reding, einen Gedanken vor, der auf Verbesserung ihres Kriegswesens abzielte, und weil er neu war, und sie das Neue nicht lieben, nach starken Debatten, zum Theil um des Vorschlägers willen, angenommen wurde. Eben derselbe bewarb sich darauf um eine Ratsherrnstelle, die ihm, da schon drei von seiner Familie sich im Rath befanden, nach den Gesetzen unerlaubt war; obgleich sich Redner für ihn erhoben, so wurde er, da er in Leidenschaft drohte, seine gegenwärtige Stelle aufzugeben, dennoch zuletzt mit aller Einstimmung von dem Platz ausgeschlossen. Einige Greise sprachen für die Gesetze, ohne Würde, mit Autorität. Das Resultat des Ganzen sah der Eifersucht weit ähnlicher, als dem Rechte.«

Lernte Boehlendorff so allmählich einsehen, daß der in den demokratischen Kantonen herrschende Geist nicht mehr der alte biedere patriarchalische war, so wird er die Mißstände in den aristokratisch regierten Kantonen noch viel eher erkannt haben. Er kam als Hauslehrer mitten in die Oligarchen-Familien hinein, und die hier gemachten Erfahrungen verbitterten ihn sofort. Der Mann, in dessen Familenkreis Boehlendorff zunächst trat, war der Landvogt Sinner von Wiflisburg.[5]) Er war ein gutmütiger, aber auch sehr schwacher Mann, der sich um die Erziehung seiner Kinder nicht allzu sehr kümmerte und seinen Hauslehrer seinem Schicksal überließ; Boehlendorff verstand sich mit ihm weit schlechter als mit seiner Frau.[6]) Es waren drei Knaben da: Fritz, Ludwig und Ferdinand, außerdem eine Tochter. Von Boehlendorffs Stellung zu dem ältesten dieser Söhne, Fritz, wird später die Rede sein müssen. Die Anstellung war von Jena aus so fest gemacht, daß Boehlendorff

im Winter mit der Familie in Bern sein solle, im Sommer auf einem Landhaus eine Stunde von der Stadt.[7]) Über seine Stellung in der Familie während dieser ersten Hauslehrerperiode haben wir kurze, aber sehr anschauliche Tagebuchberichte seines Freundes Johann Smidt.[8])

Dieser kam am 13. Juni 1797 in der Tat in Bern an, mit einer jugendlichen Wanderung zugleich eine reale Absicht verbindend: er wollte am Schluß in der Schweiz als Calvinist das theologische Examen ablegen. Als Reisegenossen sind die Universitätsfreunde Köppen und Raison bei ihm. Smidts Notizen, soweit sie für uns hier von Interesse sind, lauten:

»Dienstag den 13. Juni . . gehen zusammen zu Böhlendorf auß. d. Thor — . . zu B., der vor der Stadt in einem Gartenhause des Landvogts von Sinner wohnt, bey dessen Kindern er Informator ist — seine 11jährige Elevin soll mit der Zeit das schönste Mädchen in Bern werden... Donnerstag d. 15. Juni... Zu Böhlendorf — wo wir Raison vorfinden — der Landvogt Sinner bittet uns auf morgen um 5 zu ihm — Böhlendorfs Eleven — Aus Böhld. soll viel geworden seyn, wie M[uhrbeck] mir sagte zu Hause... Freytag d. 16. Juni . . . dann mit Köpp. u. Raison zu Sinner — Wie groß war unsere Verwunderung, wie wir weder e. Landvogt noch seine Frau sondern nur Böhlendorf allein vorfanden — wir saßen in dem herrschaftlichen Zimmer — Thee Wein Brod etc. waren reichlich da — es kam mir gerade vor, als wenn jemand seinem Gesinde Gesellschaft [gibt] u. dann weggeht, damit sich die Leute nicht geniren sollen — Die Kinder waren bey uns und genirten sehr — ich bat Böhlendorf, ob wir nicht lieber auf sein Zimmer gehen wollten. Hier waren wir allein u. recht vergnügt — Böhld. las uns aus seinem Reisejournal vor — sehr interessant geschrieben — Endlich kam der Landvogt herauf — entschuldigte sich mit Geschäften, daß er nicht eher gekommen — hatte eine Pfeife im Munde u. sprach viel über die fatale Gewohnheit des Rauchens... er wollte nicht zugeben, daß der Pabst viel Angst vor den Franzosen ausgestanden — vermuthl. weil die Berner Aristokraten eben so bange waren — z. B. wie sehr man sich hier jetzt vor Buonap. fürchtet, die eine öffentl. Proclamation, die wir heute angeschlagen fanden.... Einer der jüngste Sohn des Landvogts, Ferdinand, ein vielversprechender Junge sollte uns ein Compliment machen, wie er aus dem Zimmer ging.« Der Knabe will es durchaus nicht und weigert sich höchst ungezogen, bis ihm der Vater den Kopf herunterdrückt. Smidt erzählt weiter: »Wir konnten das Lachen kaum lassen u. brachen laut auf der

Straße aus, so wie wir die Thüre hinter uns zugemacht hatten, Böhlendorf begleitete uns bis ans Thor — er war etwas gedrückt durch das Benehmen des Landvogts — ... Raison verfertigte Abends noch folgende 2 Epigramme auf den Landvogt —

Wie demokratisch und frey gesinnt sind Berns Oligarchen!
Mit der Pfeiff im Mund schimpfen sie auf den Toback.

Seht die Republikaner in Schaaren gebückt vor dem Raatsherrn;
Nur sein leiblicher Sohn, der versagt ihm den Gruß.

Noch hab ich vergessen, daß eins von den Kindern, wie wir ankamen, sich grade mit dem Studium der Wappen der aristokratischen Berner Familien beschäftigte, u. sie an den Fingern herzuzählen wußte. — Mit Berger sprachen wir über das Informatorwesen — Ob jemand Kinder erziehen solle, als dem sie ihr Leben verdanken?«

Wir erkennen Boehlendorffs ganze Situation: zum Hauslehrer eignet er sich sehr wenig, er läßt sich unterdrücken und spielt eine schlechte Figur, den Kindern gegenüber ist er nicht Autorität genug. Wir verstehen danach auch, woher Boehlendorff in seinem späteren historisch-politischen Werk die aristokratische Inzucht so gut und voll Abscheu schildern kann. Den Freunden gegenüber geniert er sich, daß sie ihn in dieser Lage gesehen haben.

In den nächsten Tagen ist dann Boehlendorff noch wiederholt in dem großen Kreise von Jenensern, speist und schläft bei ihnen. Wir finden außer den eben Genannten auch hier die Namen Muhrbeck, Hülsen, Fehr, Lange; Herbart kann nur gelegentlich von Märchligen, wo seine Zöglinge sind, nach Bern kommen, Fischer ist zu Haus in Höchstetten. Am 17. Juni kommen Boehlendorff, Berger und Muhrbeck sehr vergnügt von dem Landgut des Obersten Walter, der Lorraine, in den Freundeskreis zurück; mehrere Töchter des Obersten, unter denen Boehlendorff besonders Sophie sehr schön gefunden,[9]) sowie eine Schwester Fischers seien dort gewesen. »Die Mädchen hatten sie mit Blumen bekränzt — Böhld. u. Berger hatten sich allein etwas zu sagen u. gingen noch etwas spatziren — Hülsen bemerkt, daß am jüngsten Tage doch alles offenbar werde — Köppen erzählte die Geschichte von d. Bauer, wobey viel gelacht wurde — auch Hülsen lachte viel mit — er ist sonst so ernsthaft, die andern nennen ihn den Vater dieser kleinen Familie — ... Köppen spilte u. sang uns etwas vor — Böhldf. schlief bey uns.« In aller Frühe pflegt dann Boehlendorff wieder an seine Arbeit zu gehen.

Am 26. Juni bricht Smidt mit seinen Begleitern nach Vevay am Genfer See auf. Boehlendorff und Fehr gehen bis

Schwarzenburg[10]) mit, Muhrbeck und Lange schließen sich ganz an. Von Berger und Hülsen nimmt Smidt exaltiert Abschied und hofft sie in Zürich (dort wollte er Examen machen) wiederzusehen. Es heißt am 26. noch: »Der Weg nach Schwarzenburg erinnerte uns an den nach dem Rudolstädtischen Schwarzburg, wir fanden einige Aehnlichkeiten.« Am 27.: »Schon ehe ich aufstand, waren Fehr u. Böhlendorf nach Bern zurückgegangen.«

So hatte denn Boehlendorff noch einmal eine völlige Wiederkehr der Jenenser Zeit erlebt, ja die Freude gehabt, daß fast all seine liebsten Freunde sich auch unter einander kennen gelernt hatten. Auf seine Entschlüsse hatte diese kurze Zeit sofort entscheidenden Einfluß: er verließ die Stelle bei dem Landvogt Sinner von Wiflisburg, und zwar ohne zunächst eine andre Versorgung in der Schweiz zu haben. Das war schon längst geschehen, als Smidt und Raison am 21. Juli nach Bern zurückkehrten. Sie dachten sehr bald weiter zu wandern, Köppen, von dem sie sich getrennt hatten, bei Fischer in Höchstetten wieder zu treffen und dann zu dreien in der Richtung auf Mailand die Alpen zu durchqueren. Smidt erzählt von seinem neuen, kaum zweitägigen Aufenthalt in Bern:

»Sonnabend d. 22. . . . indem ich schrieb, kam Böhlendorf zu uns — er ist mit Berger auf der Petersinsel gewesen u. wohnt seitdem in Allmedingen 1 Stunde von Merglingen — Fischer, Köppen u. Herbart waren da diesen Nachmittag bey ihm gewesen . . . Böhlendorf schlief bey uns . . . Sonntag d. 23. Juli . . . Morgens um 6 standen wir auf und packten unsern Koffer — Böhlendorf ging zu seinen vorigen Eleven hinaus — u. kam gegen 8 Uhr wieder — er hatte in ihrem jetzigen Hofmeister einen Göttinger Seminaristen gefunden u. glaubte, daß sein Umgang Langen heilsam sein könnte — wir waren fertig — Böhlendorf ging das Zimmer auf und nieder — Wir baten ihn uns bis Unterseen zu begleiten. Wenn ich soweit mitginge, sagte er, so ginge ich auch nach Italien mit — in 5 Minuten wurde der Einfall Entschluß — Böhlendorf ging zu Lange, um von ihm sein Ränzlein zu borgen. Wir machten unsre Rechnung richtig . . . . Unterwegs fiel mir ein, daß B. keinen Paß habe — ich rieth ihm Langes Paß zu nehmen, er wurde gehohlt — bloß die front ordinaire, bouche petite und 5 pieds, 4 pouces paßte nicht ganz, wir beschlossen aber doch es damit zu riskiren.«

Ohne recht zu wissen wie, befand sich Boehlendorff so mit Raison, Köppen und Smidt auf dem Wege nach Oberitalien. Die Reise durch noch unbekannte Alpengegenden, vor allem Italien, das Land der Kunst, dann wohl auch eine jetzt in

Italien anwesende Persönlichkeit mußten ihn zum Mitgehen verleiten: Buonaparte, der nach dem Vorfrieden von Leoben in Mailand Hof hielt und Staaten gründete. »Der Held in Italien«, wie ihn Boehlendorff etwas später nennt[11]) war für alle Freunde sicher eine rätselhaft lockende Erscheinung; ihn wollten sie sehen. Begreifen läßt sich also der rasche Entschluß Boehlendorffs durchaus; an plötzliche Einfälle sind wir nun aber bereits bei ihm gewöhnt und werden uns künftig über keinen neuen mehr wundern.

Die Reise dauerte vom 23. Juli bis zum 16. August. Sie hatte — um das im voraus festzustellen — die folgende Richtung: von Bern südwärts die Aare entlang an den Thuner See, über Unterseen, Interlaken nach Lauterbrunnen, von dort nordwärts über Grindelwald nach Meiringen, von hier an in südlicher Richtung, die Aare bis zur Quelle entlang, über die Grimsel ins Wallis, an der Tosa bis Ugogna, von Ugogna zu Schiff auf dem Lago Maggiore nach den Borromäischen Inseln. Nach Besichtigung der Inseln ging es über Sesto nach Mailand. Südlicher wollte man nicht und wählte von dort wieder nördliche Richtung; über Como, den Luganersee nochmals an den Lago Maggiore nach Luvino, über den See nach Locarno, am Tessin, durchs Livinental, über den Gotthard, von dort an die Reuß nach Altorf, an den Vierwaldstädter See, über Schwyz auf den Rigi, an den Zuger See, nach Küßnacht, zum Schluß von dort zu Schiff nach Luzern, wo man am 15. August eintraf.

Was wir in Smidts Tagebuche von dieser großen Fußwanderung der vier jungen Leute erfahren (es waren im Grunde Studenten in den höheren Semestern), erweckt durchweg den Eindruck einer gesunden Freude an allem Neuen und an dem Gedankenaustausch, der durch das Zusammensein bei Tag und Nacht sich von selbst ergab. Nirgends finden sich Züge der Schwermut in Smidts Worten, wenn auch ernstes Nachsinnen die Momentbilder zuweilen unterbricht. Mit einer lustigen Szene beginnen die Notizen vom 23. Juli gleich: nach $2^1/_2$ Stunden Wanderung machen Smidt, Boehlendorff und Raison im letzten Dorf vor Höchstetten bei einem Glase Milch Rast, und der neue Mitreisende muß sich von Raison vor dem Wirtshause zunächst einmal rasieren lassen, zum großen Gelächter aller Umstehenden und Vorübergehenden, namentlich eines in der Nähe beim Wein sitzenden Mädchens. In Höchstetten, wo ja noch Köppen abzuholen war, trifft man in Fischers Elternhaus, dem Pfarrhaus des Ortes, einen großen Kreis beim Mittagessen beisammen: »Fischers Eltern — seine drei Schwestern, Lisette die

wir in der Lorraine sahen ist die interessanteste — Elise Walter, Fischer, sein Bruder, eine alte Jungfer Watteville, die dort in Pension ist [die Schwester der oben Erwähnten], und Köppen. Wir setzten uns mit zu Tische, aßen, tranken und erzählten ... wir suchten Fischern zu bereden mit nach Italien zu reisen, er konnte nicht, versprach aber uns in Lucern oder Eschlißmatt[12]) wieder zu sehen — Herbart will auch nach Lucern kommen. Wir erwarteten ihn in Höchstetten vergebens.«

Natürlich war es, daß sich Smidt an Boehlendorff jetzt besonders anschloß. »In dem schönen Schweizerthale«, hatte Boehlendorff aus Jena geschrieben, »soll auch Dir der Fremdling vertrauter werden.« Die beiden isolieren sich gelegentlich und wandern allein, so im Tal zwischen Interlaken und Lauterbrunnen. »Vor uns die hohe Jungfrau im Glanze der Abendsonne« — notiert Smidt am 24. Juli — »solange es mein Auge ertragen konnte, verwandte ich den Blick nicht von ihr. Ich sprach viel und traulich mit Böhlendorf unterwegs — vorzüglich von Berger und unserm Verhältnis zu ihm; von Herbart usw. — Mir war sehr wohl. So ist der Spaziergang im Schweizerthale uns doch geworden? sagte Böhlendorf, und ich fühlte, daß er es sey — er wird indeß nicht isolirt da stehn in der Geschichte unserer Reise nach Italien — seine Brüder werden sich finden. Wir trafen die andern wieder noch eine Stunde vor Lauterbrunn.... Wir liefen noch zum Staubbach ... Köppen las uns bey Tisch ein kleines Gedicht in Thümmelscher Manier vor, das Böhlendorf eine Fabel hieß.« Boehlendorff wird speziell als der Poet unter den vieren gegolten haben, Köppen und Raison füllten als Zeichner ihre Skizzenbücher. Immer ist man früh auf, um fünf oder vier, schreitet munter zu und ist offenbar frei von eigentlicher Sentimentalität. Am 27. heißt es bei Smidt: »Nach Tische las uns Böhlendorf aus Meyers[13]) malerischer Beschreibung von Italien vor, wir lachten viel über die gesuchten Ausdrücke und forcierte Empfindung.« Man ist eines Sinnes, und tritt einmal schlechte Laune hervor, so wird sie durch offene Aussprache behoben; die Gründe sind geringfügig. Boehlendorff läuft etwa den übrigen in der Hitze allzu schnell.

Von Ugogna an der Tosa ab wollen sich die vier Freunde am 31. Juli durch einen Schiffer nach Palanza, gegenüber den Borromäischen Inseln, bringen lassen. »Gegen 12 Uhr war das Schiff fertig — die Töchter des Wirths ein paar artige Italienerinnen trugen unsere Sachen ins Schiff — Böhlendorff scherzte viel mit ihnen und wurde mit Blumen beschenkt. Unser Schiffer ein ziemlich alter Mann hatte gar keinen Gehilfen.... Um 4 er-

reichten wir den See . . . Italien schien uns geöffnet — wir sangen Göthes Kennst Du das Land? etc.« Ein sich immer mehr verstärkendes Gewitter aber hindert sie am ruhigen Genuß. Der alte Schiffer vermag der Lage durchaus nicht Herr zu werden, und man ist in Lebensgefahr. Die Freunde suchen den Mut durch Gesang und Scherze aufrecht zu erhalten. Man singt »Das Wasser rauscht« und äußert: »das Publikum komme um ihre Reisejournale, wenn doch nur einer überbliebe, der es beschreiben könne«. Der Schiffer sucht an der Isola superiore zu landen, es scheint zu gelingen, Boehlendorff meint schon: »Nun wird kein Sturm mehr kommen als der in unserm Journal« — als Brandung und Sturm sie aufs neue zurücktreiben. Nach weiteren zehn Minuten gelingt dann die Landung. $1\frac{1}{2}$ Tage verwendet man auf die Besichtigung der Inseln. Auf der Isola bella sollte vor zwei Monaten Buonapartes Frau gewesen sein; man besieht dort das Schloß. »Böhlendorf, der unter uns am besten italienisch spricht, unterhielt sich viel mit dem Castellan — . . . die Gallerie nahm mehrere große Säle ein.«

In Mailand langt man am 2. August an. Daß Boehlendorff mit einem falschen Paß reiste, gab seiner ganzen Wanderung von vornherein etwas Romantisches. Das scheint hier in Mailand zu einer Gefahr zu werden, alles läuft aber gut ab. Im Wirtshaus schreibt Boehlendorff als Antwort auf die Frage, wovon die Reisenden lebten, nieder: »Von unserm Gelde.« Ein scheinbar gleichgültiges Scherzwörtchen — aber gerade er sollte diese Worte auf seinen späteren, 20 Jahre langen Reisen nicht allzu oft wiederholen können! Man blieb in der großen Stadt bis zum Morgen des 5. August, Interessantes gab es ja genug zu sehen. Gleich am ersten Abend ging man in die Komödie; Smidt rühmt in seinen Notizen vor allem Dekorationen und Kostüme dieser Doppelvorstellung und berichtet: »Es wurde eine Oper Axur Re d'Ormus gegeben[14]), die bey Gelegenheit des Bundesfestes der Cisalpinischen Republik zuerst gegeben wurde. Eufemia Eckart eine vorzügl. Sängerin machte die Aspasia. . . . Zwischen den Akten wurde ein pantomimisches Ballet Deucalion e Pyrrha gegeben, das sich auf die Freyheit der neuen Republik bezog.« Vor allem war ja Mailand damals politisch interessant. Der französische General residierte hier und gebot über Italiens Länder und Kunstschätze. »Buonaparte ist noch hier«, heißt es bei Smidt, »geht aber selten aus — Berthier ist auch hier — . . . es sind nicht über 2000 Franzosen hier — Wie es mit der Cisalpinischen Republik werden wird, davon weiß noch niemand. . . . Buonaparte wohnt in einem prächtigen

Palais — er hat eigne Garde usw.« Boehlendorff scheint Pech gehabt und den bestaunten Helden nicht gesehn zu haben; er war jedenfalls nicht dabei, als ihn Smidt und Köppen an der Seite seiner Gattin aus seinem Palais herausfahren sahen — »einen kleinen Mann mit bräunlichem Gesicht — schwarzem struppigen Haar« — »Vous verrez un homme qui est toujours tranquil«, hatte vorher ein französischer Soldat vorbereitend gesagt. Wie Boehlendorff diesen Moment verpaßte, so hatte er auch sonst in Mailand gelegentlich Ärger: am 3. August verläßt er das Theater während der Vorstellung (ein grotesk-komisches Lustspiel wurde gegeben), ohne eine Karte zu nehmen, und wird nicht wieder hereingelassen. Die Verderbtheit der Stadt scheint ihm gründlich mißfallen zu haben; am Abend vor der Abreise kehrt er unerwartet früh zu Smidt in die Herberge zurück, sicher bei sehr schlechter Laune: »Böhldf. kam früher wie die übrigen zu Hause — er war nicht in d. Comödie gewesen — sondern auf der Straße herum gestrichen u. 2 mal vergebens aufgefordert seinen isolirten Zustand zu verlassen — einmal von einem Jungen, der ihn fragte, ob er ein Mädchen suche, einmal von einem Franzosen mit [den Worten:] voulez-vous une femme citoyen? ... Böhldf. behauptet, daß das ital., was m. in Mailand spräche, nicht rein sondern französirt sey —.«

Ganz anders lebte Boehlendorff am Comer See auf, wo man am 6. das Landhaus des Plinius besuchte. Am gleichen Tage besichtigten die Freunde in Como die Naturalien- und Gemäldesammlung des Grafen Giovio. Man genierte sich zwar vor ihm wegen der durch die Reisestrapazen abgenutzten Kleidung — »Böhlendorf sah noch am ordentlichsten aus« —, der Graf war aber äußerst liebenswürdig und führte die Freunde selbst umher. Er hatte eine große Anzahl Dichterportraits, an denen schon die Vorfahren gesammelt hatten; die ganze Sammlung war bereits in Holzschnitten herausgegeben. Smidt nennt Dante, Ariost, Petrarca und berichtet, daß die andern sich besonders für ein Tassobildnis interessiert und es dem Tasso Goethes ähnlich gefunden hätten. Auch in seine große Bibliothek und in die Schloßkapelle (in der nach Smidts Angabe »eine Copie von Raphaels Verklärung hing«) führte der Graf.

Der freundschaftliche Verkehr zwischen Boehlendorff und Smidt blieb auf der Rückwanderung gleich eng. Reiste doch Boehlendorff seit Como sogar als »Smidt«, d. h. beide hatten die Pässe getauscht, da man herausfand, Langes Personalbeschreibung, die ja Boehlendorff mit sich führte, passe besser auf Smidt. Ein paar literarische Themata der Unterhaltung

nehme ich vorweg. Am 7. August — am Luganersee — haben die beiden ein Gespräch über künstlerische Konzeption und Produktion: »Ich schwatzte mit B. etwas über Kunst und Kunstprodukte — die Zeugung ist verschieden von der Geburt, jene geschieht in einem Momente, diese erfordert Zeit.« Am 11. August lesen beide Freunde, während Köppen und Raison zeichnen, zusammen Matthissons Milesisches Märchen und sprechen über Matthisson: »Es war mir lieb, daß ihm der Genfersee als ein Ganzes ebenso wenig gefallen hatte wie mir«, sagt Smidt.[15]) Wir verfolgen im übrigen die Reiseerlebnisse der Reihe nach weiter. In Luvino, am Lago Maggiore, kommen die Freunde wirklich in Konflikt mit der Behörde, aber nicht des Passes wegen: vielmehr nimmt der begehrliche Ortsvorsteher aus ihrem Besitz ein Paar gute Pistolen an sich; wie Smidt meint, durchaus widerrechtlich. Boehlendorff, den »eine geheime Ahndung vor Luvino gewarnt hatte«, spottet über Smidt, der sich auf sein Rechtsgefühl versteift, und vergleicht ihn mit Don Quichotte: die Pistolen würden trotz aller Bemühungen verloren bleiben und man solle sie fahren lassen.[16]) Trotz dieser Ansicht übernahm er es am nächsten Tage, einen zierlichen Brief in der Angelegenheit an den Grafen Giovio zu schreiben; er sagt ihm auf französisch: bei ihm zuerst hätten die Freunde in Italien die Freude einer humanen Aufnahme gefühlt, deswegen wendeten sie sich auch in dieser Angelegenheit an ihn. Welches Ende die Sache genommen, ist unbekannt. Für Spannung und Unterhaltung während der Reise konnte es kaum einen interessanteren Zwischenfall geben; und so schien denn auch die dem aufregenden Tag in Luvino folgende Nachtfahrt den Freunden besonders schön; sie müssen zu Schiff weit über den See nach Locarno: »Gegen 10 Uhr fuhren wir ab . . . die Nacht war herrlich — die schönen gebirgigten Ufer des Sees auf der ganzen Fahrt vom Vollmondschein erhellt, die glänzenden Wellen — hohe Felsen — eine Menge Dörfer, Städtchen, Villen u. auf d. Gipfel der Berge mehrere Ruinen — einzelne Böte, die uns begegneten — schöne Wasserfälle, die man in der Stille der Nacht weit rauschen hörte u. in denen der Mond sich oft herrlich spiegelte — Eine solche Nacht hatten wir auf der ganzen Reise noch nicht gehabt — wir vergaßen die Geschichte des Tages bald, sangen Der Mond ist aufgegangen u. Warum sind der Thränen etc. — Köppen und Raison schliefen bald ein — ich wachte mit Böhld. noch ein paar Stunden länger, zündte eine Pfeife an, die mir sehr schön schmeckte — ein trauliches Gespräch konnte in dieser Stimmung nicht aus-

bleiben — ich erzählte ihm, er erzählte mir — NB was er mir von Fichte sagte — Endlich schliefen wir ein — u. erwachten nicht weit von Locarno, wo wir um halb 4 ankamen.«

In der Nacht vom 11. zum 12. August übernachten die vier im Hospitium auf dem St. Gotthard. Am nächsten Tag gehen Smidt und Boehlendorff aus Verlangen nach Briefen nach Altorf voraus. Die Gespräche greifen in die Vergangenheit zurück; es heißt in Smidts Tagebuch: »Von hier bis Altorf hatten Böhlendorf u. ich ein sehr interessantes Gespräch — die erste Gelegenheit gaben seine Zwistigkeiten mit Sinner, die er mir erzählte. Dann die Geschichte von Gries — ein eigner Charakter — aus Eitelkeit nie wahr — durchaus verschroben — dabey natürlich keine Festigkeit — u. doch eine Tendenz sich in dieser Verschrobenheit zu behaupten — ich erzählte ihm von dem ältesten Gries. . . Unter diesen Gesprächen kamen wir nach Altorf . . .« In Altorf angekommen (wo nur für Boehlendorff keine Briefe liegen), sprechen die beiden weiter: »Böhlendorf und ich schwatzten noch viel — ich erzählte manches v. Bremen — er mir von Curland — was in seinen jungen Jahren vorzügl. Eindruck auf ihn gemacht u. seinem Charakter eine bestimmte Richtung gegeben habe — ich fand das was er mir erzählte, so weit ich ihn kenne, in seinem ganzen Wesen bestätigt —«. Am nächsten Morgen erst kommen die andern nach.

Rings um den Vierwaldstätter See besichtigen die Freunde nun alle Tellstätten, und man sieht kaum je so deutlich, wie sehr Schillers Drama später auf ein allseitig vorhandenes Interesse rechnen konnte. Am 14. August fahren sie über den See zum Rütli: »Die Aussicht von hier auf den See ist sehr schön«, heißt es bei Smidt. »Wie mußte den Eidgenossen seyn, wenn sie von hier aus Nachts in der Ferne die Lichter auf den Burgen der Zwingherren schimmern sahen.« Auf der höchsten bewohnten Rigihöhe bringen die vier die folgende Nacht in einem Gasthaus zu. Die letzten Notizen Smidts enthalten besonders viel jugendlich-studentische Züge: »Wir gingen bald zu Bette — Böhld. wollte das Fenster über uns. Bette offen behalten, ich nicht — wie er zu viel Lärm machte, transportirte ich ihn aus dem Bette — endlich wurde eine Capitulation geschlossen.« In Arth am Zuger See »erhielten wir das Zimmer auf dem Berger, Muhrbeck und Böhldf. diesen Frühling eine Woche mit einander zubrachten — man beschenkt uns mit schönen Nelken«. Auf der Seefahrt von Küßnacht nach Luzern werden dann studentische Lieder gesungen, »Gaudeamus igitur« und »Was braucht man in der Schweiz«. »Um $8^1/_2$ Uhr kamen

wir nach Lucern . . . Böhldf. u. ich schliefen zusammen.« Am 16. besichtigt man das bekannte Wunderwerk Pfyffers. Die letzte Notiz dieses Smidtschen Tagebuchs lautet: »Wir packten unser Bündel, um Morgen nach Eichlersmatt zu gehen.« Dort, d. h. in Escholzmatt, wollten sie ja Herbart und Fischer wiedertreffen; wir erfahren nicht mehr, ob es dazu kam.

Für Boehlendorffs Leben und literarische Tätigkeit hat diese Reise eine mannigfache Bedeutung, und nur deshalb ist hier so ausführlich über sie berichtet. Zunächst wurde damals die Freundschaft mit Smidt erst recht begründet und dadurch eine wichtige spätere Epoche in Boehlendorffs Leben erst möglich gemacht. Im Vertrauen auf diese Zeit, suchte Boehlendorff sich später dauernd an Smidts Seite zu stellen, und er konnte hoffen, daß ihm das gelingen würde; denn Smidt selbst dachte diese Freundschaft bis in späte Jahre zu bewahren. Und doch — als ob ihn eine Ahnung überkommen hätte, daß es einmal anders kommen könnte — am letzten Abend in Mailand schreibt Smidt unmittelbar neben Notizen über Boehlendorff in sein Tagebuch: »Wunderbares Leben — ewiges Anknüpfen — ewiges Zerreißen — ich will aber ein ewiges Festhalten.« Die Wege der beiden Freunde sollten sich einmal völlig trennen. Und so bildet die Reise nach Oberitalien überhaupt den seltsamsten Kontrast zu Boehlendorffs späteren Wanderfahrten. Hier hat er eine bevorzugte Stellung in dem kleinen Kreise, aus dem doch immerhin ein angesehener Universitätslehrer und ein berühmter deutscher Staatsmann hervorgingen. Seine Kenntnisse, sein äußerer Anstand zeichnen ihn aus. Wir wollen das nur konstatieren und den Kontrast zunächst nicht weiter ausmalen, das wird diese Lebensgeschichte später selbst tun. Zunächst aber steigt dies Leben noch an, und wir dürfen fundieren, nicht nur ironisch kontrastieren. Die Reise zusammen mit dem Republikaner Smidt, durch die französisch okkupierten Gegenden wird die politischen Überzeugungen in Boehlendorff, der bald selbst ein freier Schweizer Republikaner gemäßigter Art zu werden wünscht, bestärkt haben. Das Verlangen nach einem Leben als Staatsbürger in politischer Wirksamkeit hält in den nächsten Jahren einem andern Verlangen Boehlendorffs, das dann endlich doch siegt, die Wage: dem Verlangen nach einem Leben als Poet, nach dichterischer Vollendung. Im Geheimen wird diese Sehnsucht schon während jener dreiwöchigen Reise ein Übergewicht erhalten haben. Wir werden die italischen Erinnerungen noch nachklingen hören; und dann haben wir ja auch für Boehlendorffs damalige Stimmung ein ausführliches

halb poetisches Zeugnis: die »Abenteuerlichen Briefe«, die erst im Taschenbuch der Liebe und Freundschaft für 1803 veröffentlicht sind, hat er zweifellos während der Wanderung niedergeschrieben. Sie geben sich als gerichtet an einen Freund F., der in der Nord-Schweiz zurückgeblieben ist. Zweifellos ist Fischer gemeint; ob die neun Briefe nur Tagebuch waren oder wirklich abgesandt sind, steht dahin.

In Smidts Tagebuch hören wir nie, daß Boehlendorff eigne Poesien vorgelesen habe, hören auch nichts von innerer Unruhe Boehlendorffs. Offenbar hat dieser ganz mit seiner persönlichen Stimmung zurückgehalten und ist ein guter Gesellschafter gewesen — so gesprächig er oft in Briefen ist, gegen Anwesende war er bis an seinen Tod in Notlagen verschwiegen. Im Geheimen aber war er damals völlig versunken in Gedanken über sich und seine ungewisse Laufbahn. Selten sogar finden sich in seinen Abenteuerbriefen sachliche Schilderungen der durchwanderten Landschaft, die ausführliche Erwähnung der Reichenbachfälle bei Meiringen, die Boehlendorff Goethes gedenken lassen, steht da in der 2. Epistel ziemlich allein. Sonst ist die Natur in den Abenteuerlichen Briefen nur insofern erwähnt, als Boehlendorff sie auf sich bezieht. Kein größerer Gegensatz als die zwei Tagebücher dieser beiden Reisegefährten, die doch beide genau die gleichen neuen Erlebnisse haben. Der eine ein klarer und scharfer Spiegel der Außenwelt, der andere ein in sich vertiefter Grübler. Es kommt wohl einmal vor, daß in den Aufzeichnungen beider dasselbe erwähnt wird; aber es sind kleine Nebendinge, die Boehlendorff betreffen: daß ihm in Ugogna das Mädchen eine Blume aus ihrem Haar an den Hut steckt, daß er beim Bergsteigen stets voraneilt, um nur den Gipfel zu erreichen, und dadurch die Freunde verdrießlich stimmt. Im übrigen betreffen die »Abenteuerlichen Briefe« überhaupt nicht Boehlendorffs äußere Abenteuer, sondern nur die Konflikte in seiner Brust. Die Aufzeichnungen behalten dabei etwas Aphoristisches, zum Teil geradezu Wirres, zuweilen ist es, als ob Zwischengedanken fehlten, als ob Ideenreihen unvermittelt abbrächen und wiedereinsetzten. Trotzdem interessieren die Blätter für ihren Verfasser.

Subjektiv beginnt sogleich der erste Erguß, datiert »Interlaken am Thuner See«. Der Schlußsatz des folgenden Einleitungsabschnittes klingt wie ein unheimlich vorahnender Wahlspruch zu Boehlendorffs ganzem Wanderleben: »Ich gehe nach Italien — zwar nur nach Mayland, aber doch nach Italien. Der kalte Nordländer streift nach der wärmern Zone und sucht ein Leben,

das ihm die schlanken Birken um die stille Heimath her nicht machen können. Ich bin ein Mensch, der in der temperirten Zone nicht bleiben kann. Vom fünfzigsten bis zum sechzigsten Grad treibt mich meiner Wünsche Noth — und in dem siebzigsten werden sie mich noch fliehen. Zum Vagabundenleben verdammt, werde ich nicht eher ruhen, als unter den letzten Trümmern meiner Hoffnungen begraben.« Nur einen Trost hat er: die Freunde. Sie »versammeln seine Liebe in einen Punkt, und in diesem Punkte ist sie fruchtbar«; sie sind, was er träumt, sie können den »Weltleuten« bezeugen, daß sie zusammen nicht umsonst geträumt haben. Allein meint er nichts zu sein. »Mit welchen Hofnungen, mit welchem Eifer der Gesinnungen ich in die Schweiz kam, das weißt du, lieber F. — Habe ich etwas gethan, bin ich etwas gewesen, das an diese Hofnungen nur von ferne reichte? Das weist du auch, wie wenig ich von meines Lebens Früchten reifen sah — wie unergiebig dieser günstige Himmel für diesen trägen Boden war. Stürme . . . Frühlings-Ahnungen und weiter nichts. Habe ich dir wohl einmal Freude gemacht, und war diese Freude dauernd, daß sie in deinem Busen blieb und klar vor deinem Geiste schwebte? Säuselte mir unter Platanen stillerer Sinn, der durchdringt und festhält, als unter den Tannen meiner Heimath, wo ich auch ahnete, wie ein Kind?« Wohl sind ihm neue Sterne aufgegangen, aber sie scheinen ihm »Irrsterne des Glaubens«. »Und ich«, heißt es weiter, »ich gehe nach Italien? — Junger Fremdling! wird das Land sagen, hoffst du hier die Frucht des Erkenntnisses zu brechen, und bringst nicht den Frieden der Unwissenheit mit? O — der Unwissenheit deines Wissens, die dir bürgt für die Wiedererlangung deines Lebens, das du zerstörtest, um es wieder zu gewinnen. — Junger Fremdlig, kehre um, und baue deinen Frieden.« Also ein zwiefacher Unfriede ist in ihm: eine unbestimmte Sehnsucht treibt ihn von Land zu Land, und er fühlt sich belastet und freudlos durch Reflexion. Um der Freunde Willen aber will er vorwärts streben, so schließt der erste Brief. Das ist die eine Tonart, die Boehlendorff anzuschlagen liebt: die des Ruhelosen, sich nach dem Frieden der Natur vergebens Sehnenden. Im dritten Brief (aus Obergesteln im Wallis) klingt uns eine zweite entgegen, die des plötzlich emporquellenden Selbstbewußtseins, des Stolzes auf eine verborgene Schöpferkraft; die Sprache nimmt einen höheren Ton, als ob wir Hölderlins Hyperion sprechen hörten: »Von der Spitze der Grimsel sah ich nach den Bergen, die mich von Italien trennten. Der Himmel schien blauer jenseits jener Gipfel, und ich dachte lebhaft an das Götterland, wo

der Mensch aufblühte und groß ward, und an jenes, welches noch weiter liegt. Ich stand da, unter rohen Steinklumpen, die ein trostloses Gebirg auswirft, umringt von Eismassen, die sich allmählich tiefer ins Thal verbreiten, und in der todten Wildniß war kein lebender Laut zu hören, als mein mir allein hörbarer Ruf: bilde diese Wildniß. Die Phantasie ergriff diesen Ruf, und kaum angefangen, stand das schöne Bild einer blühenden Landschaft vor mir da. Indem stiegen die dunkeln Gebirge aus ihren Wolken, und ich zerbrach meinen Bau und stand freudig, allein, in dieser Wüste, der großen Lebensquelle der Natur. Die gewaltigere Mutter riß mich aus den Armen des Traums. Eine Quelle sproßte zu meinen Füßen und ich kühlte meine Stirne.«

Zeitlich nahe daran schließt sich der vierte Brief, »Bomatt [Pomazza] in Piemont«, in dem der frohe Ton noch anhält. »Ich lege dir noch ein Blatt bei, daß ich in Italien bin. Zwar habe ich kaum die Schranken durchbrochen, kaum durch das erste Thal des Eingangs mich hindurch gewunden — doch bin ich in Italien. Ich lag unter einem schönen, stolzen Platanen-Baum. Über mir war ein reinerer Himmel, und in sanfteren Wallungen zogen die Wölkchen hin. Die Hügel mit schlanken Lerchenbäumen besäet, und die graulichen Bergrücken — die ineinander fließenden Formen der Berge, das lichtere Grün an ihrem Fuß — sie scheinen nicht mehr der Schweizer-Erde anzugehören... Ich ging, wie im glücklichen Traume ein Mann, der seiner Seele innerste Ahnungen berührt fühlt — es drängt und treibt in seinem Herzen — es schießt und strebt hervor Blum' an Blume durch die fruchtbare Schöpferin Phantasie. Ost und West scheint sich zu vereinigen und es fehlt nur an einem Anstoß seiner Kraft, so erhebt sich die Unterwelt zur Götterwohnung. Ich bin in Italien — hieß das Zauberwort, und wie ich es dachte, erhob sich mir die sinkende Vergangenheit in ein neues heitres Lebensbild, wozu Italiens Genius seine schönen Farben lieh. — — In deiner Schweiz treibt die Natur ihr Werk und rüstet in großen Gedanken ihr ewiges Daseyn. Ein Schauer der Andacht bebt durch meinen Geist. In Italien überzieht sie ihre Größe mit dem Schleier der Grazien — ... Ich ohne Italien — Ich wohne in der Schweiz und baue noch an meiner Werkstätte — einst wird auch über meinen Geist die Wonne Italiens kommen.«

Der fünfte Brief aus Mailand läßt deutlich Boehlendorffs Mißstimmung erkennen: »Die Thäler, durch die wir zogen, waren schöner, als dieser Kramladen, der alles an Menschen und Sachen zu besitzen scheint, und von diesem Anschein lebt.« Überhaupt gefallen ihm die Menschen Oberitaliens nicht, er findet einen zu

sinnlichen Trieb in ihnen. Selbst die »wackeren Gefährten« können ihm in seiner Bedrückung, aus der er sich vergebens zu erheben sucht, wenig sein. »Überhaupt weiß ich eigentlich kaum zu sagen, ob ich in Italien bin, oder nicht. Sehe ich auf das, was mich zunächst umgiebt, so bin ich nicht da. Sehe ich auf das, was um mich war, so kann ich nicht wohl verläugnen, daß ich mich in Italien fühlte. Zuweilen fährt ein Genius, wie ein stürmender Hauch mir vorüber, und führt mich zu der Bildsäule eines Gottes; dann meine ich, daß ich in Italien bin.« Immer mehr aber bricht die Sehnsucht nach der Schweiz in ihm durch. »Du kannst nicht glauben« (beginnt die sechste, auch in Mailand niedergeschriebene Epistel) »wie oft ich in Mayland an die Schweiz zurückdenke. Es geht mir hier so lärmend und laut zu; vom Gotthard werde ich dein Vaterland wiedersehen, und es wird stiller werden um mich und in mir, ich werde meine Stätte fester gründen, und der wilde Tumult der Kräfte wird mein Wesen nicht zerstören, denn ich werde nur die kämpfende Natur sehen, und ihres Kampfes Ausgang ist immer Beruhigung, nie Erschöpfung.« Er glaubt sich in der großen Stadt bewußt zu werden, wohin er am besten paßt: »Ich bin für einen stillern Kreis gebohren. Die Menschen verwirren mich, je mehr ich sie sehe. Sie tragen viele Farben und sind so einförmig; sie scheinen so reich und sind so arm — sie wollen das Gute und sie vermögen nichts.« Ja, er meint, »daß gerade die Welt mich dazu machen könnte, wozu nach deiner Meinung die Einsamkeit mich verwandeln will, zu einem Trübsinnigen, für die Freude verlohrnen Menschen — und wehe dem, der sich ‚Menschenhaß aus der Fülle der Liebe trinkt!'«

Der Drang nach der Schweiz hält auch noch an, als Mailand längst verlassen ist. In Locarno beginnt er den siebenten Brief: »Ich kann nicht ruhen, bis ich wieder in die Schweiz komme. Es ist mir hier nicht heimelich zu Muthe, und die rechte ächte Schweiz ist ganz etwas anderes, als ein solches Zwitterding zwischen deutscher und italiänischer Physiognomie.« Die bunten Abenteuer der Zwischenzeit (die Pistolenangelegenheit!) hätten auch das beseeligende Gefühl schon zerstört, das ihn bei Plinius' Ruhestätte am See von Como erfüllt habe. So vernichtet ihm Überempfindlichkeit die Eindrücke, und es ist, als ob er von sich selbst redet, wenn er gerade hier von »Reichtum ohne Fülle«, von Schwärmern spricht, die ihr Streben zum Unendlichen zu büßen haben »durch den Verlust an freudigem Muth zu leben, durch die immer vergrößerte Abtrennung von der Natur, durch den Verlust eines gesunden Auges«.

Ein neues Gelöbnis der Freundschaft und des gemeinsamen Strebens enthält der achte Brief aus »Ayrolo am Gotthard«. »Wir wollen zusammen bleiben, Freund, mit einander klimmen und fortgehn. Wir wollen zusammen bleiben mit den Unsern, den Ersten, im Geist und in der Wahrheit Auserwählten.« Auf der Spitze des Gotthard will er sich dieses Gelöbnisses bewußt sein — »Dort, über den Wolken darf mir keiner fehlen. In dem reinern Äther versteht man besser die Worte, welche man nicht ausspricht. — Ihr vereinigt euch um mich, die ihr ein Theil und der beste von meinem Leben seyd, ihr begeistert mich mit eurem Muth, ihr erquickt mich mit eurer Freude.« Das glückliche Bewußtsein, wieder in der Schweiz zu sein, erfüllt ihn ganz im ersten Teil des Schlußbriefes aus Altorff. Er hat gehört, Freund M[uhrbeck] wolle den Montanvert besteigen: »Die Reise ist gefährlich und ich bin bange für den kränklichen M. Er hat einen Vater und eine Mutter. Wenn ich einmal hinansteige und in den Abgrund stürze, so ist es anders. Ich bin vorherbestimmt, das alles zu sehen und zu hören, und mich darf keine Gefahr zurückhalten. Dort sind meine Ahnungen in der Blüthe — und ich habe nicht Freude, als auf diesen Bergen und in diesen Felsengründen, die meinem Leben eine Ferne hinzusetzen, die mein Leben bedarf. Da wird in der reinen Himmelsluft mein Gemüth erhoben über seine sterbliche Gestalt; da scheidet sich das verwirrende, trostlose, müßige Wesen der Veränderlichkeit von mir ab, ich werde des bessern Menschen inne, und werde selbst Schöpfer, indem ich Schöpfung sehe. Wenn aus der rohen Felsenmasse der lebendige Quell sich ergießt, wenn er sich aus allen Adern hervorringt, in tausend Armen sich verbreitet, wenn die Arme sich vereinigen und wieder scheiden, ein Gebirg emporheben, und einen Theil davon herabwälzen in die Tiefe, wenn durch die Bewegung entsprießt das tiefverschloßne Leben, und Baum und Pflanze aus dem Stein sich hebt und grünt —« das erhebt ihn und macht ihn selig. »Nein, ihr Götter, eure Schöpfungen sind nicht nachzuäffen und kein Copist hat je euren Sinn erkannt. Aber Zeus selbst wird auf diesen Bergen seine göttlichste Tochter, die Phantasie, erziehen!«

Doch schließen die »Abenteuerlichen Briefe« nicht mit dieser freudigen Hoffnung ab. Es folgen noch zwei kurze Absätze. Der erste spricht die Sehnsucht nach einem Einsiedlerleben aus; der zweite beginnt: »Kehre ich ruhiger von meiner Reise? Ich werde unzufriedner mit mir, mit jedem Schritt, den ich thue.« Im letzten Satz dann noch ein Zusammenraffen, der Wille, »sich ein eignes Leben zu bilden«.

So kehrte Boehlendorff aus Oberitalien zurück. Mailand hatte ihn abgestoßen, wie er denn für das Leben in einer großen Stadt in der Tat nicht geschaffen war. Den Zauber italischer Landschaft, italischer Kunst hatte er empfunden, aber beides hatte ihn geängstigt, er fühlte sich nicht reif und ruhig genug. Eine Sehnsucht nach Vollendung als dem letzten Ziele blieb in ihm. Zunächst, glaubte er, sei die Schweiz der Boden, auf dem sein Leben, sein Geist, seine Phantasie gedeihen könne.

## II.

[Bursinel.] »Der achtzehnte Fruktidor«, so sagt Boehlendorff selbst in seinem historischen Werk,[17]) »entschied das Schicksal der Schweiz.« Das an diesem Tage, dem 4. September 1797, sich neubildende französische Direktorium wünschte in der Schweiz eine abhängige republikanische Vormauer und eine frische Geldquelle zu haben. Mit dem Frieden der helvetischen Lande war es aus. Bald sollte diese drohende Entwicklung Boehlendorffs ganzes Interesse einnehmen und ihn zeitweise über sich erheben. In der Vorbereitungszeit aber — September bis Dezember 1797 — sehen wir ihn noch durchaus mit sich selbst beschäftigt.

Er hatte eine neue Hauslehrerstelle angetreten, bei einem Herrn Fr. von Watteville in Bursinel am Genfer See; in dem Hause waren zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen (Luise), die im 12. und 13. Jahre standen. Aus fünf Briefen, die Boehlendorff von Bursinel an Herbart und an Steck richtete, läßt sich seine Stimmung erkennen. Er ist anfangs völlig niedergedrückt, rafft sich dann aber auf und sucht sich ein Ziel zu setzen.

Am 30. September ließ sich Rudolf Steck dicht vor seiner Rückkehr nach Bern in Paris mit einer Französin trauen,[18]) und am gleichen Tage schickt ihm Boehlendorff eine Art Begrüßungsbrief entgegen, der sich aber in seinem ersten Teile sehr schlecht zu einem solchen eignet. Sehr bald kommt er auf sich selbst: »Ich sehe zurück und finde, ich ward von der Nachsicht erzogen; die Einsamkeit war meine Freundin, und überzog mit einem durchsichtigen, milden Schleier, was sich von den Dingen der Welt meinem Herzen entzog. So wurde ich von diesen Dingen abgetrennt, und sie von mir. Als ich zu sinken fürchtete, ergriff die Freundschaft meine ganze Seele. Sie gab mir, zu glauben, was ich vorher geträumt hatte, und ich glaubte. So ewig als dieser Glaube ist in mir, so ewig ist auch die Abtrennung meines Wesens, von Allem, was dieses Glaubens unfähig, den Geist des

Lebens für einen Fantom oder Spiel hält. Könnt' ich auf ewig mich ihrem Treiben und Wesen entziehen!« Die Menschen, denen er immer wieder glauben möchte, sind es, die ihn peinigen. »Kannst du das Instrument verhindern, zu tönen, wenn auch ein tonloses Wesen die Tasten berührt? Und dann sterbe ich Mißverstandner in einem Krampfe von Schmerzen hin. — O hätte ich immer gute Menschen um mich, die meine Sehnsucht nach dem hohen Ziel des freien Geistes pflegen könnten! Alle meine Ahnungen sind erregt. Alle meine Gedanken schlagen in Tönen an einander. Es war ein Augenblick, der hat sie alle beseelt! — Und dann — Italien! und Plinius' Landhaus — da hab' ich Rom — und Tasso's Bildniß, da hab' ich den Genius der Wahrheit — und Raphaels Beter — da hab' ich ein Bild aus seiner Hand gesehen! Und dann — am Reichenbach, am Staubbach, auf des Gotthards Spitze, und bei Tell — Alles war lebendig, denn allenthalben war das Chor der Seligen um mich; meine Freunde! — — Jezt möchte ich versuchen — denn iezt könnte ich's vielleicht! zu bilden! um Euch zu erfreuen, Eure Liebe zu erlangen, Euren Beifall, der mein Lohn seyn wird, zu erringen, durch Fleiß und Treue, die ich der Natur geschworen — und — eben iezt muß mich das erbärmliche Gespennst schrecken — die Welt! — — O nimm es von mir — nehmt es von mir, Ihr Freunde! Fürchterlich schlägts mich nieder, an diesem Genfersee, im Angesicht dieses Montblank, unter diesem reinen Himmel, der in Silberwolken spielt, an iedem Tage einen tausendfachen Tod zu fühlen. — Ich bin im Begriff einen herzhaften Entschluß zu fassen. Er entscheidet über mein Leben; ich habe ihn einer halbjährigen Ueberlegung unterworfen, aber einmal gefaßt ist er unwiderruflich.«

Also einen Entschluß will er fassen, und es muß, nach der ganzen Art, wie er an die italienischen Erlebnisse anknüpft, ein Entschluß zu rein künstlerischer Tätigkeit sein. Er will sich vorerst streng prüfen. Denselben Gedankenweg geht der zweite, weit ausführlichere Brief vom 22. Oktober an Herbart und Fischer. Aus ihm sehen wir nun auch, welcher Art seine Leiden im einzelnen waren, daß er sie teils recht wohl überwinden konnte, da sie großenteils auf der Fähigkeit beruhten, »vorstellen zu können, was nicht ist«, die er selbst an sich tadelt.

Kein Zweifel, er selbst verdarb sich die Stellung bei Watteville durch Menschenscheu und Überempfindlichkeit vollends, wenn wir mit diesen Worten auch noch nicht den Kern des ganzen Übels seiner Hauslehrerschaft getroffen haben. Er mag es auch hier schwer gehabt haben. »Ich suchte unerzogne Kinder«,

meint er, »ich fand verwahrlosete. Ich suchte Theilnahme und Stärkung des Muths und des Werks. Ich fand todte Worte und Entfernung vom Werk.« An andrer Stelle des Briefs heißt es: »Ohne die Eltern ists unmöglich, Kinder zu erziehen, wenn man sie im zwölften und dreizehnten Jahre übernimmt; unmöglicher, wo vier Stunden für die Tafel, drei andere für die Gesellschaft, wo die Kinder nur etwa die Hälfte der Zeit gegenwärtig sind, hingehen; ganz unmöglich für einen Menschen, der Kinder erziehen nicht für ein Handwerk hält. — Das Unmögliche ist möglich, wenn man gesinnt ist, sich selbst aufzuopfern. Das bin ich nicht gesinnt.« Gewiß, er mochte es schwer haben, und niemand konnte verlangen, daß er sich aufopfere, wie Herbart das ohne Frage in jener Zeit tat, der selbst den nächsten Freunden selten schrieb, da »alle seine Zeit den Kindern gehöre«. Hätte doch auch Herbart sich nicht geopfert ohne das geheime Gefühl, daß ihm daraus Nutzen erwachse; Boehlendorff aber und seinen Zöglingen konnte aus diesen Ämtern überhaupt kein dauernder Segen kommen, da der scheue und doch überschwengliche Mensch nicht dazu paßte und immer in schiefe Stellung kommen mußte. Vielleicht faßten die Kinder Zuneigung zu ihm — und trotzdem blieb er ohne Einfluß; vielleicht schätzten ihn die Eltern — und doch fühlte er sich stets in einer Mittelstellung zwischen Dienstboten und gebildetem Menschen, deren sein Stolz sich bitter schämte. Dies Gefühl, das er schon von Sinners her kannte, kam hier wieder in ihm auf, und offenbar weit mehr, als berechtigt war. Herrn von Watteville achtete er als einen redlichen, guten und ungekünstelten Mann; dieser erwiderte (wie aus Boehlendorffs Brief hervorgeht) seine Achtung, wenn er auch von seinen pädagogischen Fähigkeiten nicht allzu hoch dachte.[19]) Die schöne Frau des Hauses aber, eine Weltdame, die regen, witzigen Verkehr liebte, erschien dem jungen Menschen als gefährliche Schlange. Vor allem empörte ihn der gesellschaftliche Kreis, dem er sich täglich mehrere Stunden auszusetzen hatte. »Ich muß dem Gedanken des wahren Erfolges entsagen und meine Pläne zerreißen«, schreibt er; »ich hoffte ... doch Sammlung im Häußlichen oder in der Geselligkeit! Statt dessen erhielt ich Gesellschaft, und Zerstreuung und Welt. — ... Zu den gewöhnlichen Unterhaltungen, französischem Salz und dergleichen, kann ich nichts geben, weil ich nichts davon verstehe; muß also ein schweigender Sonderling scheinen, oder — mich üben und vorbereiten — zu schwazzen — beydes ist ganz gegen meinen Charakter. Meine natürliche Heiterkeit geht verloren, und Mistrauen und Verdruß schleicht sich ein und verdirbt mir auch meine Stille. — Unter

ein paar hundert, die ich gesehen habe, habe ich nur einen einzigen interessanten Menschen gesprochen, und drei Stunden nur, während eines Aufenthaltes von acht Tagen.« Die ganze Entwicklung des Mißverhältnisses zwischen Boehlendorff und den Wattevilles war die folgende. Anfangs lebhafter, freier und offner, als es der Weltton erlaubt, beginnt Boehlendorff, dem obendrein die Frau des Hauses und ihr Verhältnis zu den Kindern mißbehagt, bald nachdenklich zu werden und über eine ehrliche Mitteilung an Watteville nachzusinnen. Die Lebensweise beider Teile, will er ihm sagen, sei unverträglich, er wolle bis zum Frühjahr gern noch als Vorbereiter eines Nachfolgers bleiben und während dieser Zeit den Kindern möglichst nützlich zu sein suchen; dann aber müsse er gehen. Während er sich mit dieser Ansprache trägt, beginnt seine Stille, die man für Melancholie hält, aufzufallen und ruft »witzige Einfälle, den beißenden Versuch einer Erziehung zur Welt« hervor, was er zunächst aus Stolz zu überhören sich bemüht. Plötzlich aber bringt ihn eine »fortgesezte, unverschämte Spötterei bey Tafel« völlig aus der Fassung. Herr von Watteville, einlenkend, fordert ihn auf, mit ihm eine Wagenfahrt nach Nyon zu machen; Boehlendorff lehnt kurz ab, begibt sich an sein Schreibpult und läßt darauf, während er selbst draußen Luft und Überlegung schöpft, dem erstaunten Mann ein Billet überreichen, des Inhalts: Watteville habe ihn nicht gekannt, da er ihn berufen, und er (Boehlendorff) Wattevilles Haus nicht; er habe ihm das längst offen und mit allen Gründen sagen wollen. Des letztern überhebe ihn die Szene von heute; wenigstens solle man doch einen im selben Hause wohnenden Unbekannten schonen, wenigstens den, den man für gut genug halte, die Kinder der Familie zu erziehen. Nur um des Beispiels willen dürfe er die erfahrene Behandlung nicht leiden. Er zöge aus Wattevilles Hause, nach der Versicherung, daß es eben nur Wattevilles Person gewesen sei, die ihn gehalten, und daß es seine Kinder nicht seien, die ihn vertrieben hätten. Dieses zum Schluß sehr unhöflich auf die Frau von Watteville anspielende Billet ging ja nun viel weiter, als Boehlendorff vorher hatte gehen wollen; Watteville las es, steckte es ein oder zerriß es und fuhr nach Nyon, in der Meinung, die Aufregung seines Hauslehrers werde sich nach ein paar Stunden wieder legen. Boehlendorff seinerseits suchte sich draußen über seine ganze Lage klar zu werden, stellte sich alle möglichen Arten, wie man seine Mitteilung aufnehmen könnte, vor, kam wieder ins Haus, erfuhr, der Hausherr sei fort, packte noch mehr erzürnt seinen Koffer, machte den herzueilenden Kindern Abschiedsgeschenke und blieb zunächst

mit dem Bedienten allein. Durch die sehr zornig in der Thür erscheinende Frau von Watteville werden Boehlendorffs Abreise-Bemühungen unterbrochen; er folgt ihr auf ihr Zimmer, wo sie ihn durch Schmeicheleien zum vorläufigen Bleiben bewegt. Sie spricht von seiner Freimütigkeit, seinem Geist, seiner Kunst, sich beliebt zu machen, von den Tränen ihrer Tochter Luise, ja sie fragt, ob sie selbst etwa gegen ihn gefehlt habe, und wie sie das wieder gut machen könne. Boehlendorff gibt das Versprechen, die Rückkehr Wattevilles abzuwarten und ruhig, als wenn nichts vorgefallen wäre, den Tee in Gesellschaft zu trinken. Worauf sie dann, nach erreichter Absicht, noch die Boehlendorff sehr ernüchternde Schlußbemerkung macht: man habe viel Gutes von ihm allenthalben hin geschrieben und gesagt, sie sowohl als Boehlendorff hätten Bekanntschaften in diesem Lande, und beide Teile würden lächerlich werden durch ein so plötzliches Auseinandergehen. Also es kam ihr wesentlich auf das Gerede der Menschen an. Am Teetisch, im größeren Kreise, der zum Teil von dem Vorgefallenen wußte, hatte Boehlendorff nun nach seinem Bericht den Triumph, »ganz ruhig und kalt zu sein«, Frau von Watteville dadurch in die Flucht zu jagen und die andern, die sich aus seinem wechselnden Verhalten kein Bild machen können, ganz in Erstaunen zu setzen. »Nachdem ich mich ziemlich lange daran belustigt hatte,« schildert Boehlendorff weiter, »ging ich auf mein Zimmer, und setzte mich in Verfassung, Herrn von Watteville zu begegnen. Aber, was ich fürchtete, geschah. Vor dem guten, ungekünstelten Manne hätte ich entweder alles sagen und mich verständlich machen müssen — wenn ich es könnte; — oder — ich mußte ungerechtfertigt vor seinem Auge erscheinen. Ich sagte ihm, was ich konnte — aber sein Anblick, seine einfache Art schon entwafnete meinen Unwillen. Er sagte mir weniges, aber stark. Er verstand mich bis auf einen gewissen Punkt. Darum meinte er, es sey an mir, allem abzuhelfen. Was ich ihm über die Satirensucht sagte, nannte er geradezu Schimären, und davon, glaubte er, rühre mein ganzer Entschluß her, der durchaus nur Affektion sey. — Ich konnte ihm einen Beweis geben, daß dies nicht der Fall sey, und dieser Beweis lag auf meinem Wege. — ‚Gut also, sagte ich; weil Sie glauben, meine Handlung sey augenblicklich, und mir versichern, iene Beleidigungen seyn Einbildung, so will ich ihnen glauben das leztere, und zum Beweiß, daß das erstere nicht sey, wie ich es mir vorher vorgesezt hatte, bis zum Frühling bey Ihnen bleiben.‘«

Der ganze Vorgang wird hier deshalb so ausführlich erzählt, weil er sicher typisch für Boehlendorff ist. Boehlendorff

ist nicht durchaus unfähig, den Überblick über sich zu gewinnen, aber er irrt, wenn er meint, »daß er seine volle Besinnung von Anfang bis zu Ende erhielt«. Er befindet sich in einer Lage, in der er den unvorhergesehenen Wirkungen seiner Empfindlichkeit ziemlich wehrlos ausgesetzt ist, und er hat nachher die größte Mühe, die Situation wieder erträglich zu gestalten. Gebessert wurde natürlich durch diese Aussprachen nichts, und Boehlendorff sieht das auch ein, wenn er schreibt: »Nach aller — halbverstandenen — Offenheit, mit welcher ich mich und meine ganze Denkweise den Aeltern meiner Zöglinge bloß gegeben habe, bleibt mir nichts übrig, als mich zurückzuziehen und zu verschanzen. Denn die Bedingungen bleiben immer unvereinbar: da ihre Hauptbedingung ist, ihnen gleich zu werden, und die meinige mir selbst gleich zu bleiben.« Verzweifelt nimmt er sich trotzdem vor, »recht zu tun, und wenn sich alle Elemente wider ihn empörten«; nach seiner Versicherung ist auch die Sorgfalt, seinen Zöglingen alles mögliche zu sein, keinen Augenblick von ihm gewichen, er habe seine düsteren Stimmungen ihnen fern gehalten, »davon zeugt auch, daß sie, trotz allem, einige Liebe zu mir gewannen«. Die Wirkung dieser Nöte (die ja garnicht so schlimm sind und nur daraus entspringen, daß ein empfindlicher unfertiger Mensch an falscher Stelle ist) auf ihn selbst war aber durchaus bedrückend, das gipfelt in seinen Worten: »Mein ganzes Wesen wird von den Menschen entfernt und in sich selbst versenkt.«

Das war schlimm für ihn, und er war sich dessen auch bewußt. »Ich suchte meinen Blick wegzuwenden . . . von diesem elenden Hängen an dem Frieden seiner Person — suchte ihn aufs Allgemeine zu wenden, um daher Trost zu nehmen — aber das Allgemeine wurde leer.« Er fühlt, daß ihm »Zusammenhang der Ideen ohne Harmonie der Kraft« nicht weiter hilft. Und doch meinte er, so ganz anders, »siegende Kraft in der Seele«, hierhergekommen zu sein! »Eine reiche Segensfülle hatte sich in mir gesammelt. Sie wartete nur auf den Genius, sich zu entfalten.« Dieser Segen ist ihm hier nicht geworden. »Allen meinen Arbeiten, die, unter mäßigem Erfolg, erheitert und belebt werden sollten, wird die höchst nöthige Sammlung und Ruhe geraubt.« Die Phantasie hebt ihre Schwingen, doch die Gegenwart lähmt sie. Er erliegt zunächst ganz diesem beängstigenden Gefühl. So flieht er wieder von den verwirrenden Menschen zur Natur, um bei ihr Ruhe zu finden. Er findet sie nicht bei ihr, und nur der Besuch eines Freundes — Muhrbecks, der sich nach seinem Plane damals am Genfer See aufhielt —

gibt ihm Tage des Trostes. »Was ein Freund ist im Elend! — o Ihr könnt das nicht so haben, wie ich — Ihr könnt, mit dem besten Willen, das nicht so verstehen, denn Ihr habt Euch nie gekrümmt und geängstet vor dem Altar der Natur — nie in zerknirschender Wuth gefordert, was man sanftmüthig erflehen muß — nie Euch auf dem hellen Teppich der Erde hingeworfen, um Leben gebeten — und zum Lohne Vernichtung — Vernichtung zum Lohn davon getragen.«

Wir werden in diesen Äußerungen doch Zeichen wahren seelischen Ringens nicht verkennen dürfen, es ist nicht alles Einbildung, es sind auch Stürme einer wirklich im Innern lyrischen Natur. So ist es ja auch echte Empfindung, wenn ihm in den Augenblicken schlimmster Verzweiflung der Gedanke an Selbstmord nahetritt: »Die Natur war nur ein stärkerer Contrast gegen diese Welt. Mein Herz verging in Schmerzen. Mein Geist brütete über dunkle Gestalten. Mein Auge verirrte. Werther erschien mir. Zum Glück erkannte ich ihn gleich. Erinnerst Du Dich des Gespräches, Herbart, da ich in Rists Zimmer einmal mit Leidenschafft Werthers Handlung entschuldigte? Dies Gespräch stand mit Flammenzügen in mein Herz geschrieben. Ich hatte recht ihn so zu entschuldigen. — Aber ich sah ihn von Ferne kommen, und mein Stolz erhob sich über ihn.«

Eines richtet ihn, wenn ihn selbst Kernworte aus Schillers Gedichten, die er sich wie Gebete vorspricht, nicht mehr dauernd erheben, eines richtet ihn doch auf: der Gedanke an die Teilnahme der Freunde. Sie werden, wenn er sich nachts trostlos auf seinen Kissen wirft, für ihn mit Goethes Worten beten:

»Ist auf Deinem Psalter,
Vater der Liebe! ein Ton
Seinem Ohre vernehmlich,
So erquicke sein Herz!«

So rettet er sich denn in Gedanken aus dem Herbst in den nahen Winter, wo er bei ihnen sein wird (Wattevilles waren im Winter in Bern). Und sogleich kommt ihm der Drang, den Freunden etwas zu sein. Ein Trieb ergreift wieder seine Seele. »Ich ging mit Krafft ans Werk. Um mir eine Welt wiederzuerheben, und sie der trägen, die mich umgab, entgegenzusetzen, zog ich die Griechen hervor. Alle ihre Helden, ihre Schicksale, ihr Land musten vor mir aufleben. Ich baute ihre Städte wieder und zog mit ihnen in Kampf und Sieg. Meine Lebensgeister regten sich von neuem. — Ihr wart es! für Euch erwachte mein Geist — für Euch hob sich Griechenland aus seinem Schutt — für Euch begann sich alles mit dem neuen Feuer meines Herzens

zu entzünden. — Ihr sollt mich wiedersehen.« Mit Strenge sucht er sich nun zu erziehen, sucht die Ansprüche der Gegenwart zu befriedigen und doch für sich tätig zu sein. Es gelingt ihm wenigstens ein Ansatz, nicht mehr. Während er sich abmüht, unter allen Umständen in seiner Lage das Rechte zu tun, da, sagt er, »stieg ein Gedanke mir empor, der iezt [zur Zeit des Briefschreibens] der Faden meines besten Lebens ist. Die Kämpfe und die Leiden und die Erniedrigung der griechischen Helden stellten sich mir in Zusammenhang und ich sah tiefen menschlichen Sinn in ihren Geschichten, so toll und thöricht sie auch manchem erscheinen mögen. Meine stillen Gefühle gesellten sich unvermerkt in ihr Leben, und ihr Leben zu meiner Seele inneremTönen. Ich ergriff den einen, den Theseus, und es entfaltete sich seine Welt und seine Geschichte, lebendig und heftig aus meiner Brust. Blitz auf Blitz stellten sich die Momente seiner innern Handlungen und äußern Thaten zusammen, und als ich kaum Hand anlegte, war der vollständige Plan eines Trauerspiels, durch die Fantasie wenig verschönert, gemacht; eines Trauerspiels, das heißt einer Handlung, menschlichen Lebens, das bis zu seinem lezten Punkt durchgeführt, durch die Verwirrung, oder doch unsichtbare Verknüpfung der Umstände, abgebrochen zu werden scheint. — Die Ausführung ist iezt mein Gedanke — mein Geist. — Wenigstens wird daraus ein wichtiges Aktenstück zur Geschichte meines Lebens — eines Menschenlebens.« Wir können uns schwer einen Begriff machen, wie dieses erste Trauerspiel Boehlendorffs in seiner sehr seltsamen Subjektivität ausgesehen hat. Er nahm es jedenfalls ernst mit seiner Sache: »Die Fantasie muß doppelt siegen. Sie muß das Theater umwandeln, indem sie Menschlichkeit nachzuahmen strebt —« also auch an die Bühne dachte er von vornherein. Neu ist uns ferner das besondere Interesse für die Griechen — nicht so ganz neu jedoch; denn Griechenland war ja wohl »das Götterland, das noch weiter liegt«, an das er schon an der Grenze Italiens dachte.

Das alles erfahren wir aus einem einzigen Briefe (es ist noch nicht der längste) Boehlendorffs an Herbart. Zum Schluß teilt der Briefsteller noch eine kleine Neuigkeit anderer Art mit: »Herr Sinner war hier. Er sagte mir ins Ohr: Herr Gauzsch werde ihn bald verlassen, war voll übertriebner Höflichkeit, misbrauchte aber meine Offenheit zu seinem Vortheil, wie er meinte — aber darin irrt sich Herr Sinner.« Also der Landvogt Sinner sucht Boehlendorff von den Watteville loszumachen, um ihn selbst wiederzubekommen, da ihm inzwischen wohl

seine geistigen Vorzüge Durchschnittslehrern gegenüber klar geworden sind.

Der nächste Brief an Herbart — datiert »Bürsinel Dienstag Abend«, zweifellos in den November des Jahres gehörig — zeigt Boehlendorff in völlig andrer Stimmung. Es ist jener Lob- und Preisbrief, in dem Boehlendorff aus sicherm Gefühl heraus seinem Freund klar macht: Herbart dürfe getrost sein; Herbarts Zukunft und Herbarts Werk seien ihres Zieles gewiß, denn er trage in sich reine Wahrheitsliebe und unerschöpfliche Kraft, Stoff eine Welt hervorzubringen. Mit dem Ausdruck dieser felsenfesten Zuversicht möchte nun Boehlendorff gleichzeitig eine Hoffnung für seine eigne Zukunft verbinden, und man ahnt nicht, was einmal kommen sollte, wenn man die Worte liest: »Ich habe Dir solange von Dir geredet und nichts von dem Patienten gesagt, an dem Du Theil nimmst. Binn ich der Patient? Nein! ich bin wieder gesund und frei und Fülle neuer Krafft strömt durch mein ganzes Wesen. Mein Auge sieht stiller und klarer in das Gewirre des Lebens und ich habe mir eine Bahn vorgezeichnet, der ich folge. Der Entschluß, von dem ich schrieb, erhält Wirklichkeit. Ich sehe vollkommen um mich her, was seyn und nicht seyn kann, und gehe, zu thun, was ich mir selbst und Dir, und allen, und dem weiten Himmel, und der schönen Erde schuldig bin, die mich mit holder Liebe erfüllen. Ich habe Dir viel zu sagen, eben darum höre ich auf zu schreiben. Muhrbeck wird Dich vorbereiten, wenn er kömmt.« Es muß sich um jenen Entschluß handeln, von dem Boehlendorff in dem ersten Brief an Steck geschrieben hat; die dort erwähnte halbjährige Prüfungszeit wird identisch sein mit der, die er noch bei Watteville auszuhalten hatte. Freie Ausbildung zum Dichter wird das Ersehnte gewesen sein. »Bleibe treu dem Wiedergebornen«, schließt der zweite Brief an Herbart.

Die gleiche Freudigkeit spricht aus einem kurzen Briefe an Steck »Bürsinel Nov. 97«. Stille und sichere Tätigkeit an der Seite der Freunde wünscht er; die Freunde lehren ihn die Menschen wieder lieben. »Der Mensch siegt nur durch den Menschen, endlich habe ich sie mir errungen, diese Überzeugung, die zu bewähren auch mein Leben als Thatsache dienen soll.« Noch hat er Steck nicht wiedergesehen, aber er lebt und schafft schon im Geist an seiner Seite. So sieht er sich am 4. Dezember im Geiste wieder mit Herbart vereint, dem Muhrbeck inzwischen seine Grüße überbracht hat. Wenn sie alle in Bern wieder beisammen sind, dann, sagt er, wollen wir uns »gegenseitig Muth und Sicherheit geben, mit Freiheit des Auges und mit Liebe

des Herzens an den Faden halten, den wir, wissend und ahnend, durch unser Leben flechten.« Den philosophischen Freunden zu Liebe hat er seit längrer Zeit, speziell auf Bergers Rat, mit einigem Kopfzerbrechen Mathematik betrieben. Von seinen eigenen Absichten ist im gleichen Brief an Herbart in dunklen Worten viel die Rede. Als seine größte Erkenntnis, die er mit seinem Herzen durch und durch gefühlt habe, bezeichnet er es, »daß die Grazien Begleiterinnen der Wahrheit, und daß die Wahrheit Beherrscherin der Grazien ist«. Noch sei es freilich im Leben zuweilen seine Schwäche, »sich in lebhafter Betrachtung des Wahren eine Sünde wider die Grazien, und in ihrem Anschauen auch manche Sünde wider die Wahrheit zu schulden kommen zu lassen«. Aber doch sei es nun seine Sehnsucht, sein Entschluß geworden, diese von den Grazien begleitete Wahrheit »mit seinem ganzen Leben zu preisen«. Es ist dabei an Darstellung in der Poesie und Verwirklichung im eignen Leben zugleich zu denken. »Das ists, was mich sinnend in eine Flut von Gedanken stürzt, woraus ich nur mit Mühe und Sorge, den wahrern, den stillern, den bessern zu suchen, ihn mit allen meinen Gefühlen zu umkränzen, und durch iede Handlung zu ehren, noch ein armer Lehrling in der Vorhalle des Tempels, beschäftigt bin.« Dabei ist er überzeugt, auf die Forderungen der Gegenwart an sein Leben genügend Rücksicht zu nehmen. »Wie sehr ich die Maßregeln, die ich für meine Gegenwart nehme, zu prüfen, sie im Ganzen, im Einzelnen auszuarbeiten, zu vereinigen, und mir den Punkt, wo ich stehe, zu verdeutlichen suche, das kann Dir Muhrbeck sagen. Auf welche Weise ich siege — Nur durch Wahrheit, durch Überzeugung will ich siegen. Darum, lieben Freunde! rufft mir nicht zuviel, zu bleiben! Ihr habt viel Gewalt über mich — oder rufft mich vielmehr noch öffter zurück — denn desto stärker wird meine Gegenmacht seyn.« Das war inzwischen nämlich schon geschehen: Gries und Eschen hatten ihn brieflich vor überschnellen, egoistischen Entschlüssen gewarnt, nachdem vermutlich er selbst ihnen sehr heftig von seinen Erkenntnissen und Absichten geschrieben. Mißstimmungen entstanden, in denen Herbart auf Boehlendorffs Seite trat und die beiden Jenenser tadelte, daß sie Boehlendorff »behandeln« wollten.[20]) Durch Boehlendorffs gutherziges Einlenken wurde alles wieder behoben, im Grunde aber blieb dieser dabei, daß seine Überzeugung die richtige sei. Es ist wohl die selbstsicherste Äußerung Boehlendorffs überhaupt, wenn er an Herbart jetzt schreibt: »Was mir Gries über Egoismus sagt, das hat mich wenig bekümmert.

Mein Streben ist mein Egoismus; ieden andern kenne ich in mir, und streite mit ihm. Darum berührten die Worte mich nur ganz von ferne: ieder Stillstand an andern ist mir so verhaßt, wie an mir selbst, und ich verabscheue leidenschaftlich alles, was dem ähnlich sieht.«

Noch bis Ende Dezember hatte Boehlendorff in Bursinel auszuhalten. Mitte Dezember sah er Steck, der als Sekretär einer Regierungskommission, die das von Bern abhängige und bedrückte, daher revolutionär aufgeregte Waadtland beruhigen sollte, nach Lausanne reiste. Dieser Freund, den er seit Kassel nicht wiedergesehen hatte, wird ihn für die politischen Konflikte der Gegenwart sogleich neu interessiert haben. Am 29. Dezember traf Boehlendorff, vermutlich mit Watteville, wieder in Bern ein; und etwa auf ein Jahr wurde er durch die historischen Ereignisse, die sich hier abspielten, des übermäßigen Nachdenkens über sich selbst und seine poetische Zukunft überhoben. Was konnte dem kaum 23jährigen, der sich selbst noch vor kurzem einen zum Vagabundenleben Verdammten genannt hatte, alle Sehnsucht nach Vereinigung von Wahrheit und Schönheit helfen, wenn ihn nicht erst das Leben selbst unbemerkt solchem Resultat entgegen führte? So ernst seine Wünsche waren, ohne solchen Segen des Lebens blieb alles wankende Konstruktion.

## III.

[Wieder in Bern.] Einen Tag in Bern anwesend, hat Boehlendorff sogleich dem abwesenden Freunde Steck seine Eindrücke mitzuteilen. Ganz voll von dem Gedanken, sich im bestimmten ruhigen Kreise der Freunde festzusetzen, ist er am Nachmittag des 29. Dezember angekommen. Durch Watteville hört er, Muhrbeck sei krank. Er besucht ihn sofort, findet ihn zwar nicht leidend, aber doch bedrückt und nimmt ihn gleich mit zu dem in der Schweiz neu erworbenen Freunde Zehender (Stadtschreiber in Bern), in dessen Familie er auch Fischer trifft. Noch am selben Abend sucht er mit dem letzten Stecks Gattin auf, die er zum ersten Male sieht, und berichtet über sie dem jungen Ehemanne sehr jugendlich enthusiastisch; zum Schluß des Tages gehen Fischer und Boehlendorff noch zu Herbart, der Boehlendorff »neukräftig« erscheint. Am nächsten Morgen verlassen Fischer und Muhrbeck Bern und begeben sich nach dem unfernen Höchstetten; hier, in Fischers ruhiger Heimat, sollte sich Muhrbeck erholen. Herbart und Boehlendorff benutzen die Morgenstunden, um Seel' in Seele zu ergießen und von dem tätigen Leben, das sie hier, vereint vor allen mit Steck, führen

wollen, zu sprechen. Unterdessen suchen Sinners Kinder den früheren Lehrer auf, und bald nach Tisch erscheint der älteste, Fritz, wieder. Boehlendorff findet ihn mutig und brav, nur allzu »frei«. Er begibt sich dann selbst zu Frau von Sinner, die ihn freundschaftlich empfängt und ihm als besorgte Mutter ihr ganzes Vertrauen äußert. Sie wünscht speziell durch ihn einen neuen Hauslehrer zu erhalten. Zu unserm Staunen hören wir: »Es schmerzte mich von neuem, daß es ehemals bey diesem Verhältnis nicht geblieben war. — Sie möchte Gerlach, wenn er für ihr Haus paßte, gern haben, und gab mir den Auftrag, ihn näher kennen zu lernen, das ich denn versuchen werde. Die Gewissenhaftigkeit und der edle Sinn dieser Mutter wird es iedem Redlichen leicht, und iedem Gleichgültigen unmöglich machen, wohl in diesem Hause zu seyn. Mir ist es aber schwer, zu rathen. Ich liebe meinen Fritz, aber er ist sehr schwer zu leiten.« Zum Thee ist Boehlendorff auch am zweiten Tage wieder bei Zehender, der ihm nebst seiner Gattin »freundlich und treu wie immer« entgegenkommt. Er trifft eine der Töchter des Obersten Walter dort, auf dessen Landgut er im Sommer vergnügte Stunden verlebt hatte. Viewegs letztes Taschenbuch trägt er gerade bei sich, und so liest er dem kleinen Kreise Goethes »Hermann und Dorothea« vor und freut sich der Wirkung, die Einfalt und Natur, einfältig dargestellt, üben. Abends setzt er sich dann hin und berichtet dem Freunde Steck, dem er offenbar in besonders herzlicher Neigung zugetan ist. »Wohin auch die Woge mein Fahrzeug hinüberrausche,« schreibt er, »zwischen Sturm und Klippen verliere ich Dich nicht aus dem Aug, bey heiterm und bey trübem Himmel sehe ich Dich gern, und bist mir treu und lieb. — Komm nur bald herüber.« Er hofft viel von der nächsten Zukunft: »Dieser Winter soll uns .. nicht entfliehen. — Dein neues Jahr, mein Freund! sey dem alten gleich! das meinige sey besser als das alte!«

Es wurde für ihn in der Tat ein besseres Jahr. Mochten auch die großen Ereignisse, die er hier miterleben sollte, keineswegs durchweg erfreulich für ihn und seinen Kreis sein, er wuchs an ihnen, wurde fester und sicherer. Wir haben wenig Briefe Boehlendorffs aus der Zeit, die er von jetzt noch in der Schweiz zubrachte. Der eine, vom 3. September 1798 an Sophie Mereau,[21]) malt wieder zum Teil düstere Gedanken, ähnlich den uns schon bekannten über die kleinliche Gegenwart, aber er greift in die Vergangenheit, wahrscheinlich ins Jahr 1797, zurück, und wir dürfen ihn wohl als zufällig und nicht typisch für 1798 gelten lassen. In der Hauptsache wurde Boehlendorff im Jahre

1798 fester, sachlicher, er faßte in der Schweiz beinahe Boden; leider, dürfen wir wohl sagen, brachte er es doch nicht fertig, sich unlösbar mit dem Lande zu verbinden.

Die Glieder des damaligen Berner Freundeskreises haben wir schon zum Teil genannt, fügen wir noch hinzu die Namen Fehr, Otth, May, Pfarrer Wyttenbach,[22]) Fellenberg in Hofwyl bei Bern, so haben wir etwa die Familien, in denen Boehlendorff aus und ein ging. Steck kehrte Mitte Januar nach Bern zurück, nachdem die Kommission, der er angehörte, nichts hatte ausrichten können und die abtrünnige Waadt ihrem Schicksal hatte überlassen müssen. Muhrbeck und Fischer konnten leicht von Höchstetten herüberkommen oder dort besucht werden. Smidt war längst wieder in Bremen, Berger in Jena. Mit Jena korrespondierte man oft. Dort beobachtete Gries mit dem Berner Freunde C. Otth gespannt die politischen Bewegungen der Schweiz:

»O werft sie hin, die Kronen, die wandernden«,

ermahnt im Januar eine Griessche Ode die Berner Optimatengeschlechter. Der Jenaer Bund bestand noch; auch Hülsen ließ sich noch nachträglich (am 7. März) aufnehmen. Am häufigsten bedachte Gries die Freunde in der Schweiz mit Briefen; aus Jena und Dresden schrieb er an Boehlendorff, Steck und Herbart unermüdlich, obwohl die beiden letzten selbst faule Briefsteller waren. Auch zwischen Rist, der jetzt in Kopenhagen beim Minister Schimmelmann war, und der Schweiz riß die Verbindung nicht ab. Von Oldenburg aus berichtete Herbarts Mutter häufig nach Bremen an den jungen »Professor« Smidt über ihren Sohn und seine Genossen. Ende Sommer 1798 traf sie, die sich mit ihrem Gatten schlecht verstand, wiederum in Jena ein.

Boehlendorff hatte versprochen, bis zum Frühling bei Watteville zu bleiben, und er hielt dies Versprechen im ganzen. Wenigstens teilte er seine Lehrtätigkeit zwischen diesem und dem Sinnerschen Hause, für das ein neuer Hauslehrer nicht so rasch zu finden war. Am 3. April schreibt Frau Herbart an Smidt, sie habe viele Briefe von Boehlendorff gehabt. »Wie Böhlendorf das Sinnersche und Wattenvillesche Haus vereinigt hatte, wird Ihnen bekannt sein. Er wird eine gute Einnahme haben, wenn diese Herren nicht jetzt Bettler sind.«

Der Grund für diese Befürchtung lag in den politischen Zuständen Berns. Die französischen Heere drohten seit Ende 1797 an den Grenzen der eidgenössischen Lande. Speziell an Bern wurden sehr bestimmte Forderungen gestellt: die bisherige aristokratische Regierung solle abtreten, und umgehend sollten Urversammlungen ausgeschrieben werden, die eine Volksvertretung

und eine neue Regierung zu wählen hätten. Der Leiter Berns, der greise Schultheiß von Steiger, war diesen Forderungen fürs erste streng entgegen; nicht nur aus oligarchischen Gründen, sondern auch weil er mit Recht befürchtete, daß man mit Einführung der revolutionären Neuerungen die Franzosen ins Land ziehen könne. Es fragte sich nur, ob man imstande war, sie durch Widersetzung fernzuhalten. Zu spät sah man ein, daß das unmöglich sei. Nachdem 62 Bürger (unter ihnen Steck) eine Eingabe an den Rat gerichtet hatten, nachdem dieser sich Tage lang den Ratschlägen anderer Kantone gröblich verschlossen hatte, wurden zu spät am 1. März die französischen Forderungen bewilligt. Zu spät; der französische General Brune erwiderte nur: diese Antwort wolle er sich in Bern holen[23]) — und am 5. März nach blutigen Kämpfen kapitulierte die Stadt, die von den Schweizer Bundesgenossen kaum unterstützt war. Die französischen Truppen, die nun zur Sicherung der erzwungenen neuen Verfassung ins Land gelegt wurden, hatte die Schweiz selbst zu unterhalten. Außerdem waren große Entschädigungssummen aufzubringen. Speziell wurden mit den außerordentlichen Geldlasten die wohlhabenden Glieder der bisherigen Regierungen belegt, die so um einen großen Teil ihres Einkommens, ja Vermögens kamen. Nach französischem Muster wurde eine »helvetische Republik«, »ein und unteilbar«, begründet, die am 12. April von der helvetischen Nationalversammlung in Aarau unter französischem Druck angenommen wurde. Sich widersetzende Kantone wurden unter Grausamkeit besiegt und gezwungen. Die ganze Entwicklung innerhalb Berns hatte Boehlendorff, im Hause Wattevilles wohnend, miterlebt, und an den Neuerungen mußte er um so stärkeres Interesse haben, als sein nächster Schweizer Freund, Steck, Generalsekretär des Direktoriums der helvetischen Republik in Aarau geworden war. Freilich nicht auf lange.

Die politischen Zustände, die Verwirrung der Familien brachten Boehlendorff im März zu dem Glauben, daß seines Bleibens hier nicht länger sei. Frau Herbart fügt an ihren Brief an Smidt vom 3. April ein Postskriptum: »Eben kömmt ein Brief von Böhlendorf. Der Arme! er muß fort, vielleicht kömmt er uns näher. Ein schrecklicher Verlust für meinen Sohn!« Von diesem Gedanken kam er wieder ab. Jedenfalls machte er aber im April und Mai längere Ferien. Am 8. April ist er bei Fischer in Höchstetten, dann wieder auf der Petersinsel im Bieler See, diesmal zusammen mit Muhrbeck. Schon vor einem Jahre hatte er mit Berger zusammen hier Rousseaus Zimmer in Distichen besungen,[24]) jetzt entstand hier wieder eine Reihe von

Gedichten, die er später als »Blumen von der Bielsinsel« zusammenfaßte.[25]) Was er außerdem für abenteuerliche Gedanken über sich und seinen Schüler Fritz Sinner, den er doch wohl gern hatte, herumtrug, erfahren wir wieder durch Frau Herbart, die Smidt am 3. Juni mitteilt: »Böhlendorf wünschte freilich seit einigen Monaten die Schweiz im Herbst verlassen zu können; er glaubte sie verlassen zu müssen; er schrieb mir deshalb häufiger und dringender, als es mir um seinetwillen lieb seyn konnte — aber er wünschte, sie mit seinem Zöglinge verlassen zu können; um seines Fritzens willen, den er dort nicht lassen zu dürfen glaubte — um dessen Vaters willen, der zu unruhig, zu heftiger Aristokrat — und der Mutter, die zu schwach und bey aller Vortrefflichkeit zu unthätig sey. Ich sollte auf deren Güter im payd de vaud in Bremen oder Hamburg nur die kleine Summe von etwa 70,000 fl baares Geld aufnehmen, und dafür in hiesiger Gegend oder im Holsteinischen ein Gütgen etc. kaufen. Sie kennen Böhlendorf — brauche ich noch hinzuzusetzen, daß seine lebhafte Phantasie, die den romantischen Plan mit der Frau von Sinner entworfen hatte, nun auch nicht säumte, denselben mit den reizendsten Farben auszumalen? Schon war alles auf dem Papiere fertig, schon tranken wir in meinem Zimmer die erste Bowle Punsch miteinander (denn, mein Freund kannte mich und meinte das sey alles); da fand ichs für nöthig, den Armen mit der Bemerkung aus seinen süßen Träumen aufzustören: daß die Bremer und Hamburger Kaufleute sich nicht solche Vögel auf den Bäumen aufschwatzen lassen. — Jetzt ist er wieder in Bern; nachdem er vier Wochen mit Muhrbeck auf der Petersinsel einsam zugebracht hat, will er nun den Sommer ruhig im Stadtgefängnisse — so schreibt er mir — aushalten, und an einem Buche arbeiten, das er für mich, als Beytrag zu unserer Theegesellschaft bestimmt hat. Da Eschen jetzt von Jena wirklich abgereiset ist, um dort seine Stelle anzutreten, so wird hoffentlich Böhlendorf auch bleiben.«

Eschen, der zunächst nicht weit von Bern bei Murten in die Familie eines Watteville von Montelier eintrat,[26]) hatte die Schweiz kaum betreten, als ihm Gries aus Dresden ein langes (an Klopstock erinnerndes) Sehnsuchtsgedicht zusandte:[27])

»Ach! umarmtest du schon, zu Glücklicher! alle die Theuern,
Die in seligem Kreis
Einst ein Gott uns geweiht mit oft gepriesener Milde,
Nie doch gepriesen genug?
Sahest du Böhlendorff schon, vernahmst die lieblichen Laute,
Den tief hallenden Ton,

Wenn er Gesäng' anhebt der Natur und der himmlischen Freundschaft,
Zwiefach dem Liebenden lieb?
Küßtest Herbart du schon, der treuen, sicheren Schrittes
Wallt den mühsamen Pfad?
Mir auch schweigend geliebt, obwohl, wer ewig verstummet,
Kaum noch dem Liebenden gleicht.
Fischer, und ihn, den ich einst in bang gefürchteter Stunde
Sah mit sorgendem Blick
Zeigend den besseren Pfad, o küßtest du schon des Geliebten
Sanft überredenden Mund?
Ach! und ihn, den umsonst erhöbe mein Lied, dem es schweiget,
Großer Töne zu arm,
Steck, des Vaterlands Sohn, mehr noch der Menschheit, der alle
Große Tugenden übt
Und doch liebet wie wir, ein Freund des liebenden Freundes,
Und des Vaterlands Sohn.
Heil dem Lande, das nicht nur ehrt des erfahrenen Greises,
Auch des Jünglings Verdienst;
Das zu würdigen weiß und zu wählen, und nimmer die Ahnen,
Nur die Tugenden zählt.«

Die Hauslehrerstelle bei Sinner hatte im Frühjahr Gries selbst annehmen wollen;[28]) da er sich aber doch nicht zu solcher Sklaverei entschließen konnte und aus einer andern Vermittlung Eschens nichts geworden ist, so ist Boehlendorff endlich in dieser Stellung geblieben, während er die Tätigkeit bei Wattevilles von Bursinel offenbar im Sommer aufgab. Nach wie vor wußte er über den Hausherrn Sinner Schlimmes, über die Hausfrau viel Gutes zu sagen. Sein Hauptzögling (unter den Kindern das älteste) Fritz, den er auch »das kleine Genie« zu nennen pflegte,[29]) war nach Boehlendorffs eigenen Worten schwer lenkbar, und Boehlendorff selbst hat ihn sicher nicht richtig behandelt. Sein Nachfolger jedenfalls hat den Knaben oft widersetzlich und im Wissen für sein Alter zurückgeblieben gefunden und mußte das Gute erst aus ihm herausheben.[30]) Worin Boehlendorffs Fehler lag, läßt sich ziemlich genau bestimmen. Herbart, der doch selbst nicht für überlegene Hofmeisterei war, tadelte Boehlendorff, »daß er Fritz Sinner durch eine falsche Erhebung seines Verhältnisses mit ihm auf eine Höhe hinaufschraube, deren Schwindel der Kopf desselben noch nicht ertragen könne«.[31]) Er behandelte seinen Schüler falsch als einen Gleichberechtigten, war geneigt, ihn an all seinen Gedanken teilhaben zu lassen — wozu gar keine Möglichkeit vorlag. So schrieb er ihm später nach dem Zeugnis anderer »herrliche Briefe«, die der Junge nicht verdiente und kalt und gleichgültig aufnahm.[32]) Nein, dieser junge Poet, der bisher alles entweder viel zu rosig oder viel zu schwarz gesehen hatte, war kein Pädagoge, und wir können uns über seine

Lehrmißerfolge nicht wundern. Ein Hauslehrer, der immerfort den Blick in die Wolken richtet, gibt leicht eine komische Figur, und daß Boehlendorff (nach dem Ausdruck der Frau Herbart, seiner guten Freundin) »so halb und halb mit dem Kopfe über den Sternen engagiert war«, daran ist nun einmal kein Zweifel.[33])

Doch ist er immerhin dem Erdboden niemals näher gewesen als in diesem Jahr. Noch eine Reihe ernster Ereignisse, die Boehlendorff aus dem Subjektivismus herausbringen konnten, bleibt zu erwähnen. Muhrbeck, der die Schweiz ja seiner Gesundheit wegen aufgesucht hatte, wurde von einem schweren Blutsturz heimgesucht (wie er selbst meinte,[34]) mitten in voller Gesundheit), von dem er sich erst langsam wieder erholte. Steck blieb nur bis zum Juni in seiner hohen Stellung. In diesem Monat nämlich nahm das Schicksal der Schweiz eine neue Wendung. Die Franzosen drängten die ihnen unliebsamen Elemente im Direktorium der Helvetier gewaltsam zurück.

»O stirb, Helvetien! starb dir die Freiheit doch«,

ruft auf die Kunde von den neuen Ereignissen in einer Ode Gries,[35]) der noch ganz vor kurzem die Franken (und ihren General Buonaparte) als Freiheitsbringer gepriesen hatte.[36]) Ein leidenschaftlicher Patriot, hatte Steck sich nebst andern Gliedern der Regierung den frechen Übergriffen der französischen Kommissäre widersetzt und dadurch den Haß des französischen obersten Regierungs-Kommissärs Rapinat auf sich gezogen. Einen neuen »18. Fruktidor« gedachte Rapinat der jungen Republik zu bereiten; Steck wurde von ihm »wegen einer ebenso gefährlichen Aufführung, als es seine Grundsätze seien,« denunziert.[37]) Er ebenso wie zwei der Direktoren und einer der Minister mußten am 18. Juni ihren Abschied nehmen, da das Land ja in Wahrheit nicht frei war. Gerade dies neue politische Ereignis in seiner nächsten Nähe regte, wie wir sehen werden, Boehlendorff zur eigenen Meinungsäußerung in breiterer Form an. Seit der Entlassung lebte Steck meist in der Nähe von Bern auf seinem Gute Seedorf als Landwirt. Ein Brief Boehlendorffs, wohl Ende Juli geschrieben, berichtet über die Freunde: »Eschen ist hier, bey Watteville von Montelier; Herbart zieht bald aufs Land. Fischer und Muhrbeck sind in Höchstetten — der letzte muß in wenigen Wochen nach Paris. Steck ist, nach dem Helvetischen 18. Fruktidor entlassen, nochmals aufgefordert — aber iezt hat er die Anerbietung ausgeschlagen.«

Herbart war vom Hochsommer bis Ende Oktober mit Steigers in Märchligen, nicht allzu weit von Höchstetten; zwischen Märchligen und Höchstetten, in dem kleinen Bade Enggistein verbrachte

er Ende Juli und Anfang August allein drei Wochen, die für seine Philosophie höchst fruchtbar wurden. In Höchstetten, Enggistein und Umgegend haben sich Fischer, Muhrbeck, Boehlendorff, Herbart, Steck und Zehender in den Hochsommerwochen öfter getroffen. Und es scheint einen Tag gegeben zu haben, wo die Freunde in Enggistein eine Art Vertrag, ein Gelöbnis bestimmter Tätigkeit für die Zukunft geschlossen haben.[38]) Abgesehen von diesen Ausflügen scheint Boehlendorff diesen Sommer über in Bern selbst geblieben zu sein. Ende Oktober war auch Herbart wieder dort, während der gesundete Muhrbeck seit Anfang September wirklich seine gelehrten Reisen über Straßburg bis Paris ausdehnte. In Bern wieder vereinigt, beschließen Steck und Boehlendorff, sich wöchentlich ein- oder zweimal von Herbart philosophisch unterweisen zu lassen, und am 10. November schreibt Boehlendorff[39]) begeistert an Rist von dem in Enggistein konzipierten System Herbarts, das »den Genius des Gedankens zum Erzeuger, die Natur zur Mutter, die Freundschaft zur Säugamme gehabt habe«. Ein solches System, in der freien Natur entstanden, verschmähe die Anhänglichkeit freier Naturen nicht, wenn auch er und Steck erst im Vorhof des Heiligtums ständen. Es geht aus Herbarts Worten, die er dem Brief hinzufügte, hervor, daß er Boehlendorff nach wie vor auf philosophischem Gebiet nicht für vollgültig hielt, so sehr ihn das wöchentliche Belehren anregen mochte.

Was Boehlendorff so miterlebte: die geistige Entfaltung des einen Freundes, die vorbildliche charaktervolle Wirksamkeit des andern auf politischem Gebiete — das regte ihn nun selbst zu umfassender Tätigkeit an. Er hat damals seinen Freunden — durchaus gesunden Menschen — den Eindruck erweckt, als ob er in sicherer Entwicklung stände.

Wir hören von ganz neuartiger Schriftstellerei Boehlendorffs. Am 22. September 1798 schreibt Steck an Zehender: Boehlendorff habe »in seiner Schrift« den Geist der alten Berner Regierung mit wenigen Zügen trefflich gezeichnet. Die Notiz bezieht sich auf das erste Buch von Boehlendorffs damals entstehender »Geschichte der helvetischen Revolution«. Am 7. Oktober schreibt der uns aus Jena bekannte Fritz Horn aus Rastatt an Smidt: »Böhlendorf schreibt an einer Geschichte der Schweizer Revolution. Sie kann das vollständigste und treflichste Werk über dieses wichtige Ereigniß werden, da ihm Steck und der Secretair des schweizerischen Gesandten in Paris Zeltner viele itzt noch verborgene data und Aufschlüsse mittheilen. Sie wird anonym bey Unger in Berlin erscheinen. Böhlendorf will diese Autorschaft geheim halten.« Wir müssen auf das Werk

eingehender zurückkommen. Es bildete nicht Boehlendorffs einzige Beschäftigung. Von Trauerspiel-Plänen hören wir jetzt nichts; doch teilt Steck am 28. Oktober Fischer mit: »Ich sehe sehr oft Böhlendorf, er besucht mich oft des Morgens. Sein Geist ist thätig, und was ich so gerne an ihm gewahr werde, er wird vielseitiger, er läutert sein Interesse. Er übersetzt nun Chamfort und, so weit ich urtheilen kann, mit schönem Erfolge: die Maximen sind gleich anfangs bey der Erscheinung des Werkes ins Deutsche übersetzt worden. Aber sein Lob von Lafontaine und Molière, seine Abhandlung über Academien und die Recension der Memoiren des Marschall Richelieu verdienen allerdings dem deutschen Publikum ebenfalls bekannt zu werden.«

Trotzdem sich der Schweizer Boden für eine ruhige Tätigkeit Boehlendorffs so günstig erwies, ist er nur noch bis zum März 1799 in Bern geblieben. Was konnte ihn zum Fortgehen veranlassen? Die Stellung bei Sinners war nicht allzu angenehm. Aber Herbart blieb ja noch länger und die Schweizer Freunde hätten ihn sicher gern gehalten. Noch im Januar hatte Steck mit Boehlendorff, Herbart und einer Reihe von Bernern eine neue literarische Gesellschaft gründen wollen. Es wird ein Gemisch von Gründen gewesen sein, was Boehlendorff fortzog. Hauslehrer war er ungern; er glaubte sich vielmehr, wie wir schon wissen, eine freie uneingeschränkte Ausbildung seines Wissens und Könnens schuldig zu sein. In der Schweiz sich als Bürger in bestimmter Stellung niederzulassen, dazu war für ihn, seit Stecks Entlassung, zunächst nicht viel Aussicht. Gerade jetzt aber trieb ihn eins fort, die in ihm eingewurzelte, unbezähmbare Wanderlust. Muhrbeck, der aus Frankreich zurückgekehrt war, forderte ihn auf, mit ihm weiter Deutschland zu bereisen. Muhrbeck war wohlhabend,[40]) sah auch einer besoldeten philosophischen Professur in Greifswald entgegen, Boehlendorff konnte die Einladung also getrost annehmen. So verließ er die Schweiz ganz plötzlich Ende März, nachdem er unmittelbar vorher einen Landsmann Muhrbecks zu seinem Nachfolger gewonnen hatte: Theodor Ziemssen, Studierenden der Theologie in Jena, dort am 11. Februar unter die freien Männer aufgenommen.

Einen großen Teil seiner Bibliothek hatte Boehlendorff in der Schweiz gelassen, vielleicht wegen der durch neue Kriegsgefahren erschwerten Beförderungsmöglichkeit. Er ließ sie durch die Freunde zur Hälfte des Preises einzeln verkaufen[41]) und bezahlte so teils kleinere Schulden. Wir erfahren gelegentlich, daß Schillers »Horen« und Almanache, Barthélemys »Anacharsis«, Winckelmanns und Jagemanns Kunstgeschichten[42]) und Müllers

»Geschichte der Eidgenossen« unter den Büchern waren,[43]) und erkennen daraus die uns schon geläufigen Interessenkreise Boehlendorffs. Die Schweizer Freunde ließen ihn nicht nur als einen guten Gefährten ungern ziehen, sondern sie empfanden auch, daß er die Bildung ihrer Kreise erweitert habe. Wie Muhrbeck in Fischers Haus die Pflege der Musik befördert hatte,[44]) so Boehlendorff ebendort die Kenntnis der Literatur,[45]) zusammen mit Herbart überhaupt das geistige Leben. Fischer stellte Boehlendorff dabei wesentlich über Zschokke, der damals auch dort verkehrte, und bei dem er Herzenswärme und idealen Zug vermißte:[46]) »Welch ein Unterschied, wenn Böhlendorf oder Herbart über Kunst und Philosophie sprechen, anstatt Zschokke.« Am 26. März 1799, als Boehlendorff schon fort war, schreibt Fischer rückblickend an Steck und Zehender: »Die schnelle Abreise unsres Freundes Böhl. schmerzt mich nicht wenig, indem ich jedoch dieselbe nicht mißbilligen kann. Du wie Z. hast dadurch beynah am meisten verloren, allein du darfst auch wieder kühn nachzählen, was durch dein Verhältniß mit Böhl. für die Deinigen sey gewonnen worden, und Du wirst finden, daß der Betrag der Rechnung sehr zu Deinem Vortheil ist. Ich habe mancherley Data zu diesem Schlusse, besonders mehrere Nachrichten von dem Verkehr Deiner Gattin mit meiner ältesten Schwester. Beyde sind auf dem Wege ihrer Kultur um mehrere Stufen fortgerückt und hieran hat unser Freund B. keinen geringen Antheil.« Daß die Schweizer Genossen Boehlendorff in den nächsten Jahren vermißten, das ergibt sich aus der Wärme der Fragen, die sie weiterhin nach ihm tun. Auch die Herren von Watteville und Sinner zeigten noch später Interesse für sein Ergehen. Aber zum Lehrer ihrer Kinder wünschten sie ihn, wie wir sehen werden, allerdings nicht zurück.

## IV.

[»Geschichte der Helvetischen Revolution.«] Die »Geschichte der helvetischen Revolution«, das einzige größere historische Werk Boehlendorffs, ist erst 1802 in Woltmanns Zeitschrift »Geschichte und Politik« erschienen. Also wirklich in Ungers Verlag, und auch anonym, wie es Boehlendorff von vornherein wollte. Es ist sein bestes größeres Werk. Eine Schrift von tüchtiger Gesinnung getragen, klar in den Hauptgedanken, im ganzen sachlich geschrieben, wenn auch im Stil zuweilen wunderlich manieriert. Es ist sicher ein starkes Lob, wenn man über eine historische Arbeit, die unmittelbar nach den Ereignissen selbst verfaßt ist, über hundert Jahre später sagen kann: auch

heute muß ein objektiv Überblickender in allen Hauptsachen genau so urteilen.

Der Autor selbst hatte das Bewußtsein, ein objektives Werk geschrieben zu haben. Anfang 1803 zeigt er es selbst mit den Worten an:[47]) »Sie [die Geschichte der helvetischen Revolution] enthält die erste und merkwürdigste Epoche dieser Revolution und giebt die innern Gründe der Umwandlung. — Ich brachte zwei Jahre in der Schweiz zu, war Zeuge dieser Epoche und hatte Gelegenheit, einige der merkwürdigsten Männer persönlich zu kennen. — Tschackes Geschichte des Untergangs der drei ältesten Schweizerkantone ist vortrefflich, betrifft aber nur einen Theil der Schweiz und malt ins Schöne. K. L. Hallers Geschichte ist vollständiger; aber sie trägt die Farbe einer Partei. — Unbefangenheit der Ansicht mag der Vorzug der gegenwärtigen sein.« Boehlendorff steht mit dem Herzen auf der Seite der revolutionären Reform, aber ebensosehr ist er national schweizerisch gesonnen. So schildert er im ersten Buch speziell die versteinerte Berner Regierungsform scharf und klar, geißelt im zweiten das schwankende Verhalten der Regierung den Reformen gegenüber angesichts der französischen Gefahr und weiß dabei doch alle tüchtigen nationalen Elemente in der patrizischen Partei anzuerkennen. Sein eignes Urteil über den zu späten Abdankungsentschluß der »alten Regierung« spricht er in den Worten aus (S. 165 f.): »Vielleicht, wenn sie drei Monate früher allgemeine Verbesserung unternommen, ihre unnützen oder unwerthen Glieder entfernt, ihre Stellen durch eine vernünftige Wahl aus der Stadt und dem Volk (welche wenigstens im Gleichgewicht mit den bleibenden Gliedern des Standes hätten seyn müssen) erneuert, Deputierte von dem Waadtlande angenommen, und allen Eidgenossen eine gleiche Reinigung und eine wahre Erneuerung des Bundes vorgeschlagen hätte, wäre es möglich gewesen, in dauernder Folge und Ordnung zu erlangen, was die Zeiten, durch das Mittel der französischen Truppen, beschleunigt haben, ohne so stark das Übel der Veränderung zu fühlen.« Als Hauptangelegenheit der weiteren Darstellung bezeichnet Boehlendorff »den Kampf der helvetischen Freiheitsliebe mit den französischen Autoritäten« (S. 274 f.). Das dritte Buch schildert also die Einrichtung der helvetischen Republik unter französischem Druck und die blutige Unterwerfung der widerstrebenden Kantone durch die Franzosen. Das vierte, wieder sehr objektiv (in dem Urteil über die Abschaffung des Zehnten, über die geforderte »Entschädigung der Patrioten«), behandelt die im Prinzip tüchtige Tätigkeit der neuen Regierung und ihren teilweisen heroischen

Widerstand gegen die französischen Übergriffe bis zu dem oben erwähnten schweizerischen »18. Fruktidor«. Hier bricht die Darstellung ab. Im Druck sagt eine Anmerkung, daß von diesem Augenblick eine neue Periode, »glücklicher, aber nicht so merkwürdig als die vorige«, beginne. Boehlendorffs eigenes Miterleben reichte ja noch weiter, wohl aber kaum das ihm vorliegende Aktenmaterial.

Wir hörten oben schon, daß ihm sehr sichere Gewährsmänner »data und Aufschlüsse« mitgeteilt hatten. Der Autor selbst nennt als seine Quellen (S. 270 und 303 f.): besonders Hallers Helvetische Annalen, dann »Posselts Weltkunde,[48]) die sanktgallischen Kriegsberichte, mit den französischen verglichen, und die Züricher Zeitung«. Außerdem fügt er noch hinzu: »Einzelne Züge rühren aus sichern Quellen her.« Damit werden in erster Linie Steck und Zeltner gemeint sein. Dann kommen natürlich Boehlendorffs eigene Erlebnisse in Betracht. Eine abschließende Darstellung dachte er in seinem Werke noch nicht zu geben, sondern eine Art Vorarbeit für eine künftige Fortsetzung der Schweizer-Geschichte Johannes von Müllers, den er als Meister preist und zur Fortführung seines großen Werkes, in dessen Anfängen schon eine Vorahnung der jüngsten Vergangenheit enthalten sei, direkt auffordert (S. 119 und 179). Er selbst, Boehlendorff, zeichne nur den Moment, das Dasein, und was unmittelbar das Dasein erkläre.

Es war ihm sicher eine hohe Freude, Stecks mehrfach rühmlich Erwähnung tun zu können. Steck war ja praktischer Vertreter seiner Ansichten und Ideale gewesen. Boehlendorff nennt ihn (S. 296 f.) einen durch seinen Charakter und Geist allgemein geachteten und geliebten Mann, sagt (S. 235), daß er auch in Deutschland (er denkt wohl außer an seinen Kreis an Fichte, Jacobi) von vielen edlen Männern gekannt werde. Besonderes Lob erhält von der alten Regierung Herbarts Hausherr, der Landvogt Steiger von Interlaken, als ein zwar wesentlich zum Alten neigender, aber doch höchst gerechter und sorgfältiger Verwalter seiner Ämter (S. 152). Auch Watteville von Bursinel, den Boehlendorff ja als Persönlichkeit schätzte, wird (S. 138) mit starker persönlicher Anteilnahme als Oberst des ersten durch Bern ziehenden kriegerischen Bataillons erwähnt (»ein edler und schöner Mann«). Aus der betreffenden Stelle ergibt sich mit ziemlicher Sicherheit, daß Boehlendorff in der kritischen Zeit in Wattevilles Berner Haus wohnte. Auch die impressionistische Art, in der die Kämpfe um Bern und die Kapitulation der Stadt geschildert sind, läßt wohl erkennen, daß der Verfasser ebendort damals an-

sässig war. Die Objektivität der Stellungnahme läßt dabei auf einen Fremden als Autor schließen.[49])

Als die Schrift in Woltmanns Zeitschrift Ende 1802 zum Druck kam, lag sie schon wesentlich hinter Boehlendorff, und er hat sie für den Druck offenbar nicht aufs neue bearbeitet. Er hat vielmehr selbst »Noten zur Vervollständigung« allen vier Büchern zum Schluß nachträglich angehängt. Es steht infolge der Fassung mehrerer Notizen fest, daß auch diese Bemerkungen von Boehlendorff selbst stammen. Seltsam ist dabei zweierlei: daß im dritten und teilweise im vierten Buch die Anmerkungszahlen nicht zu den Ziffern im Text passen (obwohl die gleichzeitigen Seitenverweise stimmen), und daß an ein paar Stellen Namen und Tatsachen als Nachträge in den Anmerkungen stehen, die auch schon der Text an den betreffenden Stellen enthält.[50]) Da Boehlendorff doch selbst in Berlin ansässig war, als die Arbeit dort gedruckt wurde (falls das nicht schon wesentlich vor Erscheinen geschah), so muß er die Notizen sehr flüchtig oder in großer Verwirrung angefügt haben, was für das Ende des Jahres 1802 wohl passen könnte.

Als Charakteristikum der Darstellung in den verschiedenen Büchern wäre noch zu erwähnen, daß im ersten und zweiten Boehlendorff ganz überwiegend selbst spricht, während im dritten und vierten direkte Material-Wiedergaben reichlicher sich finden. Dazu mußte das Material selbst Boehlendorff verlocken. So bringt er (S. 279/87) den Wortlaut des ersten Rufes an das Volk, den das erste Helvetische Direktorium erließ. Er klingt wie ein überarbeitetes Schillersches Gedicht, wie eine Rede über das Thema:

»Des Gesetzes strenge Fessel bindet
Nur den Sklavensinn, der es verschmäht.«

Wer mag den Aufruf verfaßt haben? Steck? Jedenfalls macht es uns gerade der Idealismus dieses Erlasses besonders klar, weshalb Boehlendorff ein Jahr lang ganz in den politischen Fragen der Schweiz und in historisch-sozialer Schriftstellerei aufging. Seine Interessen hatten sich nicht etwa plötzlich ganz verändert; vielmehr: niemals wieder traf die Gegenwart so für ihn fruchtbar mit seinen Idealen zusammen wie im Jahre 1798. Hier sah er Männer, die ganz für einen großen Gedanken lebten; und wenn sie auch nicht siegten, es waren doch Erlebnisse wie in der Griechenzeit!

◇ ◇ ◇

## Viertes Kapitel.

# Homburg — Jena — Dresden.

### I.

[Homburg vor der Höhe.] Anfang 1803 schilderte Boehlendorff den folgenden kleinen, aber wichtigen Abschnitt seines Lebens in einer seltsamen autobiographischen Skizze mit diesen Worten:[1] »Im Frühling 1799 forderte ihn einer seiner Freunde, Herr Professor M. aus G., zu einer litterarischen Reise in verschiedenen Gegenden Deutschlands auf. Herr Boehlendorff verließ die Schweiz, und begab sich zu seinem Freunde, welcher zu Homburg an der Höhe, in der Nähe von Frankfurt am Mayn, sich aufhielt. Hier verzögerte sich, durch die Kränklichkeit des Herrn Professors M., der Aufenthalt der Reisenden um ein Vierteljahr, und die ganze Reise zerschlug sich.« In der Tat mag Muhrbecks (der hier ein wenig proleptisch Professor genannt wird) erneute Kränklichkeit den Aufenthalt in Homburg verlängert haben. Die beiden blieben aber gar nicht ungern, denn sie fanden dort Menschen, die des Ausharrens wert waren.

Boehlendorff reiste über Rastatt, wo damals der Braunschweiger Freund Fritz Horn als Jurist gelegentlich des Kongresses tätig war. Horn hatte im Februar 1798 die Freunde von hier aus in Bern besucht und sich dabei Boehlendorff mehr genähert, dem er freilich von vornherein ein wenig kritisch gegenübergestanden hatte.[2] Boehlendorff brachte jetzt nach Rastatt einen längeren Brief Herbarts an Muhrbeck mit, den er Horn vorlas;[3] man war also eng vertraut. Boehlendorff schrieb von Rastatt aus an die Schweizer Freunde,[4] aber die Briefe sind nicht erhalten.

Muhrbeck war damals schon in Homburg; es fragt sich, was er gerade dort wollte. Nur seine wankende Gesundheit pflegen? Die Dinge scheinen so zu liegen: Im November und Dezember des vorigen Jahres war auch Muhrbeck auf der Rückreise von Paris in Rastatt gewesen,[5] und er hatte zweifellos

gleichfalls Horn dort besucht. Horn aber war bekannt mit dem Kongreßgesandten des Landgrafen von Hessen-Homburg Isaac von Sinclair,[6]) der gerade damals seinen Freund Hölderlin mit nach Rastatt genommen hatte. Am 28. November 1798 schrieb Hölderlin von dort an seinen Bruder: »Der eigentliche Gewinn, den mir bis jetzt mein hiesiger Aufenthalt gegeben hat, sind einige junge Männer voll Geist und reinen Triebs. Muhrbeck, ein Pommeraner, der jetzt auf Reisen ist, und unter den Menschen und der Natur seine rastlose Seele zu einem kühnen philosophischen Werke beflügelt, wozu er sich jetzt noch Stoff hinwirft; Horn, preußischer Legationssekretär, ein ächtgebildeter Mensch, mit tiefem Gefühl und großem Interesse bei feiner Sitte und Jovialität, ein denkender Kopf bei richtigem Sinn für Schönheit und Kunst.« Muhrbeck entschloß sich dann, Hölderlin und Sinclair zu Gefallen auf einige Monate nach Homburg überzusiedeln.[7])

Dort waren also Muhrbeck, Hölderlin und Sinclair bereits beisammen, als Boehlendorff Mitte April eintraf. Er gibt dem Freunde Herbarts Brief; beide setzen sich dann sehr bald hin, um Herbart zu danken und zu berichten. Leider sind Boehlendorffs Zeilen nicht erhalten, aber wir können uns aus denen Muhrbecks ungefähr ein Bild davon machen. »Boehlendorf schrieb: ‚er brachte mir Dein Testament'«, heißt es bei Muhrbeck; »o Freund, Dein Brief sagt, daß die Welt einst ein unsterbliches Testament erhalten werde. Ich darf für ihn nicht blos danken — Du hast Dich mir in ihm selbst gegeben — Du bist tiefer inniger in mich gekommen — ich kann Dich nur wärmer noch an mein Herz drücken — und durch meine Achtung für Dich meinen Eifer beseelen. — Sinclair bath mich (ihm und Hoelderlin habe ich Deinen Brief vorgelesen) daß ich Dir schreiben mögte, wie sehr er Dich achte — sich freue einen solchen Menschen gefunden zu haben — er hoffe einst mit Dir selber reden zu können. Hoelderlin sagte: es muß ein herrlicher Mensch seyn. Ich schreibe Dir, wies war, solche Worte aus der Ferne — auch von nichts anderm begleitet thun doch wohl im Augenblick — in der Einsamkeit. — Ich habe Dir noch nichts von diesen Freunden geschrieben. Boehlendorf schreibt: die Liebe zu Dir lasse ihm den Versuch eines Gemäldes wagen.[8]) Ich liebte ihn in diesen Worten und sie erschütterten mich. Warum schwieg ich denn so lange von ihnen?« Boehlendorff seinerseits hatte also nur in zagen Worten, wie von etwas Heiligem, von Hölderlin und Sinclair zu sprechen gewagt. Leider besitzen wir auch einen andern Brief von Boehlendorff an Herbart und

Fischer nicht, in dem er genauer mitteilte, wie sie zusammen in Homburg lebten. Wenn wir es früher als möglich hinstellten, daß Boehlendorff Sinclair und Hölderlin schon in Jena gesehen habe — Herbart kannte sie bisher (nach Muhrbecks obigen Worten) nicht persönlich und bittet im nächsten Brief Boehlendorff sehr erstaunt um nähere Auskunft über das Woher der beiden neuen Freunde.[9]) Dieser verspricht die »geforderten Federzüge zur Vollendung der Gemälde Hölderlins und Sinclairs« noch später,[10]) aber erhalten ist nichts davon.

In drei Briefen an Steck hören wir jedoch noch einiges über die Homburger Zeit, spüren vor allem auch die Wirkung der neuen Einflüsse. Die Schweiz war unterdessen als widerwillige Bundesgenossin Frankreichs mit in die Wirren des zweiten Koalitionskrieges gezogen und ernstlich bedroht. Boehlendorff möchte sogleich hinüber; er bietet das Steck im ersten Brief vom 22. April an, meint es aber nicht so ganz ernst damit: »O Ihr faßt es nicht, wie ich Eure Noth, Eure Gefahr fühle und zu Herzen nehme; . . . und doch gehts mir gut — und doch fühlt sich meine Krafft und drängt sich hervor und treibt — und Muhrbeck und ich — wir sind uns offt zum Trost einander, und stärken uns in Glauben und Hofnung — und ieder Tag dreht in seinem Lauf irgend ein vollendetes Tagewerk mit sich herum — und die Paar Menschen, die wir hier besitzen, sind eines Volkes werth —.« Der Schöpferdrang wurde neben den beiden Dichtern aufs neue in ihm rege. Gerade damals zu Ostern 1799 erschienen die zwei letzten Teile des »Hyperion«. »Hier hast Du Hölderlins Hyperion«, schreibt Boehlendorff am 12. Mai an Steck, »dort findest Du, was unsre Geister miteinander sprachen — und was sie wohl noch lang sprechen werden — Es ist ein Pfand der Freundschaft, wie ich noch keins gefunden habe, und weil es das liebste ist, was ich seit unsrer Trennung in der Welt des Unlebendigen und doch Beseelten aufgefunden habe, so sende ich es Dir — Du sprichst mir bald davon — und ich sage Dir zu größerer Freude — der Verfasser ist so edel, als sein Buch.«

Nach all dem muß es uns zweifelhaft scheinen, daß Boehlendorff nur »wegen der Kränklichkeit des Professors M.« solange in Homburg aushielt. Er wird mit den drei Freunden auch neue literarische Pläne gefaßt haben, und es ist wohl sicher, daß Hölderlins gerade damals auftauchender Plan zu einer Zeitschrift[11]) aus dem freundschaftlichen Verkehr Nahrung gezogen hat. Am 12. Mai teilt Boehlendorff dann Steck als feste Absicht mit: »Bis zum 20sten Juni bleiben wir hier.« Am 14. Mai fügt er

hinzu: »Unsre Tour geht zuerst nach Jena, von da nach Dresden, Magdeburg — Braunschweig — Göttingen — Hamburg — Eutin — Berlin.« Das war — und blieb also fürs erste auch noch die vorgesetzte Route. Bei einzelnen der Orte läßt sich ein bestimmter Zweck erkennen: In Jena wollte man wohl alte Bekannte und vertraute Stätten wiedersehen, möglichst auch die geistigen Größen sprechen, in Dresden die Kunstschätze studieren, in Braunschweig befreundete Familien (Horn, Remer), in Göttingen, wo vor allem jetzt Gries sehnlich wartete, nahe Freunde besuchen, in Hamburg sich Friedrich Heinrich Jacobi, in Eutin Voß vorstellen (auch die Familie Eschen war dort ansässig). Magdeburg bleibt ohne Erklärung, während Berlin wohl keiner bestimmten bedarf; Bremen vermißt man in der Reihe. Den Schweizer Freunden bietet sich Boehlendorff mehrfach zur Bestellung von Briefen an, die ihm wohl teils als Empfehlung dienen sollten; Steck soll an Jacobi, Eschen an Voß und Schiller schreiben.

Die drei Briefe an Steck[12]) enthalten außer vielen kleineren Mitteilungen[13]) noch Gedanken von zweierlei Art; einmal Rückblicke in die letzte Vergangenheit, auf die Schweiz und das freundschaftliche Beisammensein dort, dann Bruchstücke einer ekstatischen Philosophie Boehlendorffs.

Wir sehen, daß die Liebe zur Schweiz noch immer, trotz des Aufgehens in der augenblicklichen Situation, tief in Boehlendorff eingewurzelt ist. Das Schicksal des Landes bekümmert ihn täglich; er sieht den Wolken nach, die über die Schweizer Welt ziehen. Mit mehrfachen Empfehlungen sendet er einen jungen Maler Strack, der sich als helvetischer Soldat enrollieren lassen will, zu den Freunden. Vielleicht, meint er, könne selbst das neue Kriegsunglück der Schweiz nützen; vielleicht müsse der Götze eines unverdienten Wohlstandes erst zerschlagen werden, um das Volk zum veredelnden Republikanismus reif zu machen, vielleicht könne Verdorbenheit nur durch Unglück bezwungen werden. »Wäre das aber auch — wünschen kann ich es doch nicht — das Wehe kömt auch über des Gerechten Haupt — Was können wir hier nun anders thun, als zu dem Schicksal gelassen sagen —: hier walte Du — hie und da leiten — und lenken — mehr nicht.« Hiermit ist er schon auf Steck selbst übergegangen. War Herbart ihm als ewig sicher Strebender, gedanklich Überlegener ein Vorbild, so dieser Freund als Mann der Tat. »Du mußt, mein Freund«, fährt er fort, »im Arm Deiner Gattin, für Dein künftiges Vaterland leben; mit Deinem iezzigen mag nun die Zeit ihr tragisches Spiel treiben — es ist kaum abzuwehren

— vielleicht — und wahrscheinlich kommt ein Moment, wo Du mit aller Krafft der That, des Worts auftreten kannst — dann sey gerüstet — Auch ich — ich kann mich nicht entbrechen — mein künftiges — endliches Bürgerleben — als Bürger dieser künftigen Schweiz zu träumen — wir wollen im brüderlichen Wettkampf um den Sieg der guten Sache ringen; — still in der Menschheit Tiefe forschen — des Lebens dunkelste Falten ergründen, das wollen wir iezt und Anstrengung und Sorge nichts achten, zu einem sichern Ziel zu gelangen.«

Boehlendorff sucht sein eigenes Streben also immer im großen Zusammenhange zu sehen. Münden möchte er mit seiner ganzen Tätigkeit noch immer auf Schweizer Gebiet. Hier hatte er den Freund gehabt, der ihm, dem im Grunde ja Lebensfremden, das Ideal des tätigen Lebens dargestellt und doch sein eigenes »ganzes Wesen freundlich aufgenommen« hatte. Er schildert Steck noch einmal enthusiastisch den Abschied, den er mit ihm zusammen gefeiert, bei dem Steck selbst die Worte sprach: »Ein Vaterland nur ist, und Eine Sonne.« Boehlendorff spricht nun aus, was Steck ihm war: »Du warst nicht der erste Mensch, an den ich glaubte — aber Du warst der Erste, dem ich ganz und ohne Rückhalt vertraute. Wir begegneten uns im Gefühl und im Gedanken — in der Handlung auch; aber Du warst viel größer und besser, denn Du thatst das, was ich nur wollte, oder phantasirte — Daß mein Wille rein geworden, das bin ich vor allem Dir schuldig — mein Auge, meine Sehnsucht hatte lang umhergesehen — Du warst der Erste, in welchem Geist, Leben und Wort einander niemals wiedersprach.« — Ähnlich dachte übrigens Herbart über Steck.[14])

Es ist nicht so schwer, den Weg von dieser Begeisterung für die Helvetik und ihren edlen Vorkämpfer zu Hölderlin zurückzufinden.

Die Schweizer Reformbestrebungen hatten ja ein Hyperion-Schicksal gehabt: ein edles hohes Ziel und ein trauriges Erliegen unter äußeren Umständen. Gerade Hölderlin wird einen dorther Kommenden mit offenen Armen aufgenommen haben. Ihm wird der ehrlich begeisterte Boehlendorff gerade recht gewesen sein; denn Hölderlin war viel zu rein, hier ironische Kritik zu üben, er »brauchte seine reinen Töne«.[15]) Wir dürfen uns überhaupt den persönlichen Eindruck Boehlendorffs nicht zu gering vorstellen. Man nehme Herbarts Brief an ihn vom Juni 1799 mit dem Wunsch »mit Dir zu lieben jegliches Schöne, mit dem das Gute bekränzt auf Deinem Pfade Dir entgegen tritt«. Und nun kam Boehlendorff, der so oft schon allzu sehr die Augen in den Aether gewendet und den

Erdboden nicht gesehen hatte, in die Kreise Hölderlins, dieses edelsten Sujektivisten, des von Apollo Entzündeten, des Dichters unter den Dichtern. Kein Zweifel, es hat ihm, der vor kurzem auf anderer Bahn gewesen, im bürgerlichen Sinn bitter geschadet. Wir haben trotzdem nicht so zu urteilen. Ein einziges gutes Gedicht aus des Mannes später halbirrer Zeit muß uns die kommenden Irrtümer aufwiegen. Und wäre selbst das nicht: an einem unbegreiflichen Muß ist hier nicht zu zweifeln, und der schöne Dämon Poesie fordert auch solche Menschenopfer.

Eine Philosophie der Verzückung enthalten die Blätter, die Boehlendorff in dem Gefühl, ein Dichter, ein Schöpfer zu sein, dem Brief an Steck vom 12. Mai beigibt. Sie sind Abschrift aus seinem Tagebuch; »das gegebene«, schreibt er an Steck, »ist leider nur so sehr Fragment, vom Fragment, das nur Deine Seele es wieder beleben kann«. Ein bloßer Inhaltsbericht würde hier schlecht malen; die Worte Boehlendorffs lauten:

»Was ist der Mensch im Ideal gedacht? — Die Sphäre der gesammten Menschennatur kann nur in der höchsten und lautersten Begeisterung, das heißt, im innigsten Zusammenwirken aller menschlichen Kräffte gefaßt werden. Die Reflexion faßt dieses in einem zweyten Moment auf und sezt es philosophirend zusammen. — Sie bemerkt, daß in der Begeisterung alle Sinne im lebendigsten, wohlthätigsten Schwunge, von einem Geist getragen und bewegt werden, der sie alle entfesselt — daß die Sinne nachher ermatten, der Geist aber still fortarbeitet, nicht glühend, schaffend, verzehrend, aber sinnend, ordnend; sie nimmt sich selbst als Nachklang ienes Moments wahr, und als entwikkelnd Spuren der Wahrheit aus ienem Moment. Sie nimmt wahr, daß in ihm sich Großes und Kleines — Erde und Himmel vereinige — sich durch einander bewege — daß Pflanze, Staub und Stern in einen schwebenden Zusammenhang treten — daß sich alles dies um sein Wesen, wie Planeten um die Sonne, bewege, und er sich Herrscher in der Mitte fühle; daß zwar nicht diese Herrschaft sich in Wirksamkeit, That äußere -- die Welten bleiben an ihrer Stelle und im Grase der Staub — daß aber sich für den Menschen ein Fassen der Natur — ein Vermögen, sich in ihren hohen Zusammenklang, als tönenden Laut im All zu setzen, entwickele — Die Reflexion nimmt ferner in diesem Moment wahr ein gänzliches Vergessen des Individuums — ein tieferes unenthüllbares Sehnen in iedes Element — besonders aber in den weiten, tiefen, klaren Sternhimmel — ein tiefes Empfinden der Verwandschaft menschlicher Gestalten, so daß eine heilige Ehrfurcht unsre Seele vor dem ganzen Menschen-

geschlecht durchwallt — Belebung und Erhöhung alles dessen, was klein unter unsern Augen und Händen schien — und zulezt bleiben, wie von dem Finger der Nothwendigkeit gezeichnet, die Umrisse eines höhern ewig geistigen Reichs, dessen Bewohner wir uns fühlen, über die Erde erhöht. — Wie deutet die Reflexion diese Wahrnehmungen? — Also deutet sie; all das Große und Kleine, Sichtbare und Unsichtbare, welches in nicht geschiedenen, in einander fließenden Momenten, durch unsre Sinne, vermittelst Etwas, das höher ist, als unsre Sinne, das mit allen diesen Erscheinungen spielt, in uns kömmt — der Himmel mit seinen Sternen, die reinen Elemente, Licht, Meer, Lufft, Erde, der Sonne erwärmende Glut, der Elemente lebendige Kinder, seyn mit aller ihrer Wandlung, mit ihrem Wechsel uns Gegenstand — aber Gegenstand, mit dem wir zusammenhängen, an dem wir uns fühlen — das [!] uns näher oder ferner liegt; auf eine ganz andre Weise empfangen wir den Eindruck unsers Geschlechts; wenn wir das unendliche Daseyn der Welt allmächtig fassen, so fühlen wir bey dem Menschen das »mit ihm« »für ihn«, gleichsam im Nahmen des ganzen Geschlechts fassen wir ienen Eindruck auf; und ienes Etwas in uns, das höher ist als die Sinne, wird ein geheimes Ahnen, das wir für gemeinsam allen Menschen halten, welches um den sichtbaren Weltball einen größern unsichtbaren bildet —

Diese Seele der Begeisterung, wenn ich so sagen darf, ist eine zweyte Natur, durch unsern Geist gebildet, der die Analogien aus der wirklichen Welt nahm, aber schaffend wirkt, indem er nahes trennt, entferntes zusammenfügt, und sich ein Ganzes bereitet — nach einem tiefen in ihm ruhenden Gesez, welches das höchste der Menschheit ist. Die durch diese Schöpfung entstehende Welt ist uns nicht mehr bloß Gegenstand — sie ist Theil von unserm Daseyn — unser Daseyn selbst; wir leben in ihr und bauen die wirkliche Welt uns, nach ihrem Maßstabe. —

Höchste Dichtung, Schöpfung ist deren Leben, welche dieser zweyten Natur inne geworden, höhere Wesen auf Erden sind. Aus dieser Quelle strömt alles wirklich Große, Freie, Heldenkühne — wo es in menschlicher Eintracht erscheint, da ist die zweyte Natur (oder das Ideal) in hellem, regen Bewußtseyn; wo es nur, wie ein Bliz durch die Finsterniss, eine Wolcke zerreißt und verschwindet, da ist sie nur noch in der Ahndung — hat sich vielleicht an ein besonderes irdisches Interesse gehängt — wirkt als Leidenschaft, Theilnahme, Bewunderung, Staunen, aber die ganze Menschheit hüllt es nicht in Klarheit

ein; die Menschlichkeit wird uns nur vertrauter — (In der gegebenen Darstellung der Begeisterung — der höchsten — habe ich die Quellen der Religion, Dichtkunst und Philosophie gefunden, und, nach meinem natürlichen Philosophiren — abzuleiten versucht).

»Herrlich lebt der Mensch, dem die eigne
Seel' aufgeht; wie die Blüthe
Angehaucht von Frühlingswehen
Zittert die schaffende Lust. —

Nimmer sah ich dich noch, o Göttin!
Nimmer, der Jugend Freundin —
Ich wandre, ein Blinder,
Der den Himmel sich denkt —

Fortgezogen von süßer Gewalt der Verklärung,
Keine Nacht mehr fürchtend — ihm naht,
So ahnt er — Licht, das himmlische —
Ihn berühret ein Gott.«

## II.

[Wieder in Jena.] Nach Boehlendorffs Abreise von Homburg schrieb Hölderlin (wohl im Juli) an Neuffer, dem er Gedichte des Freundes für sein »Taschenbuch« übersandt hatte: »Böhlendorf ist ein reisender Kurländer, der sich einige Zeit hier aufhielt, jetzt aber in die Gegend von Jena abgereist ist, um dort mit den großen Schriftstellern nähere Bekanntschaft zu machen.«[16]) Am 12. Juni hatte sich Boehlendorff von Homburg aus an Schiller gewandt. Drei seiner Freunde, Hölderlin, Gries und Eschen waren ja Mitarbeiter der Schillerschen Zeitschriften und Almanache; und so wagte er es, für den nächsten Jahrgang des Musenalmanachs eigene poetische Versuche anzubieten und um eine Audienz zu bitten, bei der er die ehrfurchtsvollsten Empfehlungen Hölderlins überbringen könne. Ende Juni ist er dann allein nach Jena abgereist; Muhrbeck scheint zuletzt wirklich neu erkrankt zu sein und längerer Ruhe in Homburg bedurft zu haben.[17])

Kurz vorher hatten die beiden noch Gries mitgeteilt,[18]) daß sie Anfang August, nach Erledigung Jenas und Dresdens, in Göttingen bei ihm sein könnten. Die ganze Reise war also (zwischen Dresden und Göttingen sollten ja auch eigentlich noch Magdeburg und Braunschweig liegen) in rascher Folge gedacht; nun kam Muhrbecks neue Erkrankung und auch »ökonomische Hindernisse« dazwischen — Muhrbecks Kur wird unerwartet viel Geld verschlungen haben. Am 30. Juli teilt

Boehlendorff aus Jena Herbart mit: »Muhrbeck ist noch nicht hier. Ich bin ihm ein wenig zuvorgelaufen — aber er läßt zu lang auf sich warten, und ich warte mit Ungeduld.« Anfang September empfängt dann Gries eine Nachricht von Boehlendorff: es sei wegen der Verschleppung der Reise nun keine Zeit mehr zu einem Besuch in Göttingen; ob Gries nicht selbst nach Jena kommen wolle, um sie beide zu sehen. Bis Ostern 1800 ist Boehlendorff noch in Jena geblieben. Nach eigner Angabe[19]) »setzte er dort seine philosophischen und historischen Studien fort, welche letztere insbesondere die alte und neuere Kunst betrafen«.

Der ganze Reiseplan hatte sich also nun völlig verschoben, war wohl überhaupt aufgegeben. Man sah ein, daß das Hin und Her nichts für Muhrbeck sei, den eine ernste Aufgabe in Greifswald erwartete, und daß Boehlendorff besser tue, sein Wissen zu befestigen. Daß dieses Wissen in erster Linie seiner poetischen Entwicklung dienen solle, davon können wir seit Homburg vollends überzeugt sein. Feste, ernste, gesammelte Wirksamkeit für das erkannte Hauptziel, das werden die Homburger Freunde dem allzu leicht Hin- und Herschwankenden als Kardinalpflicht hingestellt haben. Wir hören das heraus aus den folgenden Worten Muhrbecks, die er im September aus Jena an Hölderlin richtete:[20]) »Bei einem Leichtsinn, der mir wie Heckerling um die Augen fährt, ist der Eifer für festen Ernst tiefer als je in Boehlend. gedrungen. Er ist freier in der Aeußerung — und verlangt nach bestimmter Selbständigkeit. — Diesen Winter wird er hier bleiben und bei Schelling hören;[21]) der wird ihm zeigen, daß sein Ernst noch keine Wurzeln hat. — Genug. — . . . — ich hatte nur fast zuviel von Boehlend. geredet. Es bleibe Dir allein gesagt. Deinen Rat habe ich ihm so gut als ich konnte mitgetheilt; er dankte aufrichtig — und versicherte, daß er sich dieses lange selbst — jetzt mit festerem Ernste gesagt und sich nach einer ruhigen Lage dieses zu erreichen sehne.« Wir werden sehr bald sehen, daß diese Sehnsucht Boehlendorffs in einem seltsam subjektiven Drama ihren Ausdruck fand; in einem Drama über Kunst.

Bekanntschaften zu befestigen und neu zu begründen, war Boehlendorff von vornherein in Jena bestrebt. Sogleich ging er zu dem alten Freund der »freien Männer«, zu Fichte, von dessen augenblicklicher schwerer Lage (der Atheismusstreit) ihm Gries schon nach Homburg Mitteilung gemacht hatte. Am 30. Juli teilt Boehlendorff Herbart mit: »Fichte hat mich mit Freundschaft und Wärme empfangen, sein edles Benehmen in

seiner entsezlichen Lage, voll Ernst und Würde, hat ihm mein ganzes Herz wieder erobert. Jakobis herrlicher, merkwürdiger Brief an ihn, der in einiger Zeit mit seiner Antwort herauskommen wird, hatte sichtbar auf ihn gewirkt. . . Jak. Brief, den ich im Manuskripte las, hat mir große Epoche gemacht. . . Fichte ist iezt in Berlin.« Schiller ohne weiteres aufzusuchen, wagte Boehlendorff trotz seiner Anmeldung nicht, »aus Furcht, die gelegene Stunde zu verfehlen«. Er bittet ihn vielmehr am 15. Juli auf das Höflichste, die aus Homburg übersandten kleinen Gedichte zurückzuschicken, da der Musenalmanach für 1800 ja nicht erscheine;[22]) falls er nicht störe, habe er aber doch noch den Wunsch, persönlich zu kommen. »Die Mittheilung der Idee eines Tragischen Versuchs: »Die Spartaner in Aegypten« und einiger weniger Proben der Ausarbeitung, an deren Vollendung und Ausfeilung ich die nächsten Monate zu wenden gedenke, und die Hofnung in Ihrem Urtheil darüber, gleichsam einen waltenden Begleiter meiner Arbeit zu finden, den ein Versuchender bisweilen bedarf, ist die Veranlassung meiner Bitte.« Hierauf hat Schiller mit einer herben Kritik jener kleinen Gedichte geantwortet,[23]) und Boehlendorff hat sich dann offenbar entschlossen, nicht eher persönlich zu erscheinen, als bis er etwas Fertiges in dramatischer Form vorlegen könne. Daß er sich den Romantikern in Jena persönlich anschloß, ist nicht bezeugt.[24]) Steffens jedenfalls (dem er im Verkehr also begegnete) wagte er gleichfalls hier nicht nahe zu treten, da er ihm hart und absprechend schien.[25]) August Wilhelm Schlegels Vorlesungen[26]) wird er wie die Schellings gehört und weniger ungünstig beurteilt haben, als Muhrbeck.[27]) Die Freunde aus der literarischen Gesellschaft waren zunächst alle abwesend — das Protokollbuch hatte mit dem 6. März 1799 geschlossen.[28]) So blieb sein Verkehr anfangs auf ein paar ungenannte junge Leute und vor allen den jungen mathematischen Professor Stahl beschränkt, mit dem er täglich zusammen war.[29]) Allmählich aber wurden seine Lebenskreise durch zahlreiche Besucher und auch neue Anknüpfungen belebter.

Gries besann sich auf die erwähnte Aufforderung hin nicht lange, sondern kam am 3. September mit Schildener von Göttingen zu Boehlendorff und Muhrbeck herüber. Er hatte in Jena auch andere Freunde, z. B. die Schlegels und einen seiner Brüder, zu besuchen, aber Boehlendorff und Muhrbeck blieben ihm doch die Hauptsache. Den Mittelpunkt dieser Besuchszeit bildete eine gemeinsame Reise nach der alten Versammlungsstätte, der Schwarzburg. »In diesem Augenblick, mein theurer Bester,« schreibt

Boehlendorff aus Jena an Steck, »reise ich nach Schwarzburg mit unsern Gries, Schildener und wahrscheinlich auch mit unserm Muhrbeck von hier ab. Mir ist frei und wohl.« Er wünscht den Schweizer Freunden, was er im Augenblick zu haben meint: ein Gemisch von Arbeit, Tat, Lust und regem Leben. Am 16. September schauen die Freunde vom Trippstein zur Schwarzburg hinüber, und Boehlendorff und Gries schreiben nieder, was sie empfinden. Doch sind es nicht nur frohe Töne, die sie finden; wir fühlen, das Leben mit seinen Sorgen und Anforderungen hat sie in inzwischen berührt, sie sind weniger sentimental, aber nachdenklicher als vor $2^1/_2$ Jahren. Bei Gries heißt es in dem Gedicht »Rückkehr nach Schwarzburg«:[30])

»Minuten schweben zwischen Wieg' und Grab,
Zwei Augenblicke nur sind unser eigen.
Komm, muthig wirf die bangen Sorgen ab
Und hier nun laß die Lebenszweifel schweigen.«

Wir dürfen die Worte direkt als an Boehlendorff gerichtet auffassen, in dessen eigenen Versen[31]) auch eine geheime Bangigkeit mitzusprechen scheint:

»Auf dem Trippstein, d. 16. September 1799.

Die Wolken flohn, der Regen rauschte nieder;
Es öffnet sich der blaue Himmel wieder,
Und frisch gekühlt erglänzt das stille Thal.
O laßt empor zu jenen Götterhallen,
Zu jenen heitern Bergeshöh'n uns wallen,
Und in uns ziehn den ersten Segensstrahl!

Er kommt — o seht! der Tannen Wipfel neigen
Sich ihm; erfreuende Gesänge steigen
Aus leiser Lüfte Wogen ihm empor.
Der Waldbach rauscht ihm mächtiger entgegen,
Und tiefer aus des Menschen Seele regen
Sich neuer Wonne Töne kühn hervor.

Was weilet ihr da unten in den Tiefen?
Hinan, hinauf, wo euch die Götter riefen!
Schaut froh auf eure Hüttenwelt hinab!
Schön ist der Herbst, und euer Thal vor allen
Ist schön — laßt eures Dankes Hymne schallen,
Ihr, denen die Natur den Frieden gab!

O könnten alle, die mit heißem Sehnen,
Zurückgehaltnem Schmerz und stillen Thränen
Der Morgenröthe bang entgegenschau'n,
O könnten sie in diesen stillen Gründen
Der Ahnung heil'ge Ruhe wieder finden,
Und fröhlicher dem Leben sich vertrau'n!«

Zwei Tage später beginnt Gries in Schwarzburg seine »Zueignung der neuen Übersetzung des Tasso«,[32]) diesen Hymnus auf die Freundschaft, den er dann wirklich dem großen Werk, mit dem er sich trug, vorangestellt hat. Der Rückweg nach Jena bringt die Freunde über Rudolstadt und Weimar.[33]) Vier glückliche Wochen blieb Gries im ganzen von Göttingen fort;[34]) er kehrte um so trauriger zu seinen juristischen Studien zurück, als Schildener in Jena geblieben war.

Beinahe unverständlich ist es, das Boehlendorff die Freundschaft mit Gries damals nicht benutzt hat, um Schiller oder den Romantikern nahe zu treten. Nahm doch Schiller auch in den Musenalmanach auf 1800 (den letzten der Reihe) ein Gedicht von Gries auf, und sah er doch den jungen Freund in den kurzen Wochen mehrfach (zuletzt mit Schelling und Goethe) bei sich.[35]) Die Verbindung mit den Schlegels wäre noch leichter herzustellen gewesen. Das Fernbleiben kann nicht anders als aus einem Gemisch von Bangigkeit und Trotz erklärt werden. Da Schiller am 3. Dezember nach Weimar übersiedelte, so war weiterhin dieses Bekanntwerden neu erschwert.

Muhrbeck verließ bald Jena; am 11. Dezember ist er in Berlin,[36]) um wohl direkt nach Greifswald zu gehen — mit der gemeinsamen Reise war es also nichts. Trotzdem faßte Boehlendorff, dem in dieser Periode sehr trübe Stimmungen nicht gefehlt hatten, zu Anfang des Jahres 1800 ganz neuen Mut. Wir sehen das aus einem Brief an Smidt vom 7. Januar 1800. Er gratuliert zur Hochzeit (Smidt heiratete am 1. Januar), spricht von einer rauschenden Gesellschaft, in der er selbst sich am Hochzeitsabend bewegt habe, dankt für einen Brief und fährt dann fort: »Ich will Dir ernsthafft schreiben. Ein alter Wunsch, dem ich lang vergebens nachstrebte, theils weil ich innerst der Erfüllung desselben noch unwürdig, also unfähig war, theils, weil Verhältnisse mich in Ketten schlangen, ein Wunsch, dem ich nachging, als ich, aus vollester Überzeugung der Nothwendigkeit dieses Schrittes, die Schweiz verließ, geht nun seiner Vollendung entgegen. Endlich komme ich wirklich dazu, zween Jahre von Ostern an einem einzigen Zwecke, den meine ganze Seele umfaßt, unabhängig nachzustreben, und mit dieser Gabe des Schicksals fühle ich mir ein zweytes Leben geschenkt. All mein Sinnen geht darauf diese Zeit auf die beste, treueste Weise zu benutzen. Ostern geh' ich nach Dresden, wo ich bis zum Herbst bleibe, und dann — ich darf noch nicht sagen nach Bremen, weil ich mich in Dresden erst, in strenger Arbeit, die da von den Göttern erleichtert wird, des seligen Genusses des Umgangs unter Euch

und Eurem Kreise — nicht würdig machen, sondern nur die Möglichkeit mir erwerben will, mit Euch dauern zu können; dies geschieht unter der Bedingung, daß nicht Muhrbeck, der mich immer nach Greifswald zieht, Einsprache thun wird. . . . In Dresden werde ich den Geist der Kunst im allgemeinen u. insbesondre den Geist der deutschen Dichtkunst, ihre Geschichte, u. ihr Verhältniß zum Ideal des wahren Dichters studieren, welches mit der Ausarbeitung zweyer Stücke, davon ich das lezte vor ein Paar Tagen geendigt, — Ausarbeitung, das heißt: Vollendung, Ausfeilung, bis zu dem mir iezt erreichbaren Grad — verbunden seyn wird. — Durch diese Zeitanwendung hoffe ich fähig zu werden, leidliche Vorlesungen über deutscher Poesie Geschichte zu halten, wenn — in Bremen sich eine Gesellschaft fände, die mich hört; zu welcher Idee Deine, vor einer gemischten Gesellschaft von Frauen u. Männern gehaltnen Vorlesungen verführt haben, da ich vom Katheder einer Universität herab durchaus nicht etwas vorlesen will. Dieses würde ein Theil meiner Beschäfftigung in Bremen seyn, u. das sorgfältigste Studium der Griechischen Originale der zweyte — soweit mein vorläufiger Plan, den ich Dir, unter uns, mittheile.«

Woher kam Boehlendorff plötzlich die Möglichkeit, zwei Jahre ganz seiner freien Ausbildung zu leben?[37]) Wir dürfen gleich, die Behauptung des Enthusiasten erheblich einschränkend, sagen: zwei Jahre Zeit würde er nur dann gehabt haben, wenn er nicht die ihm zur Verfügung gestellte Summe (von der allein er zwei Jahre sicher nicht leben konnte) in kürzerer Zeit verbrauchte. Wer aber war der plötzlich eingreifende Helfer? Aus einem Brief Boehlendorffs an Herbart vom 10. September 1800 geht hervor, daß ein Freund S. (»mein edler Freund S.«) das Versprechen gegeben hatte, ihm zunächst den Dresdner Aufenthalt zu ermöglichen. Im gleichen Brief ist von dem »unsrer Uebereinkunft gemäß mir noch zukommenden Geld« die Rede, und wieder ist über das Wort »Uebereinkunft« der Zusatz »mit S.« geschrieben. Nun hat gerade Boehlendorff außerordentlich viel Bekannte und Freunde gehabt, die mit S. beginnen. Von ihnen würde man Smidt und Steck vielleicht am ehesten für die Spender halten wollen. Smidt kann es aber nicht sein, weil Boehlendorff ihm, wie wir sehen werden, später einmal als einem Unbeteiligten seine Schulden vorrechnet; und beide Freunde, Smidt und Steck, die Herbart gleich nahe standen, würde Boehlendorff in einem an Herbart gerichteten Briefe nicht wie jemand erwähnen, den nur er genauer kenne, zumal er gerade in diesem Brief sonst mehrfach von ihnen

als gemeinsamen Freunden spricht. Von allen vorhandenen Möglichkeiten[38]) erscheint mir eine als die wahrscheinliche: Sinclair, der auch Hölderlins aufopfernder Helfer war, hat dem neuen Freunde, an dessen Zukunft er glaubte, auf seiner Bahn weiter helfen wollen, da es ihm leid tat, daß die oft gemeinsam besprochene Reise mit Muhrbeck, die ihn fördern sollte, sich zerschlagen hatte.

Die letzten Jenenser Monate wurden Boehlendorff aufs neue durch Besuche verschönt. Herbart hatte nun auch seine Hauslehrerstelle bei Steigers aufgegeben, im Grunde seiner Mutter wegen, der (sie war seit dem Frühsommer wieder in Oldenburg) er in ihren Eheschwierigkeiten helfen zu müssen glaubte. Boehlendorff hatte er vorher um seinen Rat gebeten, ob er eine Rückkehr für nötig halte, und an ihn und Muhrbeck hatte er sich gewandt, ihm einen Nachfolger zu besorgen. Boehlendorff beschaffte dann im April einen jungen Bremer, Segelken, dem er, nach anderer Urteil, die pädagogische Aufgabe freilich wesentlich zu leicht hingestellt hat.[39]) Ende Februar und Anfang März war Herbart in Jena; von Weimar aus schrieb er in die Schweiz,[40]) daß ihn Boehlendorffs letzte Arbeit innig freue — es muß sich um das Kunstdrama »Fernando« gehandelt haben. Herbart fuhr dann über Göttingen, wo er zwei Tage bei Gries blieb, in seine Heimat Oldenburg und ging sehr bald von dort nach Bremen zu Smidt. Am 28. März trifft Gries wiederum in Jena ein, Boehlendorff zeigt ihm ebenfalls den Fernando und empfängt ein günstiges Urteil.[41]) Am 9. Mai schreibt Gries aus Göttingen an Steck:[42]) »Vor 8 Tagen bin ich von Jena zurückgekehrt, wo ich einige Wochen mit Böhlendorff und Schildener lebte. Sie haben mir wohl gethan, diese Tage. Der Frühling war so schön, das Thal so stille, der Strom so hell wie ehmals. Die Freunde — doch davon brauche ich Dir nichts zu sagen. Und dennoch — was war es denn, daß ich mir vorkam wie ein Schatten, der aus der tiefen Nacht hervorsteigt u. sinnend um die Stätten, um die Freunde her schwebt, die ihm im Leben so lieb waren? O mein Freund, es ist vieles anders geworden, als wir dachten! . . . Böhlendorff und Schildener sind nun in Dresden. Die Glücklichen!« Trotz dieser unerschöpflichen Freundschaftssentimentalität ging Gries' Weg damals entschieden vorwärts. Die ersten fünf Bücher seines Tasso waren bei Frommann schon im Druck und erschienen bald in wundervoller Ausstattung. »Ohne die Begeisterung der Freundschaft wäre ich ewig stumm geblieben«, heißt es im gleichen Briefe Gries'. Dann hat Gries aber noch etwas mitzuteilen: »Du magst nur immer ein wenig lächeln, wenn ich Dir sage, daß sie

mich in Jena zum Doktor gemacht haben. Was muß man nicht in dieser Welt aus sich machen lassen? Gut wenigstens, daß es nichts Schlimmers ist.« Diese Promotion zum Dr. jur. war Ende April vor sich gegangen; damals war Boehlendorff mit Schildener und einem jungen Bremer, Eberhard Noltenius, zur Erreichung viel höherer Ziele bereits in Dresden. »Vor meiner Abreise aus Jena«, schreibt Boehlendorff am 20. April an Herbart, »lernte ich Savigny kennen. Ein freier, stiller und ruhiger Blick charakterisirt ihn gleich. Er arbeitet sehr viel in seinem, dem juristischen Fach — reich an Kunstkenntnissen — sehr fein im Urtheil — angenehm im Umgang, verläugnet er den Weltmann nicht, indem er dennoch den Menschen ausspricht — wäre unser Zusammenseyn nicht so kurz gewesen, es wäre noch voller, noch reicher geworden — aber ich war im Sturm der Vorbereitung zur Reise.«

Dresden sollte ihn reifen, geistig und künstlerisch. Es fragt sich also noch: wo stand er damals innerlich?

In philosophischer Beziehung war Boehlendorffs Geist im Grunde auf subjektive Intuition angewiesen. Aber der Freund Herbarts suchte sich doch mit den Problemen seiner Genossen und Lehrer abzufinden. So mußte ihn gerade jetzt Jacobis Sendschreiben an Fichte interessieren, von dem schon oben die Rede war. Fichte hatte ihm anscheinend selbst das Manuskript gegeben, wie er auch Gries eine Abschrift zukommen ließ. Boehlendorff schreibt am 15. August 1799 an Steck: »Jakobi stellt sich Fichten [in jenem Briefe] nicht eigentlich entgegen — er hält F. Standpunckt (den Idealism) für einen Standpunckt des Menschen — einen möglichen Standpunckt, auf welchen auch Er sich stellen und sehr fest drauf stehen kann, so daß Ihm selbst, wenn er sich dahin stellt, die Einwürfe verschwinden, die er gegen dieses Sistem machen könnte — aber — er stellt Seinen Realismus, Seine Unwissenheitslehre über ienen Standpunckt, und von diesem aus kämpft er gegen die Herrschafft des Andern, sieht nichts anders in ihm u. kann nichts anders in ihm sehen, als die Mechanik des menschlichen Geistes — behauptet (u. ich glaube die Wahrheit dieser Behauptung eingesehen zu haben) daß Materialismus — ganz durchgeführt — sich im Idealismus verkläre — dieser vom Egoismus ausgehend — iener zum Egoismus zurückkehrend — u. auf Seinem alten Salto mortale vom Nichtwissen zum Glauben besteht Er steif u. fest —. . . . Denke nun, mein Freund, wie dem zu Muthe seyn muß, der mit ganzer Überzeugung, an deren Hervorbringung er lange gearbeitet, Jakobis realistischen Standpunkt gegen

ieden Idealisten u. Materialisten unterschreibt — aber — zu seinem Salto mortale zu gelangen, sich unfähig findet — ein Strahl nur leuchtet ihm in diesem Dunkel — und der wird ihm zum Richtziel dienen — wird ihn mit Muth die Wanderung durch die Gerüste menschlicher Gedanken und menschlichen Seyns unternehmen lassen — durch die Kunstwerke des Menschen — der Strahl ist — Einheit der Ahnung, mehr nicht — . . . und in dieser Ahndung handeln zu können.« Wir sehen also Boehlendorff auf Umwegen zu der Homburger subjektiven Philosophie zurückkehren. Und er bleibt nun gleich bei der eignen Person, indem er fortfährt: »Aus diesen Gründen, die schon ehmals, obgleich minder entwickelt in mir lagen, wie ist mir doch alles anmaßende, alles in vereinzelter Krafft sich groß dünkende verhaßt — verhaßt der Stolz des Gelehrten, der nur Gelehrter ist — diese Bauren-Aufgeblasenheit des Wahnes — verhaßt bis in den Tod — was nicht aus sich selbst, u. in sich selbst lebt, sondern aus angeflickten Lappen sich den äußern Schein von Leben giebt — mitleidenswerth ist mir, wer bewußtlos an einem solchen Lappen hängt — aber ehren kann ich auch, u. mit Recht — iedes stille, ernste Streben, im Kleinen — denn wir sind alle gleich weit vom Ziel — u. darin, Einziger! darin, daß wir beyde ursprüngl. in diesem Haß u. in dieser Achtung übereinkamen, darin haben wir uns zuerst verstanden u. erkannt u. gefunden — Ich selbst bin noch um und um mit solchen Lappen und gestohlnen Federn behängt — aber wieder mein besseres Wollen u. Wissen — u. wo ich dergleichen an mir finde, reiße ich es von mir ab u. werfe es weg — denn — Seyn oder Nichtseyn!«

Sein eignes Streben und Wollen ist also immer auf das Höchste gerichtet. Trotzdem ist jene »Einheit der Ahnung«, die ihm die einzige Rettung für einen »von der Phantasie erzognen Menschen« scheint, keineswegs immer in Boehlendorff. Gleich anfangs spricht er im selben Brief von »dem losen, noch wankenden, schweifenden, das meine Krafft zertheilt und schwächt, und mich oft dem willenlosen — dem fremden dienstbar macht, dem ich Vernichtung, von meinem Wesen aus, geschworen habe«. Und es ist, als ob man Jean Pauls Roquairol reden hörte, wenn er nun weiter spricht von dem Fluch einer ausschweifenden, unnaiv machenden, leer brennenden Phantasie. Er unterbricht sich dabei zwar selbst einmal und sagt, so schlimm sei es doch nicht mit ihm selbst; im Grunde treffen aber die Hauptpunkte doch alle auf ihn zu: »Niemals, niemals kann die Phantasie ersezzen, was sie, im Taumel eines Augen-

blicks, verschwelgt, u. es ist eher möglich ein Rad im Umschwunge aufzuhalten, als diesem sinnlosen Taumel, der sich ins Unendliche verliert, im gefährlichen Moment die Gränze zu setzen, wo ein non plus ultra, wie ein Schlagbaum, seine Wirkung hemmt. Der kürzeste Müßiggang, der nicht durch überströmende Seelenfülle erzeugt wird, ist ein Schweben im Nichts, das den Willen u. die Einbildung verderbt und ienem das zwecklose — dieser das sinnlose unterschiebt, wodurch der Geist verwirrt u. das Herz vergiftet wird, u. daß dieses bey den edelsten Anlagen geschieht, ist das nicht Warnung genug — Auch ich leide den daher rührenden Mangel — u. wo ich nach Gehalt in meinem Busen greife, für dessen wirkliches In mir seyn, mein Bedürfniß steht, finde ich zwischen ienem wirklichen Selbst u. meinem Suchen, ein Ding der Einbildungskrafft gestellt, das mich eben nicht zu mir, zu meinem eigentl. Selbst gelangen läßt, wenn es der Augenblick rasch verlangt. Ein Bild davon wäre, gehemmte Zirkulazion des Bluts — erschwertes Athemholen — Schrecklich, daß diese Verstimmung des Innern so ganz Krankheit unsrer Zeit ist, daß ich nur wenige kenne, die frei davon geblieben — aber viele, die alle Thatkrafft dabei eingebüßt, die nun an nichts, als an einen leeren Schein sich stüzzen... — u. darum auch nur scheinbar Leben in sich tragen. — — Einen ganz andern Gang hat mich die Phantasie geführt — ich hatte zu viel Herz, um ie ganz Phantast zu seyn — aber desto gefährlicher war mein Weg — er knüpfte sich daran, daß ich von der Zeit an, da sich mir die Sehnsucht nach dem Unbekannten in Sehnsucht u. banges Suchen nach einem Freund verwandelte, u. sich immer mit dem Finden täuschte — immer mehr in Andern als in mir selbst gelebt habe. — Durch diesen Gang ist mir mein Edelstes, was ich mein Heiligthum nenne, hervorgegangen, sichtbar geworden — aber auch von der andern Seite, der steile, unermeßliche Abgrund, den keine Zeit zu erfüllen vermögend ist — das nemlich — daß ich des Menschen Seyn u. Thun von allen Seiten angesehen habe — zu früh — zu früh weiß, was ich finden u. nicht finden werde — was Philosophie u. Wissenschaft u. Kunst — mich lehren u. nicht lehren kann — daß ich, ohne mich hinlänglich am Gezimmer u. Maurerwerk entweilt (meine Zeit damit hingebracht) zu haben, den Plan u. die ganze Anlage sehe — u. worauf sie hinaus geht — auf nichts — daß ich dabei — du weißt es — demohngeachtet, mit unendlicher Liebe ieden Menschen umfasse, u. ihm helfen, mit ihm thun will — fest überzeugt — und

unerschütterlich, wohin auch alles ausgehe — dennoch im Geist des wahren Lebens zu handeln u. zu seyn — u. mit dieser tiefen Wehmuth an dem Spiele Theil nehme — u. — daß ich noch Jüngling bin — diese ganze Mechanick noch recht erwerben soll — das ich doch willig thue — um der Menschen willen — recht drauf ausgehen soll, zu erfahren, was ich schon längst weiß, daß ich Nichts wissen kann — zu Nichts kommen kann — daß dieser Menschenkreis mir bisweilen wie ein Zirkel aussieht, in welchem sich ein Wurm herumdreht — das, mein Geliebtester — das ist die frühe Gabe einer weit reichenden Phantasie — Erinnere mich nicht an ihre schönen Gaben — für Minuten von Harmonie — Jahre des Zwiespalts — — — Ich will mit Gewalt von diesem Gegenstande abbrechen, weil ich sonst nie zu einem Ende käme.«

Er ist also im Anfang dieser Jenaer Epoche noch der alte Subjektivist, den wir von der italienischen Reise kennen, und wir werden sehen, wie er diese Neigung in den folgenden zwei Jahren auf verschiedene Weise zu bekämpfen sucht.

Was er in Dresden wollte, hörten wir oben in dem Briefe an Smidt. Wüßten wir nicht, daß der »Fernando« in der Hauptsache schon in Jena fertig geworden ist, wir würden ihn den Dresdner Monaten zuweisen. Das Werk ist einer bestimmten Sehnsucht Boehlendorffs entsprungen; 1803 hat er selbst den Sinn der Idylle so ausgelegt:[43]) »Diese Schrift sollte den poetischen Enthusiasmus als Grundlage aller Künstlerbildung darstellen, wie er, von den Werken der größten Meister erfüllt, mit neuen Bildungen schwanger, seine Fülle zu verschwenden forteilt, bis ihn ein nahverwandtes Leben fesselt; indem er sich so mit der Wirklichkeit verbindet, wird seine Kunstliebe und Geistesfreiheit von derselben angefochten; der Kampf leihet dem flüchtigen Schwärmer Besinnung, Beruhigung, und unter jeder Bedingung schließt er Frieden mit der Welt, um die innere Bildsamkeit dadurch still zur Kunst gedeihen zu lassen. — Dieses ist die Hauptidee des Fernando. — Allein individuelle Stimmung des Geistes hatte einen zu wesentlichen Anteil an seinem Entstehen, als daß sich dieselbe rein, als Kunstwerk aussprechen konnte. Es war vielmehr meine eigne Sehnsucht, nach dem Anschauen und Begreifen jener Werke der herrlichen Vergangenheit, und nach der Epoche einer ruhigen freien Bildsamkeit in der Kunst, als die beabsichtigte Anlage, die sich darin darstellen konnte. — Es ward nur meine Vorbereitung auf die Betrachtung der Kunstschätze Dresdens.« Schon der ganze Konflikt des Stückes war, nach diesen Worten Boehlen-

dorffs, symbolische Selbstdarstellung; noch mehr bezeichnet aber die »Sehnsucht nach der Epoche einer ruhigen freien Bildsamkeit in der Kunst« die Stimmung, die in Jena mehr und mehr Boehlendorff erfüllte. Zwei Dramen (er pflegte immer Studien zu sagen) nahm er nach Dresden mit, um sie dort noch auszubauen: außer dem Fernando waren es die »Spartaner in Aegypten«, die schon im August 1799 im Rohbau fertig gewesen waren. In Dresden kam dazu noch ein drittes Stück, das die »Spartaner« ganz verdrängte: Ugolino Gherardesca. Alle drei müssen uns später noch ein Weilchen speziell interessieren.

## III.

[Dresden.] Über Boehlendorffs Dresdner Zeit nebst Reise-Intermezzo können wir ziemlich genau berichten, denn Boehlendorff hat darüber am 10. September 1800 einen 32 Seiten langen Brief an Herbart gerichtet, in dem er nach eignem Ausdruck »unversehens in einen ordentlich biographisch schildernden Styl hineingekommen ist«.

Schon am 20. April 1800 schreibt Boehlendorff einen kürzeren Brief an Herbart aus Dresden, der darauf schließen läßt, daß er damals schon mehrere Tage in Dresden war. Wie wir bereits aus dem Brief an Smidt vom 7. Januar wissen, sollte die Anwesenheit bis zum Herbst dauern, dann wollte er nach Bremen, und zwar in der Absicht, dort »zu dauern«. Er hat Bremen also schon als Aufenthaltsort im Auge gehabt, ehe Herbart dort war, und ist nicht bloß dessen Beispiel gefolgt,[44]) wenn auch der Gedanke, dort gleichzeitig in Herbarts Nähe zu sein, vielleicht bei seinem Vorhaben mitsprechen mochte; denn er erwartete Anfang Januar bereits täglich Herbarts Ankunft in Jena auf dessen Durchreise nach Oldenburg.[45]) Boehlendorff hat im Herbst wirklich ausgeführt, was er zu Anfang des Jahres geplant hatte. Aber er erwog in der Zwischenzeit sehr ernstlich noch eine ganz andre Zukunftsmöglichkeit; wir wissen ja, es gab noch ein anderes Idealland für ihn, in dem er sich gern als Bürger gesehen hätte: die Schweiz.

Solche Erwägungen traten aber erst viel später in den Vordergrund. Anfangs ist er von Dresden ganz berauscht und von der günstigen Wirkung überzeugt. Er schwärmt von der Bildergalerie, von Raffaels Madonna, Mengs' Apollo.[46]) »Hier werde ich außer mir leben lernen — das ist gut, denn es ist nothwendig. Aber fast könnte ichs auch nirgends lernen als hier — ich habe mich ganz vergessen in diesen ersten Tagen — ich war — ich bin nur im Anschauen. — — Wie das alles

mich faßte, mich ergriff, so still -- u. so voll — so ruhig u. so wahr — hier war mir das Leben eins im Werke — ewig nur im Werke. Wie Pigmalions Bild unter seiner Hand sich entwickelte -- Leben gewann — Leben erwiederte — Liebe — das ist keine Fabel — in Dir — o Kunst! kann Dein stiller Anbeter allmälich — aber gewiß — die dunkeln Buchstaben des Lebens lesen lernen — Du! Symbol u. Wirklichkeit zugleich! — Aber laß mich noch schweigen — aus meinem Nebel sehe ich noch geblendet in des Aethers Helle.« Er hofft also darauf, daß ihn die Kunst von der Selbstbetrachtung erlösen, mit dem Leben versöhnen werde. Der »Antiken-Inspektor« Becker (ein auch literarisch mannigfach tätiger Mann) und der Bibliothekar Dassdorf machen ihm »gute Hofnungen zur Benuzzung aller Schäzze«, und er sucht sogleich Bücher für Geschichte der deutschen Poesie und für das ästhetische Fach zu entleihen. Becker legte er auch mehrere seiner Gedichte vor.

Boehlendorff war nicht der erste der freien Männer, der Dresden einen eingehenden Besuch abstattete. Er war geradezu Epigone seiner eigenen Freunde; von den nächsten Bekannten waren z. B. Smidt, Herbart, Berger, Gries dagewesen. Vor allem auf Gries' Spuren ging er jetzt. War doch Gries in ganz ähnlicher Absicht: sich zu prüfen, zu vervollkommnen, 1798 nach Dresden gegangen, wenn auch viel vorsichtiger und bescheidner als Boehlendorff.[47]) So treffen wir denn auch dieselben Tatsachen und Namen, die wir eben für Boehlendorff genannt haben, in Gries' Briefen aus dessen Dresdner Zeit. Und weiter: Gries hatte damals mit A. W. Schlegel und Caroline verkehrt, hatte, gleichzeitig mit Schlegel, Dresdner Gemälde in Sonetten besungen.[48]) So schreibt nun auch Boehlendorff Gemälde-Sonette.[49]) Und wie Gries — der sich freilich trotzdem immer nach den Freunden in der Schweiz sehnte — damals den Romantikern (Schlegel und Schelling) nahe getreten war, so wurde auch Boehlendorff hier in Dresden bewußter Anhänger der neuen Schule, Freund von Steffens.

Von den alten Freunden war Schildener bis Ende Juli bei Boehlendorff. Ihm hatten schon während seines Göttinger Studiums Heynes archäologische Vorlesungen die Anregung gegeben, sobald wie möglich Dresden und dessen Kunstsammlungen zu besuchen.[50]) Er war bereits — trotzdem er zwei Jahre jünger war als Boehlendorff — seit 1798 Dr. jur. und konnte sich eine solche Studienunterbrechung erlauben. In viel späteren Jahren hat er von dem reichen Dresdner Aufenthalt begeistert gesprochen; er sagt in dem »Umriß meines

Lebens« 1840: »Das waren mir selige Tage! — Um hier mehr davon zu sagen, war dieser Aufenthalt zu reich. — Es ist unglaublich, welchen Einfluß ein vollendetes Kunstwerk auf das empfängliche Gemüth hat; zuvörderst wächst die Scheu vor allem Mittelmäßigen, auch in den eignen Productionen, alsdann das Vertrauen zu dem Rechten, Wahren, wenn es sich auch nur leise in uns regt. Ein Volk, das anfängt vollendete Kunstwerke zur öffentlichen Schau zu stellen, thut einen großen Schritt auf dem Wege seiner Entwicklung.« Auf diesem Boden konnte er — ein im übrigen schlichter, ja frommer Charakter — sich also damals mit Boehlendorff treffen. Dieser schreibt am 10. September 1800 über ihn an Herbart: »Sein lebendiger, immer gegenwärtiger Sinn, sein scharfer und richtiger Blick, sein tiefes Gefühl für iedes Schöne der Kunst und der Natur, ... sein immer heitrer Umgang — und vor allem — das herrliche Kleinod seiner Freundschafft für mich — die mich unaussprechlich glücklich machte — wenngleich auch Wolcken — von außen nur — sich Monate lang zwischen uns legten — haben mir den schöneren Theil meines Aufenthalts in Dresden bezeichnet.« Was für Wolken das gewesen sein können, werden wir noch hören. Zu den Bremer Freunden wies hinüber Boehlendorffs Umgang mit Eberhard Noltenius[51]), den er selbst (die Bremer, Smidt wenigstens, scheinen damit weniger einverstanden gewesen zu sein) von seinem Jenaer juristischen Studium — er war später Gerichtssekretär, Blutschreiber, in Bremen — auf einige Zeit nach Dresden hinübergezogen hatte. Boehlendorff philosophiert über ihn folgendermaßen: »Wie niemals zuvor — habe ich ihn hier als einen edlen Menschen — der auch etwas über sich vermag, kennen gelernt — wir lebten manchmal recht häuslich zusammen — traulich — er weiß viel zu erzählen und erzählt gut — wohl ihm — wenn seine Vorurtheilslosigkeit ihn zur wirklichen Freiheit führt.«

Auch während der ersten Dresdener Monate, in denen Boehlendorff freundschaftlichen Verkehr und reiche neue Anregung am Orte hatte, wurde er plötzlich von der Wanderlust befallen, und wir hören über diesen langen Abstecher bis Weimar aus dem Brief an Herbart folgendes: »Von der tollen Reise, die ich im Anfang Juni — ohne es zu wissen und zu wollen, nach Jena machte, habe ich Dir noch nichts gesagt. Auch sie hat ihr charakteristisches und eine Stelle in der Geschichte dieses halben Jahrs. Ein junger Mann, den ich bey einer für mich so sonderbaren Gelegenheit, als es nur eine geben konnte — nämlich, bey einem Duell, davon ich

Augenzeuge war, kennen lernte, der mir späterhin seine Geschichte vertraute, den Wunsch in mir veranlaßte, ihn aus einem verwirrten und geistlosen Leben herauszuziehen, und mit einer bessern Bestimmung vertraut zu machen, reisete von hier ab, und ich begleitete ihn nach Meißen — es waren grade Pfingstferien, und alle Gallerien waren geschlossen — ich hatte nur fünf Thaler im Beutel — aber unser Zusammenseyn ward interessant — ich hoffte was davon — das zog mich immer weiter — endlich erinnerte ich mich, daß Freund Savigny in kurzem von Leipzig abreisen wollte, den ich noch gern gesprochen hätte — erinnerte mich, daß in Leipzig doch ein leidliches Schauspiel war — das ich in Dresden vermißte — ich folgte also bis Leipzig — sah Schillers Don Carlos, Kabale und Liebe — Ifflands Spieler aufführen, lebte mit Savigny unter lauter Baronen und Grafen, bewunderte die humane und liebenswürdige Art, mit welcher er sein Uebergewicht in diesen Zirkeln behauptete, ohne zu drücken, seinen heitern und freien Geist — disputirte viel und konnte doch mit ihm nicht einig werden — verfiel mit meinen übrigen zwanzig Groschen auf den Gedanken, nach Naumburg zu gehen, und meinen lieben iüngern Noltenius dort zu sprechen — ... und so kam ich nach Naumburg — wohin Noltenius und Lange mir entgegen kamen und mir berichteten — daß — Schillers Maria Stuart in den ersten Tagen [des Juni] in Weimar gegeben würde! — da war nun keine Rettung — ich mußte nach Jena — Aber die Aufführung der Stuart verzog sich noch vierzehn Tage, die ich sehr vergnügt mit meinem guten Noltenius durchlebte — die Bremer Weinflaschen wurden geleert, und — bey diesem seligen Müßiggang fühlte ich es ganz, — daß ich in Dresden gewesen war — ich erinnere mich in dieser Zeit, auch keine kalte und leere Minute gehabt zu haben. Die Gestalten entstiegen aus der Entfernung neu und lebendig meiner Fantasie — ich träumte, dichtete viel — lernte in Winkelmann, den ich vorher von mir gewiesen, noch einen geistigwahren Menschen kennen — und endlich — kam die Zeit der erwarteten Aufführung ... Die Aufführung war erträglich — die Vohß spielte die Maria — weniger Puppe, als sonst — leidlich — die Jagemann — in der Elisabeth ihre beste Rolle — das Schauspiel trägt ganz den Charakter der lezten Schillerschen Stücke — ist reich an neuen theatralischen Ideen, stellt sie aber leider auch nur als Ideen — nur selten verschmolzen in künstlerische Individualität dar — einfacher als Wallenstein, reizt es mehr — bringt aber auch den Eindruck lang nicht — bis zu iener Tiefe.«

In Jena und Weimar hätte ja Boehlendorff nun aufs neue Gelegenheit gehabt, sich Schiller oder Goethe persönlich zu nähern. Er tat es jedoch nicht, wandte sich vielmehr nur aus Jena am 16. Juni (die Uraufführung der Maria Stuart hatte am 14. stattgefunden) wieder schriftlich an Schiller:

»Ich danke Ihnen für den strengen Tadel meiner im vorigen Jahr Ihnen übersandten Gedichte. Er veranlaßt mich Ihnen andere zu senden, in denen ich mich verbessert zu haben glaube. Ich bitte Sie um ein Paar Worte von Ihrer Hand, für mich von unaussprechlichem Werth, die mir Ihr Urtheil über die gegenwärtigen Versuche andeuten. Durch die Addresse von meinem Freund, Herrn Noltenius in Jena, würde ich sie sicher in meinem iezzigen Aufenthalte Dresden erhalten.«

Von einer neuen Antwort Schillers wissen wir nichts. Boehlendorff verbrachte die letzte Zeit der Reise (der Brief an Schiller ist nahe vor der Rückkehr nach Dresden geschrieben) aber sicher nicht in traurigem Abwarten. Neue Eindrücke, neue Vertraute hoben ihn empor. An August Winkelmann hatte ihn vermutlich Clemens Brentano gewiesen, den er inzwischen — wahrscheinlich in Leipzig — kennen gelernt haben muß.[52]) Er trat also Winkelmann in diesen Jenaer Tagen nahe. »Wie neu erfrischt und voll Lebens meine damalige Stimmung war,« so fährt der Brief an Herbart nach dem Urteil über Maria Stuart fort — »kannst Du wohl am meisten daraus schließen, wenn ich Dir sage, daß die grausame Nachricht von unsres theuren Fischers Tode, die ich dort erhielt, die mich sonst auf viele Wochen zerstört haben würde — mir damals nichts anhaben konnte — und daß ich mit Rist sagen durfte: wer bist Du Tod? ich kenne Dich nicht!«

Das ist nun alles recht schön und gut — es fragt sich nur: lag dieser Exkurs im Sinne des Dresdner Aufenthaltes, und ging er nicht wesentlich über Boehlendorffs Mittel? Er war mit sehr wenigem in der Tasche ausgezogen. In Leipzig wird ihn Savigny, in Jena der »jüngere Noltenius«, Eberhard Noltenius' jüngerer Bruder Daniel[53]) (damals in Jena Jura studierend, später Bremer Bürgermeister), auf kürzere Zeit über Wasser gehalten haben. Nun mußte er aber noch zurückreisen und — weiter leben. Die Sorgen sollten sich denn auch bemerklich machen.

Es gelang ihm indes zunächst, ein im ganzen anregendes und abwechslungsreiches Leben weiterzuführen. Wir sehen Boehlendorff jetzt auch einmal mit dem Volk in Berührung kommen.[54]) »Meine gelehrten Bekanntschafften«, schreibt er an Herbart, »(mit denen ich keinen Grund sehe, stolz zu thun)

meine Bekanntschafften mit dem Costüm der Großen (die nur von Ferne gemacht worden, und komischer Natur sind) will ich hier übergehen — keineswegs aber meine gutbürgerlichen Bekanntschafften, wenn sie Dich auch ein wenig skandalisiren sollten. Sie haben mir einen großen Vortheil zuwege gebracht — sie haben mich das, was wir unser Volk heißen, zuerst kennen gelehrt — Ich wohne nämlich bey einem Schneider, der ein klein wenig Fait von großem Ton und Geschmack macht — übrigens ein sehr guter und richtig denkender Mann ist — er hat Familie — die guten Leute merkten nach einiger Zeit, oder glaubten zu merken, daß sie ein seltsames Ungeheuer im Hause hätten, dem man recht gut werden müßte. Du weißt, wie manchen Raub Gutmüthigkeit der Menschen schon an meiner Zeit begangen hat — ich ließ mich so hingehn, in leichter, fröhlicher Mittheilung — las auch bisweilen was vor — spielte mit den Kindern — und so quälten sie mich nicht lang um Theilnehmung an einigen ihrer Privatvergnügen, kleinen Bällen und Wasserfahrten — wo fünf und zwanzig iunge, hübsche, wohlgekleidete und wohlgezogne Bürgermädchen mir erfreulich in Aug und Herz lachten — wo mein guter Wirth sich etwas auf mir zu gute that, und ich die teutsche Biederkeit und Lustigkeit — mit allen ihren drolligen Auswüchsen — an den Schuster- Schneider- Zinngießer- und andern Gilden, mit ihrer ehrlichen Meinung und ihrem naiven und herzhaften Ausdruck, in mich aufnehmen konnte — dabey mit den Mädchen küssen und tanzen und scherzen — was mir ungemein wohl behagte — Es hat mir nicht viel Mühe gemacht, unter dieser Klasse das rechte Tempo zu treffen — und bis auf ihre Zärtlichkeit, die sich bisweilen über mich ergoß — habe ich mit meiner stillen, mehr lächelnden als spottenden Ironie tief im Busen lebend, alles gern ertragen.«

Gleichwohl behielt Boehlendorff seine Weltfremdheit, wie wir aus den begeisterten Mitteilungen über zwei neue Freunde ersehen, denen er nach Schildeners Fortgang nahe getreten war. »Zween edle und würdige Menschen, die seit seiner Abreise meine Freunde geworden — und mir von andern Seiten unendlich lieb und interessant geworden, haben mir seine Stelle nicht ganz ersetzen können. Diese zwey Menschen sind der Naturforscher Steffens, Schellings vertrauter Freund — und Kanne ein Sachse — ein iunger Virtuose und Dichter, von seltner Art — Steffens ist alle Tage bey mir — ein mächtiger Geist, den gewiß die Natur selbst bestimmt hat, sie zu verkündigen — reich an herrlichen Kenntnissen — von seiner Wissenschaft — von

ihrem wahren großen Geiste tief beseelt, der das Talent des Erfinders, den Sinn des Forschers wunderbar vereinigt — als Philosoph streng und klar — als Mensch voll regen Gefühls — und frei und wahr, es laut zu bekennen. Wenn ich ihn sehe, so ist mir, als wenn die Urquellen des Seyns sich mir eröfneten — er hat mir viel gegeben — er hat den Blick, den mein innerster Sinn mir in die Natur Geheimnisse thun ließ, durch seine freie und sichre Betrachtung — ia — ich möchte sagen — durch seine Person erhellt und bestätigt — und wenn dann die Musik meines andern Freundes in erschütternden und seelenvollen Harmonien Herz und Fantasie fesselte, befriedigte, wenn seine reine und tiefe Stimme aus der Brust hervor sie mit Melodien des Lebens begleitete, wenn er aus der tiefen Einfalt seiner Kunst, in der er ganz lebt, mir in die Seele hineinfantasierte — so hatte ich die Vorempfindung, als wenn alle diese Gedanken — und Stimmen — die iezt in meinem Selbst sich lebendig begrüben, am Auferstehungstage in begeisterter Rede mit Sang und Klang aus ihrem Grabe wieder hervorgehen — und neue Begeisterung entzünden sollten.«

Friedrich August Kanne[55]) (zwei Jahre jünger als Boehlendorff), der genialische Musiker und Literat, befand sich damals noch im harten Ringen um die Ausbildung seines Talentes; es wird uns wichtig sein, daß gerade dieser freiheitsliebende Mann mit seinem unausrottbaren Haß gegen alle regelmäßigen Verpflichtungen, der später den Typus des unrettbar verkommenen Genies darstellen sollte, in seiner idealistischen Jugend Boehlendorffs Freund war. Die Freundschaft der beiden ist literarisch festgelegt; Kanne setzte das Gedicht Boehlendorffs »Der stille Geist« in Musik und veröffentlichte die Komposition.[56]) Steffens kam im Sommer 1800 mehrfach von Freiburg nach Dresden. Zu diesem romantischen Denker, der auch mit Gries und Rist befreundet war, konnten sich sehr natürlich Beziehungen anknüpfen, die aber, wie wir sehen werden, nicht auf beiden Seiten mit gleicher Offenheit und Ehrlichkeit gepflegt wurden.

Bestärkt durch Steffens, vertritt Boehlendorff jetzt Herbart gegenüber ganz den romantischen Standpunkt. Er empfiehlt ihm Friedrich Schlegels Lucinde und Aufsätze im Athenäum (noch vor dessen »Griechen und Römern«), ebenso Tiecks Genoveva, Steffens' Rezension des Schellingschen Idealismus,[57]) er hat Aussetzungen zu machen an Schillers neuer Gedichtsausgabe. In seinem theoretischen Studium, seinen Versuchen, allseitige Kunstkenntnis zu erwerben, ist er ebenfalls Romantikerschüler. »Bey dieser [dichterischen] Beschäftigung«, heißt es im Schreiben an

Herbart, »habe ich, wie Du vermuthen kannst, zugleich der Critik und Philosophie der Schönen Kunst, die eigentlich nur eins sind, indem die erste die letztere immer voraussezt, mehrere Zeit gewidmet, worin mir bey einem schärfern Studium der Schlegelschen Schriften, die in Wahrheit eine Reformazion in diesem Fach bewirken müssen, meine Einseitigkeit, mit welcher ich vormals diese begründeten Versuche von mir wies, offenbar werden mußte. Die originellen, nur excentrisch scheinenden Produkte Friedrich Schlegels enthalten einen Reichtum von Ideen, der sich auf einen innern lebendigen Zusammenhang, auf ein wunderbar großes Ganze im Werden gründen müssen — er hat die Griechen nicht bloß gelesen, er hat mit ihnen gelebt — Des ältern Bruders ausgebreitete Kenntnisse, sein Scharfsinn in Behandlung der Sprache setzen seinen Uebersezzerverdiensten noch ein ausgezeichnetes Mehr hinzu. Beyde werden eine Aesthetik schaffen, wie diese Periode der deutschen Kunst sie fordert — ia ihr Grundriß liegt schon vor uns; sie haben ihn uns gegeben, indem sie die Herrschaft der formellen Critik stürzten; und wie billig die Augen der Zeitgenossen, an den unerreichten Werken unsers einzigen Meisters fixierten — indem sie eben durch die Idee: alle Critik geht nur von Philosophie der Kunst aus, das abgenuzte Vergleichen und Messen mit dem Ungleichartigen aus dem Wege räumten, und die Autoritäten der unkünstlerischen Schriftsteller verbannten. — Schuldig sind sie uns noch Erklärung über Vieles, wo sie absprechend verwarfen, und die Lücke noch nicht ausfüllten — das ist gewiß — so sind sie uns eben eine Theorie der Kunstformen schuldig — sie haben die Gränzen der romantischen Poesie, die sie zur allgemeinen zu machen streben, noch nicht angedeutet, auch nicht gezeigt, inwiefern gewisse Formen der Alten, die sie nicht ausschließend verwerfen wollen, noch können, sich mit iener allgemeinern Form verbinden lassen usw. Aber ein Sistem der Aesthetick ist auch, wie Schelling, meiner Meinung nach mit vollem Recht behauptet, das lezte und höchste in der Philosophie — Glaube nicht, mein Bester! daß dieses neue Interesse mich abgehalten hätte, Bekanntschaft mit Aristoteles zu machen und die alte mit Lessing zu erneuern — aber sie hat mir selbst dazu gedient, diese letztern besser zu verstehen und zu benuzzen.«

Im Studium der Malerei und Bildnerei hat Boehlendorff sich schließlich nicht genügt, da ihm klar geworden ist, daß spezielles Wissen dazu gehöre, »vollständige alterthümliche Kenntniß bey den Antiken, vollständige Kenntniß der Mystik (des Bodens der Poesie und Kunst des Mittelalters) für die Gemälde — dazu

eine Einsicht in die Methode und Verfahrungsart einer ieden dieser Künste, ohne welche leztere man schwerlich ein auch für den Künstler selbst gültiges Urtheil aufstelle«. So hat er denn durch Vasari's »Leben der Maler«, durch die Winckelmannischen und andre Schriften und durch ein aufmerksames »Sehenlernen« sich einen Eingang in den Vorhof zu erringen gesucht. »Das Anschauen hat mir aber besonders auch manche gute Idee für die Poesie geboren, und über das Verhältniß dieser Künste zu einander ists in meinem Geiste klarer geworden — Im ganzen aber kann ich doch mit dem Erfolg dieser meiner Beschäftigungen keineswegs zufrieden seyn, weil vor meinen Augen doch noch bey weitem das Wenigste sich zur Klarheit entwickelt hat — und ich aus der Dämmerung heraus muß, die mich bisweilen ohnmächtig macht.«

Ganz hingerissen ist Boehlendorff von der Musik, speziell der katholischen Kirchenmusik in Dresden — genau wie Gries zwei Jahre früher.[58]) »O diese Kirchenmusick ist das wahre Organ des Gottesdienstes — Ich war bey einer Messe — ich stieg die Stufen des Tempels hinan — ich vernahm den gedämpften Klang — es war nur ein herrschender Ton — keine Abwechslung — ich kam näher — der Ton wurde immer voller und voller — ein Sehnen in das unendlich göttliche wachsend und wachsend wie in des Menschen Seele — ich stand an einer Säule — und lebte nur in dem Tone, bis die Woge des Einklangs mich ergriff — mit mächtig erschütternder Gewalt mich emporriß und nun wiederum sinkend — bis zu dem stillen bewustlosen Sehnen in der Seele des Kindes — zulezt — wie in sich selbst verhallte — wie ich aufsah — sah ich sechs Chorknaben — in weißen Hemden — schweigend am Hochaltar knien — hinter ihnen in Andacht den Priester, der minder heilig war — und über dem Altar schwebte auf den Wolken der siegende Heiland — und die Farben waren mild — und er schien die Gebete und die Töne mit zu dem Vater zu tragen.«

Beim ersten berauschten Anblick der Dresdner Kunstschätze hatte Boehlendorff die Hoffnung geäußert, daß sein »Fernando« erneuert aus diesen schönen Nöten hervorgehen werde.[59]) Er hat ihn in der Tat hier noch bearbeitet. Im ganzen muß es uns aber doch sehr wundern, daß nicht ein ähnliches romantisches Drama hier neu entstanden ist, sondern eine Schiller-Nachahmung, der »Ugolino«. Hörten wir doch schon oben ziemlich scharfe und klare Worte über Schillers Wallenstein und Maria Stuart. Und doch ist es so.

Gerade von dem Fertigwerden dieses Werkes nun kann Boehlendorff Herbart in dem langen Brief vom 10. September berichten: »Meine Zeit in Dresden eilt ihrem Ende zu, und Du wirst nach Resultaten eines Lebens verlangen, das mir wie geschenkt vom Himmel kam, von dem Du wußtest, daß ich es ergreifen und zu fesseln suchen würde. Erwarte nicht viel — das habe ich Dir oft zugerufen, ich wiederhohle diese freundschaftliche Bitte auch diesmal, nicht mit Beklemmung, aber doch mit einiger Beschämung, indem ich auf das geleistete zurückblicke, wie weit es hinter dem vorgesezten zurücksteht.« Es folgt nun jene Stelle, die wir schon in unserm ersten Kapitel zitierten, die Klage über eine zu unbesorgt verflossene Kindheit und Jugend, über eine daher rührende hemmende Schwäche. Durch ein Zusammenraffen der Energie und des Selbstbewußtseins sucht er sich dagegen zu wehren. »In der Manichfaltigkeit der Welt verliert sich mein Auge so leicht, als im intensiven Forschen die Lebendigkeit meiner Krafft ermattet, und die Schöpferader der Dichtung ist nicht ergiebig und frei genug in mir, um iedem meiner Augenblicke den Geist zu geben, der ihn mir auf immer erhält; doch sezt sich das wahre Leben nur dadurch fort, daß ieder folgende Moment, durch den Inhalt aller vorigen bereichert, etwas Neues hinzubringt und zum Eigenthum macht, und daß in diesem Wachsen der Mensch zulezt eine Intension wird, eine einzige Krafft, die ihres Lebens, ihres Sieges gewiß ist — der wahre Mensch. — Doch Du bist mir Freund genug, mich zu nehmen, und zu hegen, wie ich bin — Ich aber suche darin, daß ich aufrichtig mit mir selbst bin, meine Würde.«

Boehlendorff kommt nun auf sein neues Werk. »Was ich als baaren, unentreißbaren Gewinn ansehen kann, ist die Arbeit und die Sorgfalt, mit der ich mein heute zu Ende gebrachtes neues Trauerspiel Ugolino Gheradesca verfertigt habe. Als die Idee desselben in mir ward, setzte ich mir vor es regelmäßig, methodisch, mit genauer Beschränkung der fantastischen Fülle zu behandeln — ieden Schritt mit der Reflexion zu begleiten, und keinen Zug aus freier Hand stehen zu lassen, der nicht in genauester Beziehung zu dem Gliede der Organisazion, für die es ward, und zu der des Ganzen stünde — Du weißt, daß ich alle Arbeiten in der Poesie als Studien betrachte, als Schritte zu einem Höchsten, nicht allein der Materie, sondern auch der Methode der Behandlung nach — ich wollte also auch lernen, mich streng zu behandeln, da wo es am schwersten ist, streng zu seyn, wenn wirklich innere Poesie die Seele durchglüht — ich wollte formell seyn, weil ich der angenommenen

dramatischen Organisazion erst mächtig seyn wollte, ehe ich es wagte, ihr durch meine eigenthümlichen Produkte neue Gesetze vorschreiben zu wollen — Es folgt von selbst, daß mein Produzieren durch diese Rücksicht mir unendlich erschwert wurde, weil das genio indulgere grade das zu vermeidende war, es folgt auch, daß dieses hie und da in dem Produkt zu spüren seyn wird, wo ich nicht Herr genug war, diesen Zwang zu besiegen — noch mehr — da mir Schillers Wallenstein (ein Gedicht, das ich nur der Vollendung der Form wegen, als ein außerordentliches — als ein Muster ansehe) vor Augen stand, dessen poetischer Charakter mit der Größe der Kunstbeherrschung — doch auch — ihre Armuth darstellt; so mußte auch das meinige meine Eigenthümlichkeit vielleicht minder bezeichnen, als ein anderes — und die Nachfolge nach einem Meister — darin wahrzunehmen seyn — allein für die folgenden ist der Gewinn unendlich — und ich würde Dir zum Maaßstabe für Deine Hofnung von meiner Poesie den Fernando und den Ugolino zugleich, die gewissermaßen an sich der höchste Gegensatz sind und im höchsten Gegensatz dargestellt sind, angeben — Meine Absicht hätte ich hier also erreicht — und das wäre etwas — und ein Paar Freunde meinen, daß das Stück an sich nicht schlecht sey — das giebt mir Hofnung, daß auch andre es meinen werden. Für mich kann mein geendigtes Produkt nichts anders seyn, als eine zurückgelegte Stufe — auf die ich herabsehe — und so ist das Werk auf gewisse Weise nicht mehr mein Werk, und sein Schicksal kann mich schwerlich demüthigen oder erheben.«

Diese Worte, die in Hauptsachen richtig sind — denn der Ugolino ist in der Tat eine Nachahmung des Wallenstein, und der Fernando ist wirklich charakteristischer für Boehlendorff —, lassen doch einen Zweifel zurück: ist jemand, der so schreibt, der sich in den ersten Werken so absichtlich erzieht (etwa nach der Art eines jungen Malers oder Bildhauers auf einer Akademie), ist der wirklich fähig, in künftigen Dramen seine Eigenart zu geben, hat er die heiße, alle Regelbande zunächst sprengende Leidenschaft des Dramatikers? Wir werden die ausführliche Antwort noch zu geben haben.

Boehlendorff hatte bisher eigentlich nichts veröffentlicht, und er tat sich etwas darauf zu gute, Werke wie seine »Spartaner in Aegypten« schweigend fallen zu lassen. Jetzt 1800 begann er hervorzutreten,[60]) wenn auch noch nicht mit den fertigen Dramen. Seine Freunde — Berger und Rist vor allem — gaben in Altona eine Zeitschrift »Mnemosyne« heraus,[61]) die es freilich nur auf

zwei Hefte gebracht hat. Im zweiten erschien Boehlendorff zum ersten Male mit umfangreichen Beiträgen. Er spricht auch über diese Zeitschrift und über Gries' eben erschienenen ersten Tasso-Band im Brief an Herbart als der überlegen oder doch sicher Urteilende: »Gries' Tasso und Bergers Mnemosyne sind auch Erscheinungen dieses halben Jahrs, die uns näher angehen, und mich insbesondre die lezte, da Du im nächsten Stück sehen wirst, daß auch ich unmittelbaren Antheil dran nehme. Ich habe den ersten Akt von meinem Fernando und einige kleine Gedichte drin abdrucken lassen. — — Fast unbegreiflich ist mirs, daß ein Geist wie Berger, mit dieser einen Idee, in der er, wie ich sehe, noch ganz lebt, Nahrung und Freiheit genug findet, um solang in diesem ewigen Spiel von Gedanken zu beharren, welche doch keineswegs das positiv-, sondern nur das negativ-allgemeine ausdrücken. Wo er erscheint, erscheint er edel und schön — aber zu einförmig als Dichter — zu formlos als Philosoph. Ein Paar von seinen kleinen Gedichten in der Mnemosyne wirst Du gewiß auch schön finden — unser Rist aber wird Dich überrascht haben,[62]) denn sowohl sein Hymnus, als sein Spielmann haben eine wirklich künstlerische Organisation — in der er leicht und rüstig einherschreitet — mit freiem Blick, wie lebendig, wenn mir gleich der Spielmann etwas gedehnt scheint — Gries Tasso ist bleibend — das ist keine Frage — und seine Zueignung für meine Stimmung sein schönstes Gedicht — so zart, so leise — so aus dem Herzen selbst hervorgelockt die Töne, daß sie mich bis zu heißen Thränen gerührt haben.« Keineswegs immer hat Boehlendorff mit seinen Urteilen recht. Rists Spielmann ist wirklich gut, aber keineswegs zu gedehnt; das Lob des übersetzten Tasso mag gelten, aber Boehlendorff kannte von Gries bessere Gedichte als die etwas verblasene Zueignung, über deren persönliche Bedeutung er offenbar nicht hinwegzusehen vermochte.

Wir kennen Boehlendorff von seinem ersten dramatischen Versuch, dem Theseus, her auf dramatischem Gebiet als Subjektivisten; und wir dürfen uns durchaus fragen: fehlt die persönliche Beziehung beim Ugolino ganz? Seltsam ist es. Auch bei dem früheren dramatischen Bearbeiter des Stoffes, Gerstenberg, scheint persönliche Not Anregung gegeben zu haben; und mochte bei Boehlendorff der erste Gedanke an ein solches Stück auch schon ins Jahr 1795 zurückreichen — auch er hat schlimmen Mangel gelitten während der Ausarbeitung. Das führt uns auf seine äußere Lage und auf seine Zukunfts-Aussichten zurück.

Er war, wie wir sahen, fast mittellos auf die Reise nach Jena und Weimar gegangen und kam mit Schulden zurück.

Trotzdem blieb er getrost, denn bestimmt rechnen zu dürfen glaubte er auf die Ankunft der Unterstützungsgelder, die »S.« zugesagt hatte — die aber blieben aus. Da haben wir die äußeren Wolken, die unter anderm auch auf Boehlendorffs Verkehr mit Schildener nachteilig wirkten. Neue Schulden, und alte, die er abzutragen versprochen hatte! »Ich bin Dir vielen Dank schuldig, Du Guter,« schreibt Boehlendorff am 10. September an Herbart, »daß Du mich in diesem Sommer nicht um die bey Dir gemachte Schuld gemahnt hast — denn obgleich ich die Gewißheit hatte, zu rechter Zeit zu bezahlen, so finde ich mich doch iezt, durch eine fast unbegreifliche Nachlässigkeit oder Vergessenheit meines edlen Freundes S. seit drittehalb Monaten ohne Geld. Wie ist das möglich, wirst Du sagen, in Dresden, dem theuren Dresden, wo ich ganz fremd bin — und keine Zuflucht habe? Bis iezt war es durch das mir selbst fast unerklärbare Vertrauen aller, die mit mir hier zu schaffen hatten, möglich, und ich darf wohl sagen — daß meine Person — warum, weiß ich selbst nicht — vor allem Argwohn des Betruges frei gehalten hat. Aber iezt könnte es endlich doch unmöglich werden — und wenn ich nicht von Stunde zu Stunde fast ängstlich auf die Ankunft von Wechseln hoffte, die doch nun kommen müssen, so wäre ich übler dran als ie in meinem Leben.«

Wir haben uns ja früher wohl gehütet, Boehlendorffs phantastische Zukunftsberechnungen, so ernst sie ihm sein mochten, für zutreffend zu halten. Möglich, daß Dresden ihn in seinen Ansichten von Kunst und Dichtung wirklich gefördert hatte — praktisch aber kam beim sorgenlosen Dahinleben etwas ganz anderes heraus, als er erwartet. Er sah sich sehr bald wieder nach festem Halt um und zeigte große Neigung, den Weg zurück zu gehen, den er gekommen war: zur Schweiz. An sich schön und gut, denn der Schweizer Boden war ihm ja zuletzt günstig gewesen; wenn sich nur eine andere Brücke dahin gezeigt hätte als das leidige Hauslehrertum, das ja schon als Irrtum definitiv erkannt war! Eine doppelte Art der Begründung legte sich Boehlendorff zur Rechtfertigung seines Entschlusses vor den Freunden zurecht, eine gefühlsmäßige und eine mehr sachliche.

Der Tod hatte bereits in dem Freundeskreise Ernte gehalten: am 5. Mai 1800 war in Bern Fischer (zuletzt helvetischer Seminardirektor und Professor) gestorben, am 7. August Eschen vor den Augen seines Freundes Ziemssen bei der Ersteigung des Mont Buet in einer Gletscherspalte versunken.[63]) Hatte Boehlendorff sich über die eine Todeskunde in freudiger Lebensstimmung zu erheben gewußt, die zweite nahm ihn härter mit: »Seitdem«,

heißt es im Brief an Herbart, »hat dieses Schicksal, durch eine neue schreckliche Botschaft, die ich vor kurzem erhielt, mich ganz anders ergriffen — und nur durch Steffens immer erheiternde Gegenwart habe ich iezt das seit drei Wochen vernommene Entsezliche ein wenig verschmerzt. Du wirst es schon wissen — sonst schriebe ichs Dir nicht — daß unser Eschen Fischern nachgefolgt ist — Laß uns diese blutenden Wunden unser Lebenlang, durch fester in einander geschlungne Arme und verbundne Geister — zu heilen suchen — aber die da gewesenen nie vergessen, weil sie mit uns lebten und liebten — — Von unsern Greifswaldern weiß ich seit vielen Monaten nichts — und aus der Schweiz nur durch meinen Fritz etwas, der sich recht brav gemacht hat; mein ernsthafter Brief an ihn vom lezten Frühling hat ihn gewaltig ergriffen — so daß ich iezt fast ieden Monat einen langen schönen Brief von ihm habe, der mir viel Hofnung macht — auch von dem Vater, der sich für einige dahin gegebne Aufträge mit einer Wärme verwendet hat, die mich, wie die stillen Gräber meiner Todten und mein einsamer Steck, in iene Gegenden der thätigen Stille zurückzieht. — — Denn — kurz — um alle Strahlen meines hiesigen Lebensgemäldes in einem Brennpunkt zusammenzufassen — die vollkommne äußere Freiheit, welcher ich hier genoß, verbunden mit dem Anschauen der Herrlichkeiten der Kunstwelt, getragen durch die Stufe innerer Bildungsfähigkeit, die ich mitbrachte, hat mir erst das volle Bewußtseyn innerer Freiheit gesichert — ich bin ruhiger, weil ich meinen Weg gefunden habe, und die Gränze, die ihn von all den Wegen der allgemeinen, unentwickelten Begehrungen und Wünsche scheidet — ruhiger, weil ich es tief erfahren habe, daß der Mensch sich selbst, seiner langsamen Reife nicht zuvoreilen kann — ruhiger, weil ich mit meinen Augen sehe, daß die Verbindung mit dem Weltlichen (Du weißt, was ich darunter meine) dem man durchaus nicht entgehen kann — gut und sogar nothwendig sind für die Stunden der schlafenden Muse — selbst um in ihr die Sehnsucht in ihr eigenthümliches Reich immer von neuem zu wecken — denn selbst zum reinen Anschauen des Schönen ist die Muse nicht immer bereit — ia! auch den beständigen Gedanken des Heilsamen einer Beschränkung im Leben glaube ich — durch eben diese Freiheit — erkannt und in mir festgestellt zu haben — so daß mich nun nicht leicht eine Lage ängstigen soll.«

So sicher das klingt, wir wissen doch nicht recht, ob wir den Worten trauen sollen. Glaubt man doch gar herauszuhören, daß Boehlendorff sich nach der Stellung bei Sinner — in der

aber zur Zeit noch Ziemssen war — zurücksehnt —, und vor nicht $1\,^1/_2$ Jahren hatte ihn diese Stellung doch schwer behindert und gequält. Inzwischen war auch die Frau von Sinner, mit der er sich verstand, gestorben[64]) und dies Haus für ihn öder denn je. Doch sucht er sich alles so zurechtzulegen, daß es ihm als Gefühlspflicht erscheint, wieder in der Schweiz bei seinen Freunden zu leben. Vor allem aber treibt ihn die geschilderte äußere Not, die Schuldverpflichtung Freunden gegenüber zu seinen neuen Vorsätzen. »Diese Verlegenheit«, heißt es in unserer großen Urkunde, »in die, ohne meinen Willen, andere, die mich lieben, durch mich gerathen könnten, unzertrennlich von der Art ökonomischer Abhängigkeit, in welcher ich mich befinde, hat mich — doch nicht allein — bestimmt, mir von neuem, auch in dieser Hinsicht einen festen Rückenhalt zu verschaffen. Ich fühle mich iezt stark und frei genug, wie ich Dir schon oben sagte, meine eigne Bahn zu verfolgen, wenn ich auch durch ein bestimmtes Pflicht-mäßiges Geschäft einen Theil meiner Zeit gebunden habe — Darum will ich wieder in die geliebte Schweiz zurückkehren, und, wenn es seyn kann — Freund — in Freundesspur — Eschens — unsers Treuen angefangnes Werk fortsetzen — in welcher Rücksicht ich schon dahin geschrieben habe. Dort hätte ich nur einen Zögling — der vorbereitet ist wie ich ihn wünschen kann — meine eigne nächste unauszusezzende Beschäftigung sind die Griechen — welches wiederum mit iener Unternehmung in günstiger Beziehung steht — Für das, unsrer Übereinkunft (mit S.) gemäß, mir noch zukommende Geld, bringe ich eine gute, ausgesuchte Bibliothek mit hinein — halte vielleicht zu eigner Übung, zu andrer Nuzzen, öffentliche Vorlesungen über Geschichte der Poesie, und Critick der Lektüre — und — was mir der heiligste Bewegungsgrund ist — leiste meinem einsam gewordenen Steck Gesellschaft — Ich erwarte in kurzem Antwort aus der Schweiz — sollte mein Entwurf gelingen, so bleibt mir kein Wunsch, als Dich dort wieder an meiner Seite zu sehen — Es versteht sich, daß sobald ich mein Geld erhalte, ich Dir meine Schuld dankbar abtragen werde.«

Als bestimmten Wunsch spricht er es hier also aus, Eschens Stelle anzunehmen. Dieser war zuletzt im Hause des Berners Frisching gewesen. Am 27. August hatte Boehlendorff durch Fritz Sinner von Eschens Tod erfahren, am 28. war sein Vorsatz bereits fest; an diesem Tage schon spricht er ihn brieflich Steck aus, dessen Fähigkeit »aus der tiefsten Erschütterung der Leidenschaft in den Ernst des Lebens überzugehen« ihm als

Muster vorschwebt. Die wichtigsten Stellen dieses Briefes, in dem Boehlendorff dann auch auf seine künstlerische Tätigkeit (politisch will er nun nicht mehr wirken!) übergeht, lauten:

»Lieber Steck — — Du bist iezt wohl einsam . . . — siehe! ich will wieder zu Dir kommen und bey Dir, und in der Heimat Deines Lebens, bleiben und wohnen, so lang ich bin — dazu bin ich entschlossen, da ich mir endlich den Wegweiser meines Lebens entdeckt habe, und des ausgedehnten Wechsels nicht mehr begehre, der alle Kräffte reizt und alle verschlingt. Nach der Wahrheit zu suchen allein in mir selbst, langsam und mit ruhigem Fortschritt, im Umgang mit dem Geist der höheren Menschen ein Gnüge zu finden, einen eingeschränkten Kreis und eingeschränkte Pflichten nicht zu gering zu achten, und sie über dem nothwendigen Erstreben eines größern nicht von mir zu stoßen, glaube ich, als die Frucht meiner anderthalbiährigen Abwesenheit, mit mir in den heiligen Kreis des Vaterheerds hineinzunehmen. Ich will gern in einem Hause, und am liebsten in Eschens Stelle, die Flamme nähren, die er entzündet hat. Ein Freund tritt in des Andern Spur — es ist Gottesdienst — eine ewige, unvergängliche Todtenfeier — Ich werde mich nicht mehr bemengen mit dem, was nicht meines Amts ist — für mich ists gnug das politische zu sehen und menschlichen Antheil dran zu nehmen — keinen unmittelbaren. Meine Welt liegt ia nicht da, wo man die Gestalten an einander zu ketten sich müht, und das Wesen in Harmonie zu bringen nicht vermag — Aber ohne Antheil werde ich auch nicht durch die Menge wandeln, sondern den bessern Geist erzeugen helfen — ich will durch Anknüpfung an das Allgewöhnliche, die Lektür, Deutschlands gegenwärtigen Standpunkt hinübertragen helfen, und in diesem Sinne wage ichs vielleicht, fürs erste durch einzelne Vorlesungen, die nur Methode und Critick der Lektür zu enthalten scheinen — der Wissenschafft und Kunst vorzuarbeiten, und sie, wie ich mit mir selbst fortarbeite, zu erhöhen — wenn ich so eine Zeitlang von meinem eingeschränkten Standpunkt aus mir ein Körnchen Verdienst zueignen kann um unsre Brüder — so wird mir auch zulezt, hoffe ich, ein festerer Sitz nicht fehlen — ein Dach, und eine Laube — ia so seys! — — Und glaube nicht, daß ich iene stille Lieblingsgabe der Natur (soweit ich sie noch mein nennen kann) die uns zuerst verband, verabsäumt habe, und Heuchler oder Tor genug seyn könnte, sie zu vernichten — welches ohnedem unmöglich wäre. Ich habe freilich nichts drukken lassen, habe aber manches kühnere Unternehmen vorläufig ausgeführt, wodurch ich meine Kräffte erprüft habe, und

vertrauender, begründeter in Urtheil und Sinn sie zu einer höheren Vollendung kann reifen lassen, da mir das vorübergehende, verfrühte ein Ekel geworden, und ich mit aller Muße dichten will. Ein gutes Werck erreicht hier die Palme, und viele und mannichfaltige Studien erfordert diese Kunst, wenn man nicht auf Selbstzerstörung, und auf das Verderben der schwachbeseelten arbeiten will. Ich bringe Dir alles — denn unsre Studien sind unser Leben — und Dir muß keine Lücke in dem meinigen bleiben — Indessen knüpfe ich, noch ehe ich Deutschland auf immer verlasse, noch hie und da Verhältnisse an, die mir künftig in dieser Beziehung nüzlich werden sollten, und will deshalb noch vorher nach Berlin — — Genug von diesen Dingen — Wir sollen bey einander bleiben — die Götter haben's gesagt — die Götter lügen nicht.« [65])

Während der nächsten Wochen soll freilich außer Steck, Zehender, Herbart und Smidt noch niemand von den Übersiedlungsplänen wissen; er will auch erst hören, wie Eschen bei Frisching zufrieden war. Der bestimmte Wunsch nach dauernder Rückkehr ist aber vorhanden; nur möchte er vorher außer über Berlin auch über Bremen, »den Ort der Freude«, reisen, dort Smidt in seiner Häuslichkeit sehen und sich mit Herbart und dessen Mutter aussprechen, da sie doch wahrscheinlich »wieder auf lange in einer weiten Entfernung von einander zu leben bestimmt« seien. Auch Berger hoffte Boehlendorff nach Bremen zu locken. Wegen der Hauslehrerstelle in Bern wandte er sich noch speziell an Zehender, mit dem Ersuchen, ihm die Stelle bei Frisching zu verschaffen, ohne daß er sich gerade dazu anzubieten brauche.[66])

Das waren also — unter dem Drang äußerer Umstände — die neuen Zukunftspläne Boehlendorffs während der letzten Dresdner Monate. Trotz der äußeren Schwierigkeiten hat er sich aber als Mensch und als Poet damals energisch zusammengenommen und in dieser Zeit sogar ein größeres neues Werk geschrieben. Boehlendorff sagt später: »Dieser Ugolino ist die kräftigste Anstrengung, eine Erhebung meines Lebens, aus einer drückenden, tödtenden Nacht, die mich damals umgab.«[67]) An dem Ernst seiner dichterischen Tätigkeit dürfen wir auch nach den oben gehörten Worten an Steck nicht mehr zweifeln; schlimm genug für ihn, daß sein Können dann nicht ausreichte, um mehr als das Schattenbild eines gerundeten Werkes zu geben.

Zweifeln aber dürfen wir noch immer an der vollbewußten Richtigkeit seiner äußern Lebenswege. Über den Termin der

Abreise aus Dresden schreibt Boehlendorff am Ende des langen Briefes[68]) an Herbart: »Meinen Ugolino habe ich an Iffland geschickt — will er ihn — ohne viel Veränderung bald aufführen, so möchte ich meine Reise in die Schweiz über Berlin und Bremen im Oktobers Anfang antreten — Ich hoffe noch in diesem Monat auf ein Schreiben von Deiner Hand.« Ob er noch vor dem Aufbruch nach Bremen durch Herbart erfahren hat, daß aus seinen ganzen Schweizer Plänen nichts werden könne, wissen wir nicht. Am 20. September scheint er es noch nicht gewußt zu haben; an diesem Tage meldete er sich direkt bei Smidt an — Iffland hatte offenbar so rasch nicht geantwortet, und die Reise nach Berlin unterblieb fürs erste. Der Brief an Smidt ist höchst charakteristisch; er spricht überhaupt nicht von der äußeren Zukunft, sondern klingt, als ob Boehlendorff zum ersten Male in seinem Leben sich auf eine größere Reise begebe, — und er war doch schon reichlich hin- und hergewandert.

»Dr. 20. Sept. 1800. Mein bester Smidt. Ich sehe fröhlich unserm Wiedersehen entgegen. Da wird sich manches erklären, was Dir bis dahin vielleicht in meinen Briefen unverständlich — oder verdrießlich gewesen sein mag. Worte kann man misverstehen — den lebendigen Menschen niemals, der die Worte deutet. Dein Glück, Deine Liebe zu sehen, ist eine meiner anziehendsten Hofnungen, die ich lang im Geiste genährt . — O daß Berger nicht unter uns seyn kann. So eben meldet er mir, daß er am Ende dieses Monats, von Bordisholm, wo ihm ein neues, schönes Glück blüht, nach Kopenhagen eilen werde, u. ladet mich nach dem Norden. Es ist einer meiner liebsten Gedanken, ein Weltumsegler neuer Art zu werden, der nur die Berge besteigt, und die Inseln u. Küsten befährt, wo seine Freunde wohnen — Ohne eine Menge neuer Entdeckungen ist eine solche Reise nicht, aber daß keiner vor mir es unternommen, liegt wohl daran, was wenigstens meine Überzeugung mir als wahr aufdrängt — daß noch kein Mensch mehr und bessere Freunde gehabt hat — als ich — ein Gefühl, das mein Stolz und meine Demuth ist. — Meine Weltumseglung fängt bey Bremen an — Dein Boehlendorff.«

## IV.

[Fernando, Ugolino.] »Führe mich in Deine Schatten, — laß mich etwas von dem Trauerschleyer sehen, den Du über Schreckensscenen hängst.« So schreibt einmal 1799 Herbart an Boehlendorff,[69]) ermüdet und geängstet von den ewig sich wiederholenden, scheinbar sinnlosen Gräueln der griechischen Geschichte, die er

gerade studiert. Er sah also damals in dem Freunde einen Deuter und Verklärer großer historischer Ereignisse, sah einen geborenen Tragödiendichter in ihm. Bereits seit 1797 scheint der Freundeskreis so hohe Erwartungen auf ihn gesetzt zu haben.[70])

Der erste dramatische Entwurf Boehlendorffs, von dem wir Kunde haben, ist der eines Trauerspiels »Theseus« aus der Zeit in Bursinel; von dem Inhalt wissen wir nur: der Autor setzte sein eignes Schicksal dem seines Helden gleich — es war ein subjektives Werk. Auch der zweite Tragödienversuch Boehlendorffs griff in die griechische Geschichte: am 15. Juli 1799 wünschte er Schiller die Idee eines Trauerspiels »Die Spartaner in Ägypten« nebst einigen Proben der Ausarbeitung vorzulegen. Einen Monat später kann er Steck von dem vorläufigen Abschluß des Werkes berichten, und wir erfahren bei der Gelegenheit auch einiges über den Inhalt: »Ich würde Dir etwas, das zu meinem Werden auch gehört, von meinem iezt zwar fertigen, aber noch sehr umzuarbeitenden Trauerspiel senden, wenn die Gelegenheit, so starke Packete zuließe — — — Aus dem heißen Antheil an das Schicksal Deines Vaterlandes, u. ienem tiefern Anschließen an des Menschen Eigenthümlichkeit ist Leben in meinen Versuch geströmt, u. von Deinen Alpen hat meine Phantasie den Muth genommen. Aber es liegt noch so Massenweis — Schatten und Licht nicht rein geordnet — es ist zu lebendig. —« Am 7. Januar 1800 spricht Boehlendorff die Absicht aus, das Werk mit nach Dresden zu nehmen, um es dort auszufeilen. Dann aber ließ er es ganz fallen. Die Anregung zu diesen beiden Versuchen konnte ihm durch Lektüre des Plutarch gekommen sein, der sowohl dem Theseus, als dem nach Ägypten flüchtenden Spartanerkönig Kleomenes[71]) Biographien widmet. Ebensogut aber können ihm neuere Werke über Griechenland und griechische Geschichte, wie er und Herbart sie während ihres Schweizer Aufenthaltes besaßen,[72]) den Stoff dargeboten haben.

Der genauere Inhalt des ersten dramatischen Versuchs entzieht sich unserer Beurteilung; von dem des zweiten können wir uns nach den Worten an Steck eher eine Vorstellung machen. Der innige Anteil an dem Schicksal der Schweiz, der engere Anschluß an menschliches Geschick überhaupt soll in dem Werk zu spüren gewesen sein. Offenbar hat also Boehlendorff in dem Kleomenes und seinen heroischen Spartanern, die für ihre Freiheit kämpfen und von den Ägyptern Hilfe holen wollen, die um ihre Freiheit ringenden Helvetier darstellen wollen; die

Franzosen sollten sich in den lasterhaften Ägyptern widerspiegeln, die die Freiheit suchenden Spartaner selbst ins Gefängnis werfen und ins Verderben bringen. Trotz des starken persönlichen Anteils verwarf Boehlendorff das Stück, weil es seine künstlerischen Ideale nicht erreichte. Es ist nicht Phrase, wenn er Smidt und Steck gegenüber damals äußert, daß seine Werke seinen theoretischen Anschauungen entsprechen sollten und daß ihm alles Verfrühte ein Ekel sei. Wenn er den Helden seines nächsten Dramas über seine künstlerischen Versuche streng aburteilen läßt:

»Die Unvollkommenheit soll nicht bestehn!« —

so war das zu dieser Zeit auch sein eigner Vorsatz.

Das nächste Drama — »Fernando oder Kunstweihe, eine dramatische Idylle« — behandelt nun gerade dies heiße Ringen um eine künstlerische Ausbildung — der Maler Fernando, der es noch nicht wagt, das Bild mit dem Pinsel festzuhalten, das ihm die Phantasie vorzaubert, ist der Autor selbst. Fernando tadelt sich wegen dieses Zauderns nicht, sondern er sieht es geradezu als Bestätigung seiner heiligen Mission an:

»O meine Kunst! Beseelerin der Todten,
Wenn du dein Leben mir verleihst, so leb' ich —
Ich fühl' es; meine Hand ist kühner worden —
Bald werd' ichs wagen — bleib mir, heil'ge Scheu!
Bewahre mir die Wahrheit meines Sinnes
Und laß mich nie an nichtigen Altären
Der Eitelkeit verruchte Opfer streun!«

Was Boehlendorff, nach seiner auf Vollendung gerichteten Veranlagung, für sein innerstes Bedürfnis hält: die Epoche einer ruhigen, freien Bildsamkeit in der Kunst — das wünscht er auch seinem Fernando:

»Dem Geist, von Ahnungen emporgehoben,
Dem bildend Herz und Hand sich froh gesellen,
Den liebend bald zum Menschen hohe Kunst —
Und bald der Mensch zur hohen Kunst begeistert —
Der's nicht wie eitel Spielwerk treiben kann,
Nein bilden, was er ist, seyn, was er bildet —
Dem Geist ist Ruhe, Lieb' und Stille nöthig.«

Aber nicht nur dieser Charakterzug des Helden — der ganze Konflikt des Stückes hat auf Boehlendorffs Wesen und Entwicklung symbolischen Bezug. Fernando ist ein junger deutscher Maler, der nach Spanien verschlagen ist und dort als Protestant durch seine Liebe zu einer Katholikin in Konflikte kommt, die seine Freiheit, ja sein Leben gefährden. Das für Boehlendorff

Wichtige an diesem Thema ist: es handelt sich um einen jungen Künstler, der durch die Berührung mit der Wirklichkeit in seiner körperlichen und geistigen Existenz angegriffen wird.

»Des Lebens strenger Sinn, zum Kampf bewehrt,
Stellt sich dem leisbeweglichen Gemüth
Des frommen Künstlers achtloswild entgegen.«

Wir hörten schon oben, daß dieser Kampf den flüchtigen Schwärmer zur Besinnung und Beruhigung, zur Versöhnung mit dem Leben um der Kunst willen geleiten soll.

Der erste Akt (auf einem besonderen Blatt wird er »Ahnung« betitelt) zeigt uns zunächst den wandernden Maler Fernando am einsamen Meerstrande bei Malaga, versunken in die Pracht des Sonnenunterganges, die er vergebens mit vor Begeisterung zitternder Hand auf seine Leinwand zu bannen sucht. Pater Paul, ein Mönch, kommt hinzu, sieht den am Strande Irrenden und ruft ihm zu:

»Ich will der Leiter deiner Füße seyn,
Denn deine Seele, merk' ich, ist es nicht!«

»Ich steh' in Gottes Schutz«, erwidert Fernando getrost, folgt dann aber gern, als ihn der Mönch auffordert, auf die Nacht mit zu Freunden zu kommen, die in einem schon auf der Höhe sichtbaren weißen Haus zwischen dunklen Myrten wohnen, zu dem alten Mendez und seiner Tochter Cäcilia.

»Dies ist sein Gut, das ihm der König schenkte,
Denn er verwaltet' einst die weiten Gärten
Zu Idelfons', des Königs Sommerpallast —
Jetzt baut er seinen eignen, eine Welt ihm,
Doch ist die Welt auch wiederum sein Garten;
Denn was Natur zur Schöne und zum Nutzen
An Blüth und Früchten treibt, an Moos und Palmen,
Das kennt und liebt er!«

Auf dem Wege zu Mendez' Hause kommen dann die beiden in ein Gespräch über Fernandos Kunst und über sein Schicksal. Wir erfahren, daß Fernando vier Jahre in Rom, »dem Heiligtum der Kunst«, war, daß er aber bei einer Meerfahrt in die Hände von Seeräubern aus Tunis gefallen ist; ein Heldenjüngling habe ihn und seine Gefährten in heftigem Kampf wieder befreit und mit den Worten: »Ihr seid frei — seid echte Christen« ihnen die Ketten abgenommen. In Cadix habe das Schiff des Retters sie ans Land gesetzt. Durch eine merkwürdige Fügung trifft es sich, daß gerade dieser Retter, Alonzo mit Namen, der Sohn des Mannes ist, zu dem Fernando sich jetzt begibt. Von vornherein ist er also einer freundlichen Aufnahme sicher. Nicht darauf

allein aber erstreckt sich die Unterhaltung der beiden Wanderer, Fernando erzählt dem Mönch auch von seiner frühesten Jugend, von den ersten tiefen Eindrücken, die er gehabt, von dem ersten Bedürfnis nach künstlerischem Ausdruck, von seinem bisher vergeblichen Bemühen, das geschaute Ideal wiederzugeben. Dies Ideal ist ihm in frühester Jugend im Bilde seiner verstorbenen Mutter (der er selbst durch seine Geburt den Tod gegeben hat) greifbar deutlich erschienen, später hat er, der Protestant, vor Bildern der Madonna, wie er sie in Darstellungen Albrecht Dürers kennen gelernt hat, eine ähnliche sehnsüchtige Ehrfurcht empfunden. Aber obwohl er sein Ideal schon mit dem geistigen Auge ganz erschaut hat, seine Hand ist gelähmt,

»wenn die rege Lust
Es wagen will, den Segen auszugießen
Und Menschen ihren Wiederschein zu geben;
Je mehr ich sah, je scheuer meine Hand,
Je zitternder die farbige Erscheinung.«

Pater Paul ermahnt ihn nach solchen Worten zur Geduld:

»Wie? willst du den Olymp mit schnellem Schritt
Erstürmen, junger Titan! halt ihn an,
Den kühnen Geist, der Fantasus genannt,
Zu träge die Minute schilt und schneller,
Als deine Hand von einem Veilchenbeet
Das schönste pflückte, um den Erdenball
Und um die Sonne seinen Flug vollendet.«

Fernandos Streben und Wünschen freilich kennt keine Grenzen:

»Wohl sprichst du weise — doch, was ist das Leben?
Ein Leben füllt die ganze Kunst nicht aus —
Und sieh! von diesem kurzen, engen Kreise,
In den der Sterbliche gebannt, ist bald vielleicht
Die Hälfte mir dahin und immer sucht' ich
Durch Nacht und Wähnen dieses ein'ge Ziel.«

Wir erfahren auch, wer unter den Malern sein Vorbild ist; nicht Dürer, auch nicht Velasquez, den Pater Paul rühmt und den er selbst ehrt, sondern Raffael. Ja, in höchster Begeisterung meint er, es gebe überhaupt nur e i n Höchstes in der Kunst, dem nachzustreben sich lohnt:

» . . ist nicht eine nur die Schönheit, eine
Die Kunst — ein Einziger ihr Genius
Auf Erden — giebt es mehr, als einen Künstler
Der ihrer Eingebung teilhaftig ward?«

Trotz der bangen Zweifel an dem Erreichen des höchsten künstlerischen Ziels haben die zuversichtlichen Worte des Mönchs ihn beruhigt, und als sie nun in der Nähe von Mendez' Haus an-

langen, überfällt ihn beim Anblick des Friedens dieser Wohnstätte ein noch unbekanntes Gefühl:

»O neuer Geist, der fühlbar mich ergreift,
Ist endlich meines Lebens Frucht gereift?«

Ja, er hat eine Vision — auf einmal glaubt er die Verkörperung seines Ideals mit leiblichen Augen vor sich zu sehen — Das Bild schreitet in das Haus — es ist Cäcilia, Mendez' Tochter.

Der zweite Akt (»Liebe« zubenannt) spielt am Morgen des dritten Tages nach Fernandos Ankunft bei Mendez. Dieser und Cäcilia bereiten ein kleines Fest, bei dem der Fremdling, zwischen Rosen und Wein, im Schatten der Platanen, den Blick auf das offene Meer gerichtet, von seinen Reisen erzählen soll. Wir erkennen, daß Vater und Tochter ihn lieben, daß der Tochter vor einem Abschied bangt, den doch der Vater zunächst nicht zu verhindern weiß; noch sucht Mendez Cäcilien ganz an den Gedanken zu gewöhnen, daß Fernando sie wieder verlassen muß, und er bricht eine Unterhaltung mit ihr ab, als ihre Klagen über die bevorstehende Trennung zu dringend werden. Auch bei Fernando hat sich indes ein Verlangen, ewig bei diesen Menschen zu bleiben, eingeschlichen; und es sind nicht die Menschen allein, es ist auch Mendez' Künstlergeist, was ihn in diesem Haus und dieser Gartenschöpfung heimisch macht:

»Wie schön eint sich in diesen stillen Gründen
Die Regel zur Natur, Natur zur Regel —
Hier scheint der Garten Flur, sie scheinen Eins —
Dort trennt die Hecke sie, doch sind sie nicht
Getrennt, denn alles scheint ein stiller Geist
Zu binden, zu vereinen.«

Schon fühlt er seine eigene Hand kühner geworden unter diesen Eindrücken von Kunst, Natur und edlem Menschentum. Wir hören dann, daß Mendez erst durch einen Gegensatz zu diesem frommen Bund mit der Natur gebracht ist; als Verwalter der königlichen Prachtgärten zu Idelfonso hat er helfen müssen, die Natur zu unterjochen. Aus dürrem Felsboden seien dort zauberische Gärten hervorgelockt; und doch sei trotz aller unendlichen Mühe endlich alles wieder zu trauriger Öde verdorrt, da der natürliche, fruchtbare Anschluß an die Allmutter Natur gefehlt habe. Aus tiefer Verzweiflung habe ihn endlich eine Einsicht wieder erhoben:

»Der Gott, der mich errettet, war nur sie,
Natur, die heil'ge, die zu ihrer Werkstatt
In diesem Augenblick den Fuß mir lenkte.«

So erzählt Mendez, und gläubig lauscht Fernando seiner Lehre:

»Zum Gotte der Natur nicht auserkoren,
Wird nur in ihrem Bund der Künstler froh.«

Der Alte weist den Jüngling dann auf ein Denkmal der »Allerschaffenden», das im Gebüsch seiner Verehrung harre. Fernando findet eine Statue der Venus und sinkt vor ihr mit den Worten nieder:

»Nenn' ich dich Schöpferin? du Mutter Aller —
Du Heilige! sey Venus! sey Natur!
Sey Liebe! Eine bist du nur!«

Während er noch im Anschauen des Bildes versunken ist, naht Cäcilia; er fragt sie:

»Liebst du die Göttin dort auf jenem Hügel?«

Aber er erhält nur eine zögernde Antwort; sie wünschte oft das Bild der heiligen Jungfrau dort zu sehn. Fernando sucht sie zu überzeugen, daß die Allerschaffende wohl mit der von ihr verehrten Heiligen eins sein könne, er weist Cäcilien auf eine Ähnlichkeit des Marmorbildes mit ihr selbst. Allein ängstlich weist sie das alles zurück:

»Du verwirrst
Mir die Gedanken — deine Worte dringen
Wohl an mein Herz, ich ahne einen Sinn,
Allein ich fürchte — bist du auch ein Christ,
Fernando? du bist gut, du mußt es seyn —
Kennst du die heil'ge Jungfrau nicht?«

Und sie spricht ihm nun ihre bange Sorge aus: Der Vater selbst sage, daß in Spanien dem Andersgläubigen Gefahr, ja der Tod drohe; und vor allem ihr wilder Bruder Alonzo mahne in jedem Briefe warnend zum Glauben, ihm sei selbst der Vater nicht eifrig genug — wie würde er zürnen, wenn er von Fernandos, des Ungläubigen, Hiersein wüßte! Mendez und Pater Paul kommen hinzu und unterbrechen das wichtige Gespräch. Wie es geplant ist, beginnt dann Fernando wieder von seiner Entwicklung zu erzählen. Früh hat es ihn aus der Heimat (vom Ufer des Rheins) in das Reich der Alpen getrieben:

»Dahin hatt' es mich gezogen —
Zu finden hofft' ich, was die Seel' erstrebte,
Der edlen Kunst erhabnern tiefern Sinn —
An edler Meister Bildern, die das Vaterland
Mir gab, war Hand und Auge froh geübt —
Und heitrer ward die Stirn — das Herz blieb kalt.«

Allein die Alpenwelt hat ihm das Erhoffte noch nicht gegeben; vielmehr hat er geblendet von der Erde Majestät auf ihren Höhen gestanden, die Wunder um ihn her haben ihm die Kraft genommen, Gestalt zu sehn und froh zu bilden — ja mehr:

»Sie nahmen mir die Kraft zu leben selbst!
Vor mir vorbei, wie irrer Wetterschein
Zuckt und verschwindet, schwand die Schönheit hin.
Nichts konnte mehr sich mit dem innern Streben
Vereinen, alles war ein Meer von Ahnung,
Und floß zusammen — keine Nähe mehr,
Nur Ferne sah ich, dunkel schwebt das höchste,
Das letzte Ziel mir immer, immer vor.
Es starrte meine Hand, mein Auge starrte,
Klein dünkte mir ein jegliches Bemühen,
Das Menschen an einander bindet, kleiner
Als alles, ich mir selbst und meine Kunst.
Nur in des Anschauns Taumel zu versinken,
Mit Qual und Lust bald die Unendlichkeit,
Bald öden Tod in meine Brust zu trinken,
Das war der Stunden ewiges Gebot.«

Da habe ihn ein in der Verborgenheit arbeitender Künstler wieder der Tätigkeit genähert und habe ihm vor allem den Rat gegeben:

»Er sprach: geh nach Hesperien, mein Sohn,
In Parmas Dom gedenke deines Freundes —
Ich kam dahin — ich sah — ich hörte — nimmer
Seit dieser Zeit hat meine Hand geruht.«

Hier bricht Fernando zunächst mit seiner Erzählung ab, denn er fühlt auf einmal voll Unruhe: noch immer ist er nicht am Ziel, und er beschwört die Freunde:

»Dies selige Anschmiegen an Natur —
Dies Betten in den Himmeln eurer Liebe,
Führt es mich auch zum Ziel in meiner Kunst —?
Oft fühlt' ich stärkre Kraft durch sie erwachen,
Doch oft kömmts über mich, wie süßer Schlummer,
Und ich vergesse meine Hand zu üben.
Auf daß ich nicht verzage, leitet mich
Und lehrt, wie ich dem Besseren mich nahe.«

Die andern beruhigen ihn, und sie setzen sich nun in der »Platanenlaube« nieder, um Cäciliens Gesang zu lauschen. Nur Alonzo fehlte ihrer Feier noch, meint Mendez, aber »er kömmt — du wirst ihn lieben«. Damit ist eine bevorstehende Gefahr angedeutet. Im letzten Grunde aber ist des Autors Meinung, daß eben im Kreise dieser drei liebenden Freunde Fernando die Ruhe und das Glück erblühen werden, die seine Hand zu

höchster künstlerischer Tätigkeit sicher machen. Bisher hat er unermüdlich nach der Wahrheit gestrebt, hier sollen ihn nach stärkendem Kampfe Glück und Liebe vollenden. Er selbst sagt zweifelnd:

»Mein Streben nennt ihr groß, doch was ist Streben?
Ihr seyd, was ich ersehne —«

Und der Mönch erwidert ihm, indem er damit den Sinn der Vorgänge andeutet:

»Das Streben macht des Menschen Werth, das Glück
Des Künstlers — jenes ist sein eigen,
Doch kann das andre nur die Lieb' ihm leihen,
Der Menschen Liebe und des Himmels Liebe.
Ein Eremit auf Erden wird er [sonst] nur
Fantome bilden, Menschen nicht, nicht Götter,
Die heil'ge Freundschaft mag zuerst ihn weihen,
Dann wird ein Gott das andre ihn verleihen!«

Der dritte Akt (»Begeisterung«) zeigt uns in den ersten Szenen, daß Fernando noch nicht auf dem Punkt innerer Beruhigung ist, zu dem er gebracht werden soll. Er hat inzwischen ein Bild gemalt, das wohl Cäciliens begeisterten Dank erhält — das aber der Pater Paul tadelt. Es ist

»zu hell; zu wenig Schatten! ähnlich
Den frühern Skizzen deines großen Meisters —
Mit Ruhe ist es dennoch nicht behandelt —
Ein wenig kühler, junger Freund! ein wenig
Gesitteter — die Wonne hats gebohren!«

Und Fernando verschärft dies Urteil noch:

»Gieb mirs zurück und laß es mich vernichten.« —

Wir hören weiterhin, daß Mendez jetzt ähnliche Gedanken hat, wie sie Cäcilien schon im vorigen Akt bewegten:

»Ein Wunsch bewegt den Busen auf und ab —
Wie ich den Fremdling ewig halten könnte.«

Zwar weiß er noch nicht, wie das für den Protestanten zu ermöglichen sei. Während die Nacht beginnt, versammeln sich die vier in einer Halle, deren Säulen ins Freie gehen, deren Mitte ein Altar einnimmt; an den Wänden hat Mendez für den heutigen Tag die Pörträts der größten Künstler und Dichter angebracht. Zunächst hängen die noch im Dunkel. Hier soll Fernando nun von seinen Reisen weitererzählen. Jener Künstler im Gebiet der Alpen hatte Fernando nach Italien gewiesen; mit Tränen in den Augen hatte er den Namen »Raffael« gesprochen, in »Parmas Dom« werde Fernando »vom Tod erwacht, den

Himmel schaun«. Der Jüngling berichtet also nun zuerst von den überwältigenden Eindrücken, die er in Parma gehabt habe. Schon die unzählbare versammelte Menge, »heller Menschenstimmen Chöre«, »des Orgeltons erhabne Harmonien«, der »Einklang« aller dieser Töne habe ihn entrückt, bis während einer plötzlichen Stille sein Blick sich emporgewandt habe:

»Ich seh' des Himmels Sterne und zur Bahn
Der Sfären, durch die offne Kuppel lebend
Ein göttliches Gebild in Wolken schwebend.«

Es ist Correggios Freskogemälde von der Verklärung Christi, das die Kuppel der Kirche San Giovanni Evangelista in Parma erfüllt.[73])

»Religion stieg sichtbar zu mir nieder —
Sie ists allein, die zu dem schönsten Bund
Die Wesen all vereint, zum höhern Wesen
Ihr Wesen umschafft . .
Die Kunst, ihr Werkzeug, siegend durch Gestalt,
Sie löste mich mit göttlicher Gewalt.«

Nach Rom habe ihn diese Erscheinung göttlicher Kunst weiter gewiesen, und ohne Säumen sei er dorthin geflogen. Er schildert nun weiter visionär das Leben des alten Rom, wie es sich für ihn aus melancholischen Trümmern erhoben habe, schildert dann vor allem in langer Rede den Eindruck der Kunst seines Meisters Raffael, wie sie ihm aus den Fresken im Vatikan lebendig geworden sei:

»O Rom! vor diesem innern Heiligthum,
Das hier der Genius der Kunst mir aufschloß,
Wie wardst du mir so klein in deiner Macht!
Hier stand ich vor der Elemente Herrscher
Zum erstenmal, dem Schöpfer einer Erde
Und eines Himmels, wie sie nimmer waren,
Und wie sie nur der Gottbeseelte trägt.«

Während er noch von seinem Meister schwärmt, entzündet Pater Paul den Weihrauch auf dem Altar, und Fernando erblickt die Bildnisse der Künstler und Dichter. Nach einander betrachtet man nun in Verehrung Michel Angelo, Dante, Correggio, Ariost, Guido Reni, Tasso, Cervantes, Velasquez und zuletzt Raffael. Diesem wird fast göttliche Ehrung zu Teil, von den übrigen werden der »süß harmonische« Correggio und Tasso besonders gefeiert, der letzte auch wegen seines Geschicks betrauert. Michel Angelo dagegen erhält nur ein bedingtes Lob, Mendez will es ihm im Namen der Schönheit überhaupt kaum zuerkennen, trotzdem ihm die Kunst viel verdanke, und bezeichnend

ist auch die folgende, als Lobspruch gedachte Äußerung des Mönchs über den gleichen Künstler:

»Sein kolossalisch Bilden zwang die Kunst,
Erst der Natur die Wahrheit abzuringen . . .
Und nach ihm erst schwebt hehre Majestät
Die Grazie zu Correggio hernieder!«

Correggio — Raffael — die sind ihnen allen, auch Fernando, zuletzt doch mehr. Vor Raffaels Bildnis lassen die beiden Alten dann Fernando und Cäcilia allein, um sie zur Aussprache zu bringen. Es gelingt Fernando, der Geliebten noch in dieser Nacht, während die Sterne schon bleichen und die Flamme auf dem Altar sinkt, das Geständnis ihrer Neigung abzuzwingen. Sie gibt es mit Bangen, noch immer denkt sie ihrer Heiligen, Maria's. Dann entflieht sie. Fernando bleibt selig zurück und will in einer Laube des Gartens bis zum Morgen von ihr träumen.

Aber diesem Glück droht noch eine schwere Anfechtung — und so heißt denn auch der Sondertitel des vierten Aktes »Anfechtung«. Pater Paul beobachtete schon, wie in Fernandos Seele »aus neuen Lebensflammen Bildnerkraft« erwuchs — da scheint die Ankunft des wilden Alonzo, der »mehr Spanier als Mensch« ist, alles wieder zu vernichten. Wohl liebt Alonzo die Seinen, wohl schätzt ihn Fernando —

»Der Künstler ahnt den Helden — doch der Held
Den Künstler nicht, es sind geschiedne Kräfte,
Wenn nicht schon Vaterland, Religion
Und Leben diese Jünglingsseelen trennte.«

Der Mönch sieht nur eine Rettung — er bittet zur Madonna, daß sie Fernandos Seele dem wahren Glauben gewinnen möge. Er und Mendez sprechen einander dann ihre Sorgen aus. Dieser hat bereits eine heftige Auseinandersetzung mit seinem Sohn gehabt; Alonzo hat ihn aufgefordert, den Ketzer zu entfernen, wo nicht, so sei er da, ihn zu entfernen. Pater Paul fügt hinzu, daß Alonzo auch schon von der Verlobung Fernandos mit Cäcilien weiß, denn er hat den Maler, als er am Porträt der Abwesenden arbeitete, zur Rede gestellt. Mendez und der Mönch verabreden dann, daß der letzte noch einmal versuchen solle, Alonzo zu mäßigen, ihm den Unterschied von Glauben und Meinung klar zu machen. Rettung hoffen beide aber vor allem von der Liebe der Verlobten. Auf Fernando direkt einwirken wollen sie nicht; sie loben sein ruhiges Verhalten und fühlen sich nicht befugt, ihn zu lenken:

»Fernandos Freiheit sey uns heilig! wer vermöchte
Ihm seynes Blickes Reinheit zu bethören?
Wer unternähm' es? Freier macht ihn noch
Die Liebe, die er voll und klar empfindet.
Sie, die den Schwachen täuscht, die Überzeugung
Des Starken läutert sie.«

Es fragt sich nur, ob es der hitzige Alonzo zu einer allmählichen Entwicklung der Dinge, wie sie die beiden Alten erhoffen, kommen lassen wird. In der Tat beginnt er auch gleich zu handeln und versucht zunächst Cäcilia von Fernando abzubringen. Er malt ihr aus, was für ein Leben sie an der Seite des edelsten seiner Kampfgenossen führen würde, aber sie erwidert:

»Es ist dein Glück, das du mir zeigst, das meine
Maßt diesen Glanz der Ferne sich nicht an.«

Da das mißlungen ist, versucht er Fernando als leeren Schönredner zu verspotten; mit noch weniger Erfolg, denn sie kennt den Wert des Geliebten:

»Du schmähest, den du nicht erkennst, Alonzo,
Durch den das große Werk, die kühne Tat
Verewigt lebt — durch den der Nachwelt Söhne,
Im ersten Leben, jugendlich umwandelt
Von seiner Hand Gebilden, die zum Geist
Beseelend reden, mit empörter Brust,
Um Lieb und Leid sich in Gefahren stürzen
Und sie besiegend neue Helden werden —
Den Künstler schmähest du, durch den du selbst
Ein Vorbild wirst den künftigen Geschlechtern —
In dessen Seele jede Kraft, der Muth
Zu werden, was der Ahnung nur am Ziele
Der Menschheit ruht, sich ewig neu bewegt —
O lern ihn kennen den du hassest, lerne,
Wie schön des Jünglings Ziel, wie hoch! wie ferne!«

Endlich macht Alonzo der Schwester klar, daß es für sie unmöglich sein werde, in nächster Nähe des heiligen Gerichtes mit dem Ketzer zusammen zu leben. Cäcilia spricht darauf die Hoffnung aus, daß der Geliebte zur Madonna, zu der er schon so oft gebetet habe, sich allmählich bekehren werde. Doch müsse es sein, so werde sie mit ihm fliehen und der Vater werde es auch.

»Eh dies geschähe, soll Fernando erst
Mit meinem Schwert des seinen Spitze messen«,

ruft Alonzo hitzig. Fernando selbst kommt hinzu. Von vornherein hat Alonzo verspürt, wie etwas unmittelbar Gewinnendes

im Wesen des Fremden sei, aber er sucht sich ihm gewaltsam zu verschließen. So weist er auch jetzt dessen offen um Freundschaft werbende Worte nur kurz zurück. Ihm seien nur Taten gültig, nicht Worte. Er spottet wieder: Fernando kenne der Männer Kämpfe nicht; dieser entgegnet ruhig:

»Groß ist es wohl, den Tod zu überwinden,
Das Leben zu besiegen ist oft größer —
Mehr Taten sind geschehn, mehr Helden lebten,
Als je die Nachwelt nennt und nennen wird!
Es wählt der Ruhm nicht, ihn vertheilt das Glück
Und nimmt ihn wieder, und die unbekannte
Geheime Stille birgt das Schönste!«

Der Schmuck des Helden sei ein andrer als der des Bildners. Doch wolle er gern Alonzos Schüler sein. Er bittet ihn, zu erzählen, wie die Rettung aus den Händen der Seeräuber möglich geworden sei. Begeistert durch den Bericht, ist er bereit, durch ähnliche Taten Cäciliens ganz würdig zu werden und Alonzo zu folgen, der ihn auffordert:

»Geh mit mir, offen steht die schöne Bahn
Erwirb dir ein Verdienst und sey mein Bruder.«

Aber Alonzo ist mit jener Zustimmung noch nicht zufrieden, er fordert sogleich mehr: Fernando solle den Glauben ändern, denn für den Glauben gelte es fechten. Diesen Angriff auf seine geistige Freiheit lehnt Fernando ohne weiteres ab, mit größter Bestimmtheit. Noch schroffer fordert der Gegner ihn sogleich auf, das Haus zu verlassen oder mit ihm um den Platz zu kämpfen. Pater Paul tritt dazwischen, begehrt mit Alonzo allein zu sprechen, wird aber auch nahezu von ihm, den er beruhigen will, als Abtrünniger geschmäht. Alonzo verläßt das Haus mit der dunklen Warnung:

»Entfernt ihn schnell, wollt ihr ihn retten — mir
Ists Noth, den Meinen Sicherheit zu geben.«

Der Akt schließt mit starker Spannung, und nur durch die ruhigen Schlußworte des Paters wird eine Art idyllischer Stimmung gewahrt.

Der Schlußakt »Freiheit« zeigt uns anfangs im Hause des Mendez tiefe Verzweiflung. Alonzo hat die Inquisition auf Fernando aufmerksam gemacht, und wirklich ist der Fremde nachts von ihren Abgesandten gefesselt und entführt. Eine Möglichkeit der Rettung ist noch vorhanden: der Pater ist dem Geraubten gefolgt und wird für ihn eintreten. Ja, selbst Alonzo erbietet sich zu Ähnlichem, als er den trostlosen Jammer seiner

Angehörigen sieht, die er ja wirklich liebt. Währenddessen ist Fernando im Kerker des Ketzergerichts. Das Bild der Geliebten steht noch klar vor ihm, er versucht es im Dämmerlicht mit dem Stift festzuhalten; ja, er erkennt, sie war eins mit dem Genius seiner Kunst, den er einst in Visionen zu sehen glaubte. Aber die glückliche Aufwallung, der Mut verläßt ihn, er wird sich seiner Lage bewußt.

»Warum denn, Todt! warum nicht so viel Zeit,
Des Lebens kleines Denkmal zu errichten,
Im Herzen edler Menschen — einen Dank
Für alle seine Wonnen, seine Leiden,
Für dies Gefühl, das mächtig pulsend schlägt,
Und für der Freunde Hoffnung darzubringen?
Warum nicht, mit der jugendlichen Welt
Ein kleines noch mich jugendlich zu ringen?«

Und er sieht in seiner Kerkereinsamkeit statt des Bildes der Geliebten auf einmal die Bilder anderer vor sich, die ähnlich im Dunkel schmachten mußten; Tasso, Ugolino erscheinen ihm. Und auch die Schatten zweier unglücklich Liebender, Paolo und Francesca, glaubt er zu sehen, als ob er schon im Jenseits wäre. Da tritt Pater Paul herein und verkündet ihm, er sei frei: das heilige Gericht hat ihn nicht schuldig befunden. Aber es fordert von ihm: er soll das Land sogleich verlassen. Das scheint ihm unausführbar; denn hier wohnen die ihm liebsten Menschen, hier fand sie, die ihn zum Werkzeug erwählt hat, die heilige Kunst ein sicheres Gedeihen. Der Mönch deutet ihm an: es gibt nur ein Mittel, durch das du dich selbst von ewiger Sehnsucht, deine Geliebten von dem sicheren Verderben befreien kannst. Dies Eine ist Wechsel des Glaubens. Gerade jetzt nun erlebt Fernando die Genugtuung, daß Alonzo, der ihn zur Glaubensänderung hat zwingen wollen und ihn dann in diese Lage gebracht hat, im Kerker von ihm Verzeihung erfleht; sein Selbstgefühl braucht sich also nicht mehr gegen den neuen Vorschlag aufzulehnen. Obendrein wird es ihm gerade durch Alonzos trostlose Zerknirschung deutlich, daß es nur noch in seiner Hand liegt, die Freunde wieder glücklich zu machen; er sieht es ein:

»Dein Weggehn ist des Greises und der Tochter
Gewisser Tod.«

Er bittet den Mönch und Alonzo, ihn jetzt allein zu lassen; er muß sich in der Einsamkeit über seine Entschlüsse klar werden, muß erst begreifen, was ein Schritt, wie er ihm hier nahe gelegt wird, eigentlich bedeutet. Der Glaube seiner Kindheit ist ihm stets ein Freund gewesen. So oft er anbetend vor dem

Bild der Madonna gekniet hat — jeder Gedanke an eine bestimmte Konfession hat ihm dabei fern gelegen, die Einheit von Religion und Kunst stand für ihn über jedem Dogma. So hat er den Glauben seiner Jugend immer ohne viel Nachdenken getreu bewahrt und noch vor kurzem auf Alonzos trotziges Ansinnen abweisend geantwortet:

»Dem Glauben, der mich früh erzogen, mich
Als Kind gelehrt, den Geist mir früh geweckt,
Die Seele mir zu Sternen aufgehoben,
Der stiller Einfalt treue Worte spricht,
So wie ein Vater redet zu dem Sohne,
Sollt' ich entsagen für ein Unbekanntes?«

Aber er wird sich nun klar: hat er an den äußeren Zeichen seines Glaubens gehangen? Hat ihn sein Herz gewarnt, als er sich unbewußt in Verehrung den Zeichen eines andern Glaubens zuwandte? Soll er den äußeren Zeichen eines anerzogenen Glaubens seine liebsten Menschen, seine Kunst opfern? Verehrt er nicht sogar den Olymp der Alten als ein gleich erhabenes Zeichen des Göttlichen?

»Gebt ein göttlichers,
Wenn ihr vermögt, ihr Weisen unsrer Tage!
Die Götterbilder sehn euch spottend an —
Ich wandle wie ein Sel'ger unter euch
Und hoch empor zu Gott schlägt meine Seele!
Und euch, ihr Lebenden! euch sollt ich opfern
Um eines Glaubens eitlen Dunst zu retten,
Cäcilia dich — dich Greis mit Silberhaaren,
Euch, die ihr Götter unter Menschen seyd —!
Für das Fantom vom Ozean der Zeit
Verschlungen und in neuer Form geboren!
Den einen, den kein menschlich Aug' erreicht,
Bekennen alle Glauben — alle Zeiten —
Und er gebietet solche Opfer nicht!
Und seines Webens Zeichen ist die Welt,
Mit allen ihren wechselnden Gestalten —
Und jedes seiner Zeichen soll auch uns
Des Glaubens Zeichen in der Seele werden —!
Ja! fasse mich! o weite Heimath Erde!
Du stilles Thal der Lieb' umfasse mich —
Ihr Lieben, ring' ich Euch in meine Arme —
Seyd mein — seyd mein auf ewig! ruf ich euch!
Und dein, die meine frühste Ahnung weckte,
Die mich geführt durch dieses Schicksals Nacht,
Aus der mir schöner jetzt der Tag erwacht,
Dein bleibt das Leben, das dein Auge deckte!«

Die dramatische Dichtung schließt mit diesem Gelübde. Es ist an die Verkörperung des Ideals gerichtet, wie es Fernando zu-

erst in dem Bilde seiner Mutter, dann wieder und wieder in der Gestalt der Madonna erschienen ist. Er wechselt äußerlich den Glauben, aber nicht um einer neuen Konfession zu dienen, sondern um frei seiner Kunst zu leben, die ihm nur Werkzeug der höchsten Religion ist.

Unter Boehlendorffs dramatischen Versuchen ist der »Fernando« der interessanteste; gewiß ist er ganz arm an dramatischer Handlung, arm an plastisch gestaltetem Leben, aber er ist durch und durch persönlich und zeigt außerdem überall Beziehungen zu der literarischen Entwicklung Deutschlands um 1800.

Selbstverständlich ist es der Schüler der Romantik, der in diesem Stück zu Worte kommt; schon die Inhaltsangabe wird das deutlich gemacht haben. Ohne Wackenroder und Tieck wäre der »Fernando« nie entstanden. In den »Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders« (1797) und in den darauf folgenden »Phantasien über die Kunst«[74] (1799) nebst dem »Sternbald« (1798) sind beinahe alle Elemente des Dramas schon enthalten. Die Malerei als Gegenstand poetischer Ergießungen, ein Maler als Held, ein kunstliebender Mönch als sein Freund, der »göttliche Raffael« als Ideal, der Katholizismus als poetische Macht — all das findet sich schon bei Wackenroder und Tieck. Ja, man hat mit Recht darauf verwiesen,[75] daß auch das Motiv des Glaubenswechsels in einer kurzen Erzählung Tiecks aus den »Herzensergießungen« schon vorkommt. In dem »Brief eines jungen deutschen Malers in Rom an seinen Freund in Nürnberg« wird in der Tat geschildert, wie ein junger deutscher Künstler in Rom unter dem gewaltigen Eindruck des katholischen Gottesdienstes und der katholischen Kirchenmusik sich entschließt, den Glauben seiner Braut, der Römerin Maria, anzunehmen. Ganz so entwickeln sich die Dinge bei Boehlendorff ja nun nicht, aber Verbindung muß hier doch bestehen. Findet sich doch selbst jener Begleitumstand schon bei Tieck, daß der junge Maler sich in Deutschland wohl an Albrecht Dürers Bildern erfreut hat, daß ihn aber erst vor Raffaels Werken das religiöse Staunen vor der Kunst ergriffen hat. So können wir denn auch weiter die von Wackenroder, Tieck und nach ihnen von Friedrich Schlegel verkündeten Grundanschauungen der Romantik im »Fernando« aufweisen. Malerei und Dichtkunst werden als Schwesterkünste betrachtet:

»eine Halle
Umfasse sie, wie sie ein Geist beseelt«;

neben ihnen wird auch die Macht der Tonkunst über die menschliche Seele gepriesen und geschildert; alle drei Künste sind nichts Irdisches, sie sind Werkzeuge der Religion; darum ist Kunstverehrung gleichbedeutend mit religiösem Staunen, mit Begeisterung, Enthusiasmus, Verzückung; nur der ist der rechte Künstler, den die Gottheit und die irdische Schönheit zugleich zum Schaffen begeistern; solch ein Künstler war Raffael. Auch die nebenher gelegentlich hervortretende Vorliebe für die Welt des Altertums läßt sich mit Friedrich Schlegels früheren Bestrebungen in Verbindung bringen, noch mehr jedoch mit Hölderlins Gedankenkreisen. »Die Griechen« hat Boehlendorff ja seit Bursinel wiederholt als Gegenstand seines Studiums genannt; und so ruft denn auch sein Fernando am Schluß des Stücks den Männern der klassischen Vorzeit zu:

»Was ihr gethan, ist tief in mich gesenkt —
Kein Tag geht hin, der eurer nicht gedenkt!«

So gewiß sich nun Boehlendorff im »Fernando« an allen Ecken und Enden literarisch beeinflußt zeigt, — er war nicht etwa nur oberflächlich angeregt, sondern mit ganzer Seele bei der Sache. Ja, wir dürfen auch sagen, er hatte sich schon 1797 selbständig in den Bahnen dieses Dramas bewegt. Vor allem seine italienische Reise ist hier zu nennen; schon damals war Raffael sein erwählter Künstler, er fahndete nach Bildern von ihm. Und wir können nun überhaupt eine Menge von Einzelheiten aus Boehlendorffs Erlebnissen und Entwicklung neben sein Drama stellen. Wie Fernando hatte Boehlendorff aus einem dunklen Drang nach Erlebnissen, die künstlerisch fruchtbar werden sollten, die Alpenwelt aufgesucht, wie Fernando hatte er sich dort der gewaltigen Natur gegenüber oft ohnmächtig gefühlt, wie Fernando suchte er sich an solchen Menschen zu halten und aufzurichten, die »waren, was er ersehnte«. Fernandos Gespräch mit dem Mönch über die frühsten Eindrücke seiner Jugend erinnert uns an Boehlendorffs abendliche Unterhaltung mit Smidt in Altorf; wenn Fernando und seine Freunde die Bildnisse der Dichter und Künstler bewundern, so denken wir dabei an des Grafen Giovio Sammlung; und wenn der Pater Paul eine Skizze Fernandos tadelt, so urteilt er fast wörtlich, wie Boehlendorff über seine später verworfenen »Spartaner« im Brief an Steck geurteilt hatte. Vor allem entspricht die Entwicklung Fernandos dem eigenen Streben des Autors.

Freilich tritt ja diese Entwicklung, wie Boehlendorff selbst erkannte, nicht genügend heraus, sondern sie wird teilweise

durch Kunstbetrachtungen überwuchert. Immerhin ist sie — wenn auch nicht völlig zwingend — zu Ende geführt; und das Element der Entwicklung eines jungen Künstlers ist das Eigenste, was Boehlendorff seinem Werke mitgab. Da er eine Entwicklung, einen Kampf mit dem Leben schildern wollte, bekam auch das Katholischwerden des Helden für ihn einen andern Sinn, als es ihn bei Tieck hat. Denn Fernando steht zwar wie Tiecks junger Maler ganz unter dem Bann katholischer Kunst und wird bezaubert durch Gesang und Orgelklang in katholischen Kirchen, aber er entschließt sich, wie wir ja sahen, nicht etwa unter diesen Einflüssen zum Übertritt. Mit höchster Überlegenheit vielmehr ringt er sich zu seinem Entschluß durch. So viel romantische Züge in Fernandos Religions- und Kunstgefühl enthalten sind, so sehr er sich unbewußt romantischem Katholizismus zugeneigt hat, das Motiv des Glaubenswechsels selbst verliert in Boehlendorffs Drama seinen speziell romantischen Charakter.

»Eine dramatische Idylle« heißt das Werk; darin liegt eigentlich ein Widerspruch, denn eine »Idylle« kann nicht dramatisch sein. Boehlendorff hat die Form des Dramas überhaupt nur ganz frei benutzt; im ersten, zweiten und vierten Akt befinden sich die Personen mehrfach in Bewegung von Ort zu Ort (im ersten sogar auf einer Wanderung), ohne daß dabei szenische Bemerkungen andeuten, wie das bühnentechnisch möglich zu machen sei. Am meisten dramatische Handlung bringt der vierte Akt. Die ganze Entwicklung aber wird mit einer Art vornehmer Zurückhaltung vorgeführt, die offenbar an Goethes Iphigenie und Tasso geschult ist; der Schluß verzichtet vollkommen auf jeden äußerlichen Effekt — jener große Monolog Fernandos bildet den endgültigen Abschluß. Das ist, bei der Wichtigkeit des in diesem Monolog vorgetragenen Entschlusses, eine höchst auffallende Reserve. Man darf den Ernst loben, mit dem der Autor stets auf innerliche Wirkung aus ist. Eigentliche Gestaltungskraft ist wohl nur im vierten Akt zu spüren, wo der Gegensatz der beiden Jünglinge Alonzo und Fernando gut herausgearbeitet wird — wohl nicht ganz ohne Beeinflussung durch gewisse Kontrast-Charaktere der Sturm- und -Drang-Dichtung, man denkt etwa an Leisewitz' Guido und Julius. Alonzo hat hier entschieden Farbe — sonst freilich sind die geschilderten Personen nur eng mit Boehlendorff selbst verwandt, aber in keinem Land und keiner Zeit zu Hause. Man weiß auch keineswegs, wann das Stück spielt, Raffael, Correggio, Tizian usw. werden einmal »die edlen Künstler

aus der alten Zeit« genannt[76]) — aber an Boehlendorffs eigene Gegenwart denkt man doch auch nicht bei den Vorgängen der Idylle.

Der »Fernando« war schon fertig, als Boehlendorff nach Dresden ging, aber er hat hier noch viel daran gearbeitet. Möglich, daß er z. B. eine Einzelheit wie den Eindruck des Gottesdienstes in Parma jetzt erst hinzufügte; der Brief an Herbart vom 10. September berührt sich ja einmal sehr eng mit der betreffenden Stelle des Dramas. Von dem ersten Akt des Werkes besitzen wir einen besonderen Abdruck im zweiten Heft der Zeitschrift »Mnemosyne« von 1800.[77]) Diese Fassung unterscheidet sich in zahlreichen Einzelheiten der Diktion von der später gedruckten Gestalt, sie ist auch vielfach kürzer, vor allem fehlt in ihr ganz die Erwähnung Alonzos und der Seeräuberaffäre. Doch glaube ich nicht, daß diese auf Alonzo bezüglichen Teile wirklich früher im ersten Akt gefehlt haben; vielmehr scheint sie Boehlendorff hier nur gestrichen zu haben, da sie für den Teildruck unwichtig waren.

Als das Werk Ende 1801 ganz erschien (mit einer Zueignung an Muhrbeck und zwei Widmungssonetten), sandte es Boehlendorff auch an Hölderlin,[78]) der ihm — nach einer nur sehr flüchtigen Durchsicht, denn er hielt die Idylle für eine Tragödie — am 4. Dezember 1801 begeistert darauf antwortete: »Dein Fernando hat mir die Brust um ein Gutes erleichtert. Der Fortschritt meiner Freunde ist mir so ein gutes Zeichen. Wir haben ein Schicksal. Gehet es mit dem einen vorwärts, so wird auch der andere nicht liegen bleiben. — Mein lieber! Du hast an Präzision und tüchtiger Gelenksamkeit so sehr gewonnen und nichts an Wärme verloren, im Gegenteil, wie eine gute Klinge, hat sich die Elastizität Deines Geistes in der beugenden Schule nur um so kräftiger erwiesen.« Eine sehr rühmende Rezension des Buches erschien im September 1802 in der Leipziger Literaturzeitung: »Dieses mit ächter Begeisterung erzeugte und nach den Regeln des feinsten Geschmacks gebildete Dichtwerk« — so lautet der Anfang der Besprechung. Man darf dem oft getadelten Boehlendorff die paar Lobsprüche gönnen.

Er stand dem »Fernando« innerlich weit näher als dem zweiten großen Drama, das in Dresden fertig wurde, dem Trauerspiel »Ugolino Gherardesca«. Das hat er mehrfach geäußert. Gleichwohl war er in gewissem Sinne gerade auf dies zweite Werk stolz. Beide Empfindungen hatten die folgenden gemeinsamen Gründe.

Nach Fertigstellung des »Fernando« kam für Boehlendorff sicherlich ein Augenblick, in dem er sich sagte: hatte dieses ihm selbst teure Werk nicht gerade die Eigenschaften, die er im Sinne künstlerischer Entwicklung verwerfen zu müssen glaubte? War es nicht ganz und gar subjektiv »lebendig«, wie er es schon bei den »Spartanern« getadelt hatte? So suchte er nun durch das nächste Werk zu beweisen, daß er zu leisten vermöchte, was er als nötig erkannte. Er wollte objektiv schaffen. Um sich selbst zu erziehen, wählte er sich ein Muster, dem er nacheifern wollte. Dies Muster war Schillers »Wallenstein«, der Ende Juni 1800 als Buch erschien, den er aber sicher schon früher, in Weimar oder auch in Rudolstadt, auf der Bühne gesehen hatte. Es ist ja klar, daß er sich im Irrtum, in dem Grundirrtum aller epigonischen Bühnendichter befand, wenn er meinte, sich auf diese akademische Art zum Dramatiker erziehen zu können. Eben so sicher aber ist es, daß es ihm mit diesem seinem Tun heiliger Ernst war, und daß er es sich während der Ausarbeitung nicht träumen ließ, man könne ihm aus dem einen Vorwurf machen, was er sich mit Mühe abrang. Später sagte er dann, der »Ugolino« stehe ihm persönlich ferner, er sei »ein Studium in der von Schiller erfundenen dramatischen Gattung«, sei »im eigentlichsten Sinn ein Übungsstück«. Er hat Ähnliches wieder und wieder in Briefen und zweimal auch im Druck geäußert; das Vorwort zur Buchausgabe ist ganz auf diesen Ton gestimmt.

In dem Vorwort hat Boehlendorff auch darauf hingewiesen, woher er die Anregung empfangen habe, gerade den Ugolino-Stoff zu erwählen: ein geistvoller und interessanter Aufsatz im achten Stück des Jahrgangs 1795 der »Horen« habe die nähere Veranlassung dazu gegeben. Es steht dort ein Teil der größeren Arbeit August Wilhelm Schlegels über Dantes Hölle, unter dem Sondertitel »Ugolino und Ruggieri«. Schlegel gibt hier nicht nur eine Übersetzung der Stanzen Dantes, die von Ugolinos und Ruggieris grausigem Schattendasein in der Hölle erzählen, sondern er erörtert die ganze Lebensgeschichte Ugolinos, sucht aus den schwankenden Chronikenberichten die Wahrheit herauszufinden und behandelt noch andere künstlerische Bearbeitungen des Stoffes, aus den Gebieten der Dichtkunst, Plastik und Malerei. So kommt er auch auf Gerstenbergs Ugolino-Drama zu sprechen; er lobt den »Reichtum an kühnen und originellen Zügen«, hält das ganze Unternehmen aber doch als Drama für ein Unding, da Gerstenberg ja nur das Ende, den Hungertod Ugolinos und seiner Kinder berücksichtige. »Gleich

vom Anfange an ist das Schicksal aller auftretenden Personen unwiderruflich entschieden: also findet eigentlich weder Verwicklung noch Auflösung statt; was nur Katastrophe hätte seyn sollen, ist zum dramatischen Ganzen ausgedehnt. Mit aller Erfindung und aller Kunst, die der Dichter aufgewandt hat, um die Einförmigkeit hoffnungslosen Elendes zu unterbrechen, und einen Schein von Handlung hervorzubringen, war es dennoch unmöglich zu verbergen, daß seine Personen nur leiden.« Schlegel erwägt noch die Möglichkeit, die ausgesponnene Katastrophe durch die Form des griechischen Dramas mit Hilfe des Chorgesanges annehmbar zu machen. Jedoch — »wie wäre hier ein Chor anzubringen gewesen? Wollte der Dichter hingegen den ganz entgegengesetzten Weg wählen und den Kreis seiner Darstellung von der Einfachheit des Griechischen Drama bis zum historischen Schauspiele erweitern, so brauchte nur ein Teil der Handlung im Kerker vorzugehen; Ugolino's Leben bot reichen Stoff zu Sitten- und Charaktergemählden dar, den der Schöpfer der Minona gewiß zu benutzen gewußt hätte. Es ist ein unterhaltendes Spiel für die Einbildungskraft, sich vorzustellen, was etwa Shakespeare, wenn ihm die Geschichte in irgend einer Chronik vorgekommen wäre, und seinen Geist getroffen hätte, daraus gebildet haben möchte.« Diese Worte nun waren es, die zunächst auf Boehlendorff Eindruck machten; vielleicht schon 1795 — denn er war ja wahrscheinlich Abonnent der »Horen«. Die nächsten Jahre hindurch kam er aber noch zu keiner Verwirklichung des Einfalls, und noch bis Neujahr 1800 sehen wir ihn mit andern dramatischen Stoffen beschäftigt. Nach eigener Aussage[79]) war er aber schon bei der Ausarbeitung, als ihm das Studium des als Buch erscheinenden »Wallenstein« für die Art der Behandlung den Ausschlag gab: er dachte nun nicht mehr so sehr an Nachfolge Shakespeares, sondern er meinte, inzwischen sei die neue Form eines deutschen historischen Dramas gefunden. Später hat er mit einiger Überlegenheit öffentlich geäußert:[80]) »Zu der Wahl dieser Darstellungsart für den unpassenden Stoff (der vielleicht mit gleichem Glücke romantisch, und mit Abstraktion von allen Nebenverhältnissen antik bearbeitet werden könnte) trug die mir damals so merkwürdige Erscheinung des Schillerschen Wallenstein das meiste bei.«

Abgesehen von dieser formellen Beeinflussung durch Schiller, hielt Boehlendorff sich in erster Linie an die Durchdenkung des Ugolino-Stoffes, die Schlegel in seinem Aufsatz gegeben hatte. Schlegel ist bestrebt, den unglücklichen Pisaner, der dies furchtbare Ende hatte, nach seinen politischen Verhältnissen, seinen

Taten, seinem Charakter historisch genauer kennen zu lernen, ohne sich dabei durch die parteiische Färbung der alten Chroniken allzusehr beeinflussen zu lassen; die florentinischen und genuesischen Geschichtschreiber seien gegen die Stadt Pisa und ihre Handlungsweise voreingenommen, und die pisanischen wendeten ihrerseits umsonst alles an, um zu zeigen, die an Ugolino und seiner Familie verübte Grausamkeit, beispiellos wie sie war, sei nur gerechte Vergeltung gewesen. Schlegel durchgeht also die ganze Vorgeschichte Ugolinos, indem er sich dabei hauptsächlich an die Pisanischen Annalen des Paolo Tronci hält, die er z. T. wörtlich verwertet, ihre Auffassung aber stets bekämpfend. Er bespricht Ugolinos anfängliches Kriegsglück im Kampfe gegen Genua 1256, sein Steigen als mächtiger Bürger und Parteihaupt der pisanischen Guelfen, seine Verbannung aus der Vaterstadt. Er verteidigt es mit den Zeitgewohnheiten, daß Ugolino sich mit Hilfe von Florenz die Rückkehr erkämpfte. Er hält ihn für persönlich unschuldig an dem großen Kriegsunglück der Pisaner bei Meloria 1284, wo sie unter Ugolinos Führung zahlreiche Schiffe und Gefangene an die Nebenbuhlerin zur See Genua verloren. Er rühmt sein männliches Verhalten nach der Niederlage im Rat von Pisa. »Das Vaterland warf sich ihm in die Arme: er wurde zum Podesta gewählt.« Schlegel hält es durchaus für richtig, daß Ugolino mit den Florentinern Frieden und Bündnis schloß, um Pisa wieder zu kräftigen, selbst unter Preisgabe gewisser Burgen, die die Florentiner schon besetzt hatten; er hält es für durchaus zeitgemäß, daß der Podesta seine Partei, die Guelfen, in der Stadt zur herrschenden machte. Er findet es unwahrscheinlich, daß Ugolino einen Friedensschluß mit Genua und die Zurückholung der gefangenen Pisaner aus niedrigen Beweggründen hinauszögerte: Ugolino habe eben einen nochmaligen günstigen Krieg mit der direkten Rivalin und einen darauf folgenden vorteilhafteren Frieden noch für möglich gehalten. Dann erst läßt Schlegel eine Epoche des Übermuts folgen, die den Grafen zu Grunde gerichtet habe. Nach Ablauf des ersten Jahres seiner Obergewalt sei er aufs Neue für zehn Jahre zum Podesta gewählt — was ein in jeder Beziehung ungewöhnliches Ereignis gewesen sei. Obwohl diese Entwicklung äußerlich rechtmäßig vor sich gegangen sei, so sei er dadurch doch in Zwist mit seiner eignen Partei gekommen: sein Verwandter Nino von Gallura habe ihn zu stürzen gesucht — indes vergebens. »Ugolino genoß in stolzer Sicherheit seines Glückes. Ihn schmückte, außer dem Glanze des Reichtums und der Herrschaft,

sein Geschlecht, in Söhnen, Töchtern und Enkeln um ihn her verbreitet.« Auf dem prächtigen Hochzeitfest einer Tochter habe er sich einst mit Marco Lombardo, einem wegen seiner Weisheit berühmten Mann,[81]) über die seltene und auserlesene Glückseligkeit unterhalten, die sein Alter kröne. »Er mahlte sie mit erhöhten Farben, wies ihn gleichsam auf ihren glänzenden Anblick hin, und fragte ihn endlich: was ihm davon dünke? ‚Herr, ihr seyd so beglückt', erwiderte Meister Marco, ‚daß euch allein die Gnade Gottes fehlt.' Bildlicher und schöner vielleicht, aber nicht mit mehr Wahrheit oder Nachdruck hätte ein griechischer Weise gesagt: ehre die Nemesis! Im Taumel der Hoheit, der jene Warnung veranlaßt hatte, ging ihr tiefer Sinn verloren: der verblendete Ugolino sah die Wolken nicht, die dunkel über ihm aufzogen, und eilte selbst seinem Fall entgegen. Er hätte vielleicht durch Theilung der Herrschaft die Entwürfe eines unternehmenden Gegners entwaffnet, der nach ihm der mächtigste Guelfe war. Statt dessen war er mit dem Erzbischof Ruggieri Ubaldini, dem Haupte der Ghibellinen, in einen Bund getreten, um Nino Visconti aus der Stadt zu verjagen, wodurch seine eigne Partey geschwächt und zerrissen ward. Während er allzu sicher auf diese neue und trügerische Freundschaft baute, wandten grausame Thaten des Übermuthes die Gemüther von ihm ab. Er soll den Grafen Anselmo von Capraja, dessen Popularität sein einziges Verbrechen war, heimlich haben umbringen lassen. Zornig über die Vorwürfe, welche ihm wegen seiner Verwaltung von zwey jungen Männern gemacht wurden, um so zorniger vielleicht, je gerechter sie waren, verwundete er den einen von ihnen, erschlug den andern: seine Wuth achtete es nicht, daß jener sein eigner Neffe, dieser ein Neffe des Erzbischofs war. Ruggieri stand lange stumm, als ihm die Leiche gebracht wurde; sagte zuletzt mit angenommener oder wirklicher Gleichgültigkeit: er könne sich nimmermehr überreden, daß dies sein Neffe, und die Ermordung desselben Ugolino's That sey; und überließ sich öffentlich an eben dem Tage der lautesten Fröhlichkeit. Schwerlich hätte auch der geübteste Meister in der Verstellungskunst vermocht, im Augenblicke einer tödtlichen Beleidigung sich so gefaßt zu zeigen, wenn sie nicht etwa geheime feindselige Anschläge, wodurch er ihr längst zuvor kam, zur Reife bringen half. Es ist also nicht unwahrscheinlich, daß der junge Ubaldini mit Vorwissen seines Oheims dem Beherrscher Pisa's Trotz geboten hatte. Wie dem auch sei, der Erzbischof konnte nun um so leichter seinem eigennützigen Verrath edlere Triebfedern unterlegen, und

die Gibellinischen Häuser, welche, wie er selbst, Freundschaft für den Grafen nur heuchelten, die Lanfranchi, Gualandi, Sigismondi, in eine Verschwörung gegen ihn ziehen. Wiederholtes und vergebliches Andringen im Rath auf den Frieden mit Genua, dessen vorzüglichstes Hinderniss Ugolino schien, wurde zur Veranlassung gebraucht, die Menge gegen ihn aufzuwiegeln. Alles war vorbereitet, die Glocken läuteten Sturm; ein furchtbares Geschrey: Tod dem Tyrannen schallte durch die Straßen. Dennoch bot sich der Podesta entschlossen einem ungleichen Kampfe dar, und zog sich erst am Abend in seine Burg zurück, welche im Umkreise der Stadt lag. Zu spät durch das nahende Ungewitter aufgeschreckt, hatte er im Stillen zu seinen auswärtigen Feunden um Hilfe gesandt; allein der schlaue oder glückliche Anführer der Verschworenen war ihm zuvorgekommen. Als die Mittel der Gegenwehr erschöpft waren, und noch kein Ersatz erschien, mußte Ugolino sein Schloß dem eindringenden Feinde und den Flammen Preis geben. Er suchte sich nach Lucca zu retten, wurde aber nebst zwey Söhnen, Uguccione und Brigata, und zwei Enkeln, Anselmuccio und Gaddo, unterwegs eingeholt, und in den sogenannten Thurm der sieben Straßen geworfen. Die eroberte Burg wurde geschleift, und ewiger Verwüstung gewidmet. Man verfolgte mit Wuth seine noch nicht entflohenen Freunde und Anhänger; die, welche sich versteckt hatten, mußten auf den drohenden Befehl des Erzbischofs ausgeliefert werden. Neun Monate lang wurde jenen unglücklichen Gefangenen das Leben gefristet. Zwar brauchte Ruggieri wahrscheinlich nicht so lange Zeit, um die unmenschlichste Rache zu ersinnen; sein Geiz verzögerte sie: er erpreßte von Ugolino's Freunden große Geldsummen für seine gehoffte Freilassung. Endlich (im März 1289) war das Loos der Verurtheilten unwiderruflich entschieden; die Thür ihres Kerkers schloß sich für immer; die Schlüssel wurden in den Arno versenkt; und sie erriethen, daß sie bestimmt seyen, Hungers zu sterben. Der Erzbischof gefiel sich sonderlich in der Wahl dieser Todesart: zu milde und fromm, um Menschenblut zu vergießen, habe er den Schuldigen nur die Nahrung entzogen. Ein lautes Geschrey um Erbarmen drang durch die dicken Mauern; aber aus Furcht (denn der Haß gegen den Nahmen Gherardesca war nun doch wohl versöhnt) regte sich keiner ihrer Mitbürger. Um einen Beichtiger wenigstens flehte der Graf; allein umsonst: der Erzbischof ließ ihn (eine priesterliche Rache) ohne das Sakrament der Buße zur Hölle fahren. Man verscharrte nachher ihre abgezehrten Leichname ohne

Ehrenzeichen; der Thurm, das Werkzeug ihrer Qualen, wurde durch seinen veränderten Nahmen ihr einziges Denkmal. — — Wenn Ugolino schuldig heißen kann; und er kann es gewiß eher durch den Mißbrauch der ihm anvertrauten Gewalt, als durch seine angebliche Verrätherey beim Friedenschlusse mit Florenz: so war doch die Strafe selbst für den schwärzesten Missetäter zu grausam. Was aber kein Schein des Rechts beschönigen kann, — was seine Verfolger ewig zum Abscheu der Menschheit machen muß; was den Pisanern, nach der Meynung der Zeitgenossen, unmittelbar Gottes Gerichte zuzog, ist die Mitverdammung der unschuldigen Söhne und Enkel.«

Fast alle Hauptpunkte aus dieser Darstellung hat Boehlendorff benutzt, wenn er auch Einzelnes umstellte — so setzte er die Ermordung des Neffen Ruggieris etwas weiter zurück. Dann füllte er eine Lücke in Schlegels Darstellung aus; dieser hatte unerwähnt gelassen, daß Ugolino, der Überlieferung zufolge, die wirkliche Alleinherrschaft erstrebt hat, daß er (nach Troncis Ausdruck) assoluto Signore della sua Patria werden wollte,[82]) und daß er dies Ziel, als Nino vertrieben war, wirklich auf kurze Zeit offiziell erreicht hat. Schlegel spricht nur von der an sich gesetzlichen Stellung eines Podesta, ersten Vorstehers der Republik Pisa. In der inneren Auffassung unterscheidet Boehlendorff sich nur in einem, freilich wichtigen Punkte von Schlegel. Dieser sagt zwar einmal: die Podesta-Gewalt habe vielleicht »gegen innere Zwietracht und Unruhe, die unheilbaren und zuletzt tödtlichen Krankheiten der meisten damahligen Freistaaten«, wirken können,[83]) aber er hält dies Amt doch noch eher für gefährlich im Sinn der Freiheit als für nützlich. Und so besteht für ihn denn auch die Schuld Ugolinos in dem Mißbrauch der anvertrauten Gewalt. Wieder ganz anders ist die Auffassung Dantes, der dem Ugolino in seiner Hölle unter den Verrätern des Vaterlandes eine Stelle anweist; Dante meint doch, der Podesta Pisas habe verübt, was man ihm vorwarf, habe seine Vaterstadt bei jenem Friedenschluß mit Florenz »um ihre Burgen verraten«, wenn auch Pisa in der Göttlichen Komödie für die scheußliche Bestrafung, besonders um der unschuldig hingequälten Jünglinge und Kinder willen, verflucht wird. Boehlendorff ging nun noch einen Schritt weiter als Schlegel und sagte: was Ugolino Graf Gherardesca wollte, war durchaus gut, und seine Schuld war höchstens die, daß er bei seinen Bestrebungen mit dem bestehenden Recht kollidierte, seine Schuld war höchstens die — Wallensteins.

Sporadische Andeutungen einer solchen Beurteilung fand Boehlendorff auch schon in dem Drama Gerstenbergs, dem es freilich auf die Vorgeschichte seines sterbenden Helden im Einzelnen nicht ankommt. Immerhin betont auch schon Gerstenberg den durchaus edlen Charakter und die edle Handlungsweise Ugolinos und motiviert seinen Sturz durch die folgenden Mitteilungen des jungen Francesco: »Nun blies ihm Ruggieri, schon lange sein heimlicher Neider, nun blies ihm der Gesandte des Abgrundes, der, um sichrer zu verschlingen, im priesterlichen Mantel der Religion umherschleicht, der blies ihm den Gedanken ein, Pisas Wohl erfordere einen Beherrscher, niemand habe ein höheres Recht auf Pisas Diadema als Gherardesca. Gherardesca wagte den kühnen Schritt, den er sich nie verzeihen wird; und Gherardesca ward unglücklich... Alle seine Freunde und Bewunderer, sie alle verließen ihn. Noch mehr: sie schwuren seinen Fall. So fiel Gherardesca.« Von Gewalttaten und eigentlichem Mißbrauch der Macht, von denen Schlegel redet, hatte also auch schon Gerstenberg seinen Helden entbunden; Boehlendorff fügte in die Schlegelsche Darstellung des Lebens Ugolinos diese auf Grund historischer Tatsachen durch Gerstenberg angedeutete letzte Entwicklung und gab noch den einen wichtigen Zug hinzu: wenn Ugolino, bestärkt durch die Einflüsterungen seines Feindes Ruggieri, in der Macht eines Podesta noch nicht Befriedigung findet, sondern die Hand nach der Fürstenkrone ausstreckt, so ist das keineswegs ein plötzlicher frevelhafter Einfall, sondern er denkt durch diese schon oft erwogene Tat die besten und edelsten Pläne zum Ziel zu führen.

Frieden will Ugolino schaffen; der ewigen Uneinigkeit will er durch einheitliche Führung ein Ende machen. Wären die Pisaner einig gewesen, so wären sie nie bei Meloria besiegt, meint er. Sie haben einen Fürsten nötig. Also seine Pläne sind denen Wallensteins ähnlich; Schillers Held will ja Deutschland, Europa den Frieden geben und sich selbst die Krone Böhmens erringen. Ugolinos Streben geht noch über Pisa hinaus; es ist ihm »um Frieden in dem alten Götterlande« Italien zu tun.

»Um Pisas Fürstenkrone? — Thöricht Volk!
Du dünkst dich weise — danach, meinst du, strebe
Das Sehnen Ugolinos, all' sein Sinn?
Ja! ihr habt Recht, denn eures Gleichen ist
Der Zielpunkt hier gesetzt — ihr könnt nicht weiter! —
Könnt' ich die Stufe überspringen, ferne
Von mir wärs, euer Herr zu seyn —
Ich kann nicht! — irgendwo ein Halt! ein Ausgang!
Und dann mit Adlerflügeln durch die Welt!«

Er malt sich das Bild eines einigen Italiens aus in den Worten, die er an seinen ältesten Sohn Francesco richtet:

»Wenn Pisa mein ist, wenn Florenz; mein Ansehn
Ist dort begründet, so wie hier, — der Nahme
Nur fehlt, der alles macht zu einem, leicht
Wird die feindsel'ge Nachbarstadt bezwungen —
Dann ist Toskana meinem Wort gehorsam,
Das Meer ist unser, und ein mächtig Volk
Vertreibt den Fremdling aus Italien —
Gebietet Friede den Partei'n und Fehden;
Es schickt der geistliche Despot nicht mehr
Die tapfersten hinaus, ins ferne Land,
Nach Palästina — hier bequem zu herrschen —
Wenn dieses Werk vollendet ist, dann blüht dir
Ein Vaterland, du hast es dir errungen!«

Auf den bangen Einwurf seines Sohnes: ob nicht das Vaterland dabei zum Sklaven werde, weiß er zu erwidern:

»Sklav ists! es kann nicht Sklave werden! nein!
Denn sein Tirann heißt Zwietracht, der die Frucht
Von jedem göttlichen zerstört — nur einer,
Ein Größerer muß lenken und regieren!
Denn sie erkennen ewig nicht ihr Heil! .....
Die schön're Freiheit steht am Ziel — mein Sohn!
Du schweigst betroffen —? — wisse! das Geschlecht
Der Menschen ist nicht frei zu dieser Stunde —
Der beste ist des blinden Eifers Knecht
Und steht mit dem Vernichtungsgeist im Bunde —
Die Kraft zerstört — der Will' ist nicht gerecht —
Der Mensch erstirbt an dieser Todeswunde!
Und hat mein Geist den Rettungsweg ersehen,
Fluch mir! wagt' ichs getrost nicht, ihn zu gehen!«

Bei diesem zugleich auf eigene Erhöhung und auf Rettung des Vaterlandes gerichteten Streben unterscheidet sich Ugolino doch durch eines von Wallenstein; Schiller gibt seinem Helden ja einen dämonischen Zug, läßt ihn rücksichtslos und verblendet handeln und bringt ihn in Gegensatz zu der durch Jahrhunderte sanktionierten kaiserlichen Gewalt, so daß wir bei aller Erschütterung seinen Untergang nicht als schreiende Ungerechtigkeit empfinden — Ugolino aber scheint nach dem, was er eigentlich unwiderlegt äußert, so sehr im Recht, daß sein grauses Ende dazu in keinem Verhältnis steht.

Sein Feind, der Erzbischof Ruggieri Ubaldini, ist ja kein Octavio Piccolomini, sondern geradezu ein Schurke. Trotzdem spielt er im Gange der Handlung etwa die Rolle Octavios. Der Graf vertraut ihm; nicht aus Freundschaft, sondern er meint, der Erzbischof schließe sich ihm jetzt an, weil er seinen Vorteil kenne:

»nicht ganz zu fallen
Von seinem Glanz, verband er sich mit mir.«

Die Rolle des Max Piccolomini ist von Boehlendorff an zwei Personen verteilt, in erster Linie an Ugolinos ältesten Sohn Francesco, dann auch an den zweiten Guelfenführer Nino von Gallura. Auch eine an Seni erinnernde Gestalt ist da: jener Marco Lombardo, den auch Schlegel erwähnt; Bohlendorff macht ihn zum ständigen Unglückspropheten. In den Hauptcharakteren treten also die Einwirkungen des »Wallenstein« von vornherein hervor. Natürlich zeigt sich das Gleiche in kleinen Einzelheiten; ganze Szenen sind nur hie und da an Schiller angelehnt.

Der erste Akt spielt im Palast des Erzbischofs. Ruggieri läßt gerade zwei Krieger im Audienzzimmer auf sich warten, einen Hauptmann, den Ugolino gesandt hat, und den Grafen Nino von Gallura. Das gibt eine gute und geschickt benutzte Gelegenheit zur Entwicklung eines Teiles der Exposition. Wir erfahren: der Graf Gherardesca sucht Versöhnung mit dem Erzbischof. Nino äußert sich darüber erstaunt:

»Versöhnung? wie!
Im Stillen, fürcht' ich, baut Graf Ugolino
An einem großen Bau und sucht die Pfeiler
Zusammen — doch — der Pfeiler schwankt! —«

Wir hören außerdem: ein Grund für die bisherige Feindschaft zwischen Ugolino und Ruggieri war der Tod eines Neffen des letzteren; er fiel durch des Grafen Hand. Der Erzbischof tritt dann auf und weiß den Hauptmann fürs erste zu entfernen. Nino ist auf den Ruf Ruggieris gekommen, um den priesterlichen Segen zu empfangen für einen Sieg, den er über Lucca erfochten hat. Die Schmeicheleien des im Grunde verachteten Bischofs weiß er kühl abzulehnen: eigentlich verdiene der Sohn des Grafen Gherardesca, der junge Francesco, alles Lob. Ruggieri, der Nino aus ganz bestimmten, unausgesprochenen Gründen hat rufen lassen, kommt vom Sohn auf den Vater: er erinnert an die verlorene Seeschlacht bei Meloria, an die neuntausend noch immer nicht eingelösten Pisaner, die die Genueser gefangen genommen haben, er erinnert an den schimpflichen Tod seines Neffen. Als all das Aushorchen nicht fruchtet, als Nino den Grafen in all diesen Lagen entschuldigt (denn Ugolino habe bei Meloria als der Tapferste gefochten, an ihm habe sich nach der Niederlage Pisa wieder aufgerichtet, und was Ruggieris Neffen anlange, so solle der ja zu seinem beleidigenden Verhalten von seinem Oheim angereizt sein) — da tritt der Erzbischof mit der Anschuldigung heraus, Ugolino wolle sich zum

Fürsten von Pisa machen. Nino hält das für Verläumdung, er spricht noch einmal seine Verehrung für Ugolino aus, sagt freilich, falls die Anschuldigung jemals wahr werde, falls Pisas Freiheit jemals bedroht sei, dann werde er seinen Mann stehen. Aber Ruggieri sieht doch aus dieser Unterhaltung: ein Bündnis mit ihm wird dieser Mann, der ihn verachtet, nicht schließen; er muß ganz ohne ihn, muß geheim gegen Ugolino handeln. Aus einem Monolog Ruggieris erfahren wir, daß sein Haß gegen den Grafen schon aus den Knabenjahren stammt.

»Ich schwur es dir, Natur! mir selbst! den Mann,
Der früh in mir das Blut zur Galle kochte,
Der durch des Lebens langen, widerwärt'gen Lauf
Mich rings geängstet mit der Pein — Verachtung —
Der jeder Ehre kärglichen Genuß
Durch seines Daseins hellen Glanz mir raubte —
Ich schwurs, mit königlicher Rache den
In Mitte seiner Siegbahn zu verderben.«

In einer Unterredung mit dem päpstlichen Kardinal-Legaten versichert sich dann Ruggieri der Sanktion des heiligen Vaters für alle Schritte, die er für die ghibellinische Partei in Pisa unternehmen werde; er deutet dem Legaten an, daß sich der Hauptschritt gegen den Grafen Gherardesca kehren soll. Im selben Augenblick wird dessen Sohn Francesco gemeldet. Ugolino selbst hat ihn zur Begrüßung, gleichsam zur Meldung seiner Siegestaten gesandt, denn er wünscht ja Frieden mit dem Erzbischof. Ruggieri will den jungen Grafen erst ganz abweisen, besinnt sich aber dann. Anfangs kann er es sich nicht versagen, ihm die vermeintlichen Hauptfehler seines Vaters vorzurücken: den schwer erkauften Frieden mit Florenz, die verzögerte Befreiung der gefangenen Pisaner in Genua. Francesco aber weiß die Hiebe zurückzugeben. Ruggieri lenkt ein und spielt nun seinen Hauptwurf aus: Francesco irre ganz, wenn er die Feinde seines Vaters zu kennen meine. Es gebe jemand, der feindlich in Pisa gegen Ugolino wühle und den Glauben verbreite, der Podesta wolle sich zum Fürsten von Pisa machen: das sei Nino von Gallura. Francesco glaubt freilich nichts davon; Nino liebt er als Waffengefährten und Verehrer seines Vaters, und seinen Vater selbst glaubt er frei von allen ehrsüchtigen Plänen. Er verläßt Ruggieri empört. Dieser aber ruht nicht; er läßt jenen Hauptmann, den Abgesandten Ugolinos, rufen, teilt ihm mit, er willige in das Bündnis mit seinem Herren, spricht die Hoffnung aus, der Graf werde bald von seinem Gut Settimo in die Stadt zurückkehren, und läßt ihn wieder mündlich und schriftlich vor

einem Pisaner warnen: vor Nino von Gallura. Nur eine einzige Bedingung des Friedens hat er; er läßt Ugolino bitten, ihm einen alten verfallenen Turm, den »von Sankt Peter«, zur Unterbringung geistlicher Gefangener zu überlassen.

Damit schließt der erste Akt. Man sieht, in der Beurteilung der früheren Taten Ugolinos folgt Boehlendorff hier Schlegels Erörterungen. Nur den Nino von Gallura macht er aus einem wirklichen Rivalen zu einem ganz idealen Gegner Ugolinos: Nino stellt den Podesta sehr hoch und will sich nur dann gegen ihn wenden, falls er die Freiheit der Stadt gefährde. Seine Zuneigung ist aber so groß, daß wir annehmen können, er würde selbst in einem solchen Fall jeden Anschlag gegen Ugolinos Leben zu vereiteln suchen; eben deshalb sucht ihn ja der Erzbischof beim Grafen zu verdächtigen. Im Mittelpunkt des Aktes steht Ruggieri; ist er auch durchaus ins Schwarze gezeichnet, so fehlt doch nicht der Versuch einer Motivierung aus den Anfängen seines Lebens heraus. Und überhaupt ist, wenn wir von dem sehr blaß gezeichneten päpstlichen Legaten absehen, der erste Akt eine ganz wohl überlegte und belebte Exposition.

Der zweite führt uns naturgemäß zu dem Helden des Stückes. Wir finden den Grafen Gherardesca — Boehlendorff zeichnet ihn mehr als älteren Mann, denn als Greis — im Garten seines Schlosses Settimo, im Kreise seiner Familie. Außer Francesco, der zunächst abwesend ist, werden ihm drei Kinder zuerteilt: Anselmo, Gaddo und Laura. Von ihnen ist Anselmo der Älteste, zwischen Knaben und Jüngling; ihn ebenso wie Francesco und Gaddo hat Boehlendorff im ganzen nach Gerstenbergs Vorgang gezeichnet; von ihm übernimmt er auch die Namen. Die Geschichte weicht schon darin ab, daß sie von Söhnen und Enkeln berichtet. Eine Gattin Ugolinos, Gianetta, zieht auch Gerstenberg in seine Handlung hinein; bei Boehlendorff heißt Ugolinos »zweite Gemahlin« Cornelia. Ein Töchterchen Laura fehlt bei Gerstenberg, Boehlendorff läßt es bis zum Ende des Stückes an dem Geschick des Vaters teilhaben. Anselmo ist genau wie bei Gerstenberg charakterisiert: er möchte ein Schwert haben, möchte ein Mann sein und den »Erzfeind Ruggieri« töten. Der Vater gebietet ihm aber Schweigen, denn er ist ja im Begriff, jenen Bund zu schließen. Francesco, sehnlichst erwartet, kommt hinzu[84]) und wird von allen als der Siegreiche gefeiert. Auf seine Mitteilung, daß gestern in der Stadt drohende Unruhe geherrscht habe, hört der Vater kaum hin, beteuert vielmehr, daß sich jetzt im Sohn

sein Glück vollende. Dieser, der nie vom Vater so liebreich behandelt ist wie heute, der stets an ihm nur unbezwinglich strengen Ernst kannte, hat von Anfang an das Gefühl, daß ihr Zwiegespräch auf etwas Außergewöhnliches hinziele. Das trifft zu; denn Ugolino, auch weiterhin herzlich, aber wieder voll Ernst, führt den Sohn nun zum ersten Mal in den Sinn seines vergangenen Lebens ein. Er erzählt von seiner freudlos in Klostermauern verbrachten Jugend, erzählt, wie er früh sich vor andern verschlossen und erst spät und um so heftiger Lebenslust und Glücksbedürfnis empfunden habe. Und doch kenne er noch immer keine reine Freude, stets habe ihn Neid, Mißtrauen und Scheelsucht verfolgt, und erst jetzt in seinen alten Tagen denke er ganz zu erreichen,

»Wonach mein ganzes Leben, all' mein Sehnen
Gerichtet war.«

Franzesco erfährt noch nicht, was das ist: aber er ahnt etwas Unheilvolles, da der Vater dazu eines Bündnisses mit Ruggieri bedarf, während er über den verehrten Nino kurz aburteilt, er tauge jetzt nicht für Pisa. Jener Hauptmann, den wir bei Ruggieri trafen, unterbricht das Gespräch. Seine willkommenen Mitteilungen bestärken Ugolino noch in seinen Vorsätzen. Er denkt auch daran, den besonderen Rat des Erzbischofs, den ihm der überbrachte Brief ausspricht, vielleicht im Notfall zu befolgen und Nino eventuell so lange aus der Stadt zu entfernen, bis seine Pläne Wirklichkeit geworden sind. Jene Bedingung des Bündnisses — die Abtretung des alten Turmes — gesteht er mit Lächeln zu. Zwei Bürgermeister von Pisa erscheinen und bitten den Podesta, persönlich in die Stadt zu kommen, ja dort wieder Wohnung zu nehmen. Am Abend und in der Nacht seien blutige Unruhen in der Stadt ausgebrochen, die Guelfen hätten sich untereinander bekämpft; Ninos Anhänger seien mit denen Gherardescas blutig zusammen geraten, da sich das Gerücht verbreitet habe, Ugolino wolle König werden. Beinah sei der eingreifende Erzbischof selbst getötet. Nino habe vergeblich die Unruhe zu dämpfen gesucht, er habe nicht verhindern können, daß Ugolinos Palast in Pisa niedergebrannt sei. Unbedingt sei des Grafen eigne Gegenwart nötig. Die Bürgermeister bieten ihm den Palast des Senats zur Wohnung an, der Rat werde sich künftig bei ihm versammeln, da ja auf ihm jetzt, wie schon so oft, das Heil der Stadt und des Landes beruhe. Ugolino willigt ein. Den (begründeten) Verdacht der Bürgermeister, Ruggieri habe die Unruhen angestiftet, weist er ganz

zurück. In einem großen Monolog wird er sich nun klar, daß er jetzt, wo sich die Stadt ihm anvertraue, wo sein bisher gefährlichster Gegner ihn unterstütze, vor dem entscheidenden Schritt stehe.

»Nun! der Moment ist da! den ich mein Leben
Hindurch mit meinem Geiste hab' erstrebt,
Mit meinem Ungestüm stets selbst vernichtet,
Denn wer erkannte meinen Sieg nicht an? . . . . .
Jetzt wird der Weg mir schwer und langsam seyn.
Mein Sohn vollendet mir, was ich begonnen,
Denn in ihm wohnt des Lebens heitrer Geist,
Der viel vollendet.«

Er will viel mehr, als nur die Herrschaft über Pisa, Italien will er den Frieden bringen. Der Erzbischof soll ihm zum ersten Schritt verhelfen, »dann kehrt er in sein geistlich Reich zurücke«; Nino will er nicht aufopfern, er will ihm, der nur das Nächste sieht, die Augen öffnen, dann, meint er, sei er bald gewonnen. Jedenfalls steht Ugolinos Entschluß fest:

»Fürst muß ich seyn — ich will es!
Und willig sollen sie mich anerkennen.«

Auch die Besorgnisse seiner Gattin, die von seinem Entschluß, nach Pisa überzusiedeln, das Schlimmste befürchtet, vermögen ihn nicht umzustimmen. Marco Lombardo hat einen unheilverkündenden Traum gehabt, und Cornelia berichtet darüber. Aber Ugolino hört nun nicht mehr auf die Warnungen des Mannes, dem er oft geglaubt hat. Seine eignen Traumphantasien weissagen ihm das Gegenteil.

Die Berührungen dieses Aktes mit dem Schillerschen Werke liegen auf der Hand: die Unterhaltungen zwischen Vater und Sohn erinnern teils an die zwischen Max und Octavio Piccolomini, teils an die zwischen Max und Wallenstein, und das bleibt auch in den folgenden beiden Aufzügen so. Ugolinos (im übrigen recht eindrucksvolle) Erzählungen von seiner Jugend haben ihr Vorbild in den Berichten Gordons über die Jünglingszeit des Friedländers; läßt Boehlendorff doch seinen Helden sogar einmal von dem Verhältnis zu seinen Jugendgenossen berichten:

»Sie meinten manchmal, daß es Wahnsinn war,
Wenn ich an einem Pfeiler saß und dachte.«

Hinsichtlich des Monologes vor der letzten Entscheidung und hinsichtlich der Weissagungen Marco Lombardos bedarf es wohl garnicht der besonderen Nennung der Parallelstellen. Auch von

Wallensteins klagenreicher Gattin ist zu der Ugolinos der Weg nicht weit.

Der dritte Akt führt uns anfangs vor den Palast des Senats; in einiger Entfernung ist jener schon mehrfach erwähnte alte Turm von Sankt Peter zu sehen. Nino ist im Begriff, den Podesta aufzusuchen. Ugolino selbst hat ihn gerufen, und Nino denkt die Audienz zu benutzen, »um ihm seinen Frevel noch einmal hart vor die Augen zu halten«. Nach den letzten Handlungen des Podesta kann er kaum mehr daran zweifeln, daß Ugolino sich zum Fürsten machen will. Seine Verehrung für den »wunderbaren Mann« ist noch immer nicht geschwunden, er muß auch zugestehen, daß die Empörung in der Stadt wirklich durch den persönlichen Eindruck des ehrwürdigen Grafen sofort erstickt ist — aber doch kann er den Gedanken nicht ertragen, daß im Haus des Senats, dem Tempel der Freiheit, »in seinem zweiten Kapitol«, ein Tyrann herrschen soll. Ein Gewitter steigt auf, Marco Lombardo tritt an Nino heran und ergeht sich, auf den alten Turm weisend, in dunklen Prophezeiungen. In der folgenden Unterredung zwischen Nino und Ugolino erreichen diese alle beide ihr Hauptziel nicht. Nino mahnt den Grafen, nach allem, was er mit vollem Verdienst erreicht, nicht noch mehr zu erstreben:

»Ihr habt den höchsten Gipfel nun erreicht,
Des Staates erste Würd' ist euer — das Gesetz,
Um euretwillen hat es seinen Sinn
Erweitern müssen, nur, um euch zu lohnen,
Was nie zuvor erhört, ihr seyd Podesta
Auf zehen Jahr' — begehrt nicht mehr —
Wohin ich sehe, ist das mehr zuviel!«

Aber alle Worte sind vergeblich; Ugolino legt mit Offenheit seine Pläne und Gründe dar:

»Was nennt ihr Pisas Freiheit?
Daß die vielköpf'ge Menge mit dem Schwerdt
Ihr eignes Eingeweide darf zerfleischen —
Daß bandenlos dem Trunknen gleich die Wuth
Das heil'ge und gemeine darf erschüttern,
Mit Speeren in des Bruders Blute wühlen? —
Das war die Freiheit Pisas, welche endlich
An des Verderbens Rand sie hat geführt —
Von dieser Freiheit will ich sie erretten!«

Als er auch mit diesen (im Grunde unwiderlegbaren) Worten nichts ausrichtet, macht er Nino jenen gütlichen Vorschlag, an den er schon früher einmal dachte:

»Verlasset Pisa — nur auf kurze Zeit!
Der Erzbischof ist euch nicht hold — doch ich
Bedarf der starken Tugend eurer Seele,
Bald ruf' ich euch — nur jetzt —«

Nino beschließt dann in einem kurzen Monolog, diesem Vorschlag zu folgen, weil er jetzt gegen Ruggieri und Ugolino in ihrer Vereinigung doch nichts ausrichten könne.

»Nicht lange währen kann ein solcher Bund!
Des Grafen Rath war gut — auf kurze Zeit
Will ich verschwinden und, wenn die Tirannen
Bald Zwietracht trennt, gewahr' ich meiner Zeit,
Dann bin ich mit den Meinen stark genug,
Das Gleichgewicht der Freiheit neu zu gründen!«

Dem hinzukommenden Francesco teilt er diese Absicht mit, mahnt ihn, seinen Vater vor Ruggieri zu schützen, der es unmöglich ehrlich meinen könne, und verläßt ihn mit den Worten: »Verliert die Freiheit nicht!« »Mein Leben eher«, erwidert Francesco, und diesen Standpunkt hat er nun auch dem Vater gegenüber zu vertreten, der ihm jetzt die Tragweite seiner Pläne — Zusammenfassung des ganzen Toscana, Neuschaffung Italiens — mitteilt. Mit dem entscheidenden Wort, daß er Fürst werden wolle, hält Ugolino aber noch immer zurück und antwortet auf Francescos dringende Frage: warum denn Ninos Entfernung für die Durchführung seiner Pläne nötig sei, nur hinhaltend:

»Erfahr' es heut bey Ruggieris Gastmahl!«

Alle Warnungen vor Ruggieri schlägt der Graf in den Wind; da er aber hört, der Erzbischof stelle Nino nach, läßt er diesen durch eine starke Bewachung bis zur Grenze geleiten. Damit erfüllt er Ruggieris geheimste Wünsche, der alles darauf angelegt hat, Nino jetzt zu entfernen und Ugolino möglichst von Mannschaften zu entblößen. Über des Erzbischofs Absichten wird der Zuschauer in den letzten Szenen des dritten Aktes, die im bischöflichen Palaste spielen, ganz aufgeklärt. Ruggieri will es am nächsten Tage bis zur Krönungsfeier im Dom kommen lassen; gleichzeitig aber will er den Podesta vor dem Volk des Hochverrats anklagen lassen und ihn so mitten in der Feierlichkeit unter dem Ansturm des Volkes selbst gefangen nehmen. Die Meldung, daß Nino aus der Stadt sei, soll ihm die Losung dafür sein, daß er freie Hand habe. Heut bei einem großen Gastmahl will er Ugolino ganz in Sicherheit wiegen. Er begrüßt den Ankommenden mit gut geheuchelter Freude und feinster Höflichkeit.[85]) Ugolino erwähnt anfangs des Turmes, der gleichsam als Aussöhnungsgabe gegolten hat:

»Lächeln mußt' ich fast,
Als die Bedingung mir mein Bote brachte —
Was ist die alte Trümmer dir wohl werth!«

Mit versteckter Teufelei weiß Ruggieri zu erwidern:

»Nicht von Belang ist sie — das ist gewiß —
Und wenn du den Gebrauch siehst, Graf! du wirst
Von neuem lächeln.«

Bei dem Mahl sondert sich Francesco von den übrigen ab und spricht im Vordergrunde der Bühne einem befreundeten Guelfen seine Befürchtungen aus; noch immer weiß er nicht bestimmt, was der Vater beabsichtigt. Ein Sänger trägt der Festtafel ein Lied düsteren Inhalts vor;[86]) Ugolino, guten Gewissens, hört es ruhig an, während Ruggieri in plötzliche Ängstlichkeit verfällt — das Lied schildert nämlich, wie ein Sünder vom Teufel geholt wird. Er ermannt sich aber wieder ganz, als ein Anhänger laut die Losung verkündet, daß Nino aus der Stadt sei. Ruggieri bringt vor allen geladenen Edlen die Gesundheit des Fürsten von Pisa aus — alle stimmen ein. Ugolino erwidert mit einer Frage:

»Habt ihr es alle wirklich so gewollt?
Fühlt ihr, das sey zu Frommen dieses Landes?«

Als wieder alle zustimmen, nimmt er den Gruß an. Nur einer reißt sich in diesem Augenblick von ihm los: sein Sohn Francesco. Damit schließt der dritte Akt.

Die Berührung der Gastmahlszene mit dem Wallenstein liegt auf der Hand. Boehlendorff hat auf eine Situation, wie sie im vierten Aufzug der »Piccolomini« vorliegt, noch ein anderes gleichfalls, und zwar doppelt an Schiller mahnendes Motiv übertragen: die Loslösung des Sohnes vom Vater (Maxens von Octavio) oder auch die des idealistischen Jünglings von dem Manne, der ihm bisher »Führerstern des Lebens«, leuchtendes Vorbild war, und den er plötzlich verdammen muß (also die Entfremdung Maxens und Wallensteins).

Der vierte Akt läßt den Plan Ruggieris völlig gelingen. Zwar vernimmt Ugolino anfangs noch einmal die Warnungen Marco Lombardos; den hat er rufen lassen, damit er ihm einen Traum deute, aus dem er selbst nur Günstiges herauszulesen vermag. Der Seher deutet ihm an: der Traum weissagt dir nur insofern Günstiges, als in später Zukunft einmal deine Pläne von einem Nachkommen deines Geistes verwirklicht werden; du aber selbst mit deines Blutes Kindern wirst zugrunde

gehen. Ugolino ist unerschütterlich, er kann nicht anders handeln:

»Ihr könnt das Herz nicht tödten in mir selbst.«

Marco verläßt ihn tief bekümmert:

»Ihr seid so glücklich, daß euch nichts mehr fehlt,
Als nur die Gnade Gottes.«

Nach einer warmen Begrüßung mit seiner Familie, die, außer Francesco, mit Geburtstagswünschen und kleinen Geschenken naht, schickt sich Ugolino zum Gang in den Dom an. Wir sehen dann den Erzbischof seine Leute vor dem Dom verteilen und die schon gestern gefaßten Vorsätze unmittelbar vorbereiten. Sowie Ugolino durch List entwaffnet ist, soll er in jenen alten modrigen Turm geworfen werden, der ihm bisher selbst gehörte; möglichst sollen ihn Söhne und Gattin in diesem seinem künftigen Schloß bereits erwarten. Im Dom, der rings mit Bewaffneten besetzt ist, tritt der Erzbischof dann dem künftigen Fürsten mit dem Ölzweig in der Hand entgegen und bittet ihn, sein Schwert abzulegen, das zu der heiligen Handlung nicht passe. Kaum ist das geschehen, so gibt er den Befehl zur Gefangennahme. Ugolino vermag aber durch seine machtvollen Worte die Lage durchaus unentschieden zu gestalten, bis der päpstliche Legat, von Ruggieri verzweifelt dazu angestachelt, aufs neue »bei des Papstes Bann und Acht« die vorige Weisung gibt. Da dringt auf einmal Francesco mit Bewaffneten in den Dom, um jetzt, wo es mit der Fürstenschaft vorbei ist, das Leben seines Vaters zu schützen. Der neue Bannspruch des Legaten beseitigt auch diese letzte Schwierigkeit, und Francesco wird nun gleich mit dem Vater zusammen in den Turm geschleppt. Aber noch fühlt sich Ruggieri nicht am ersehnten Ziel:

»Noch nicht! — er lebt! Er lebt mit seiner Brut,
Wie schwer hat er mir heut den Sieg gemacht,
Noch mit dem letzten Blick schlug er zu Boden —
Ich hatte keine Worte, keine Stimme —
Ich seh ihn — neue Flammen glühn in mir —
Die alte Zeit kehrt wieder — ha! die Reihe
Langsamer Martern, bis auf diesen Tag,
Womit er mir im Blute hat gewühlt —
So wie man scherzend einen Wurm zertritt —
Zertreten möcht' — es ist nicht so geworden —
Ists deine Stimme Neffe! ich vernahm sie —
Dein Rath ist gut — so langsam soll er sterben!«

Er empfängt dann noch die Nachricht, daß die jüngeren Kinder des Grafen — trotz wütender Gegenwehr Anselmos — auch

in den Turm gebracht, daß ihre Mutter vom Schreck getötet sei, er nimmt den jubelnden Dank des wankelmütigen Volkes entgegen und verläßt den Dom mit der heimlichen Weisung:

»Laßt in den Turm die Speise sparsam reichen!«

Wenn der Anfang dieses Aktes auch noch aus Schlegel und Schiller Nahrung zieht, so hat Boehlendorff doch die Szene im Dom im ganzen selbständig angelegt. Aber damit schließt nun auch die Handlung ihrer inneren Anlage nach im Grunde ab. Boehlendorff hat aber auch noch einen fünften Akt unter direkter Verwertung einer seiner Quellen geschrieben, wie er denn auch im Vorwort seinem Leser mitteilt, er habe »in seinem Versuche einen edlen Vorgänger, Gerstenbergs Ugolino, wo es ihm passend geschienen, und insonderheit im letzten Akt, nach seinem Plan benutzt«. Ob diese Benutzung wirklich in seinen Plan paßte, bliebe noch zu entscheiden.

Boehlendorff hat ja viel mehr handelnde Personen als Gerstenberg, und so kann er den Schlußakt nicht plötzlich allein unter den Hungernden im Turm spielen lassen. Zunächst läßt er sogar vor dem Turm drei stark an Macbeth erinnernde Schicksalsschwestern in Gesang und Reigentanz sich ergehen. Dann sehen wir Ugolino und seine Kinder; die schlimme Not hat bereits begonnen — seit »gestern Morgen« ist auch die letzte spärliche Nahrung[87]) ausgeblieben. Genau wie bei Gerstenberg gelingt es dann Francesco, durch eine Lücke oben in der Mauer des Turmes (von einer solchen sprach auch schon Dante) zu entkommen, so daß die Einsamen wieder Hoffnung fassen. Diesen Lichtblick verstärkt Boehlendorff noch dadurch, daß er in der nächsten Szene Nino nach Pisa zurückkehren läßt. Dieser erfährt von Marco Lombardo das furchtbare Geschick derer im Turm; er beschließt, zunächst den jetzt allein mächtigen Bischof in die Gewalt zu bekommen und zu strafen; das sei, sagt Marco, trotz der feigen Zurückhaltung aller pisanischen Edlen gerade jetzt möglich:

»Verbreitet
Hab' ich im Volk, seit jenem Schrecken wandeln
Erzürnte Geister durch das Heiligthum —
Mit seinem Segen will der Übermüth'ge sie,
Den das Gerücht gefährdet, bannen — er
Bestimmte diese Mitternacht dazu.«

Wie bei Gerstenberg erfahren wir darauf das traurige Mißlingen des Rettungsversuches Francescos. In einem Sarg läßt ihn Ruggieri von Vermummten lebendig in den Turm zurück-

bringen, mit ihm den Sarg seiner Mutter. Es folgt die Verzweiflung Ugolinos und sein letztes Aufraffen nach der entsetzlichen Nachricht, daß Ruggieri die Turm-Schlüssel hat in den Arno werfen lassen.[88]) Wieder wird die Szene vor den Turm verlegt: die Anhänger Ruggieris, die Verrat wittern, stellen Wachen aus und lassen den Weg vom Turm zum Dom besetzen. Dann zeigt uns ein Monolog aufs neue den mannhaften Sinn des sterbenden Ugolino, der allein im Turm ist, »um ihn die Toten«. In einer Schlußszene im Dom wird Ruggieri von Nino erstochen, der Sterbende sieht noch den Geist Ugolinos erschreckend über den Hintergrund der Bühne schreiten. Aber auch Nino wird von des Erzbischofs Anhängern getötet, und das Schlußwort an die führerlosen Pisaner hat Marco Lombardo:[89])

»Der Hungerthurm wird euch zu ew'gen Zeiten
Des Helden Fall, der Freiheit Sturz bedeuten.«

Also Pisas Freiheit, so wird hier direkt gesagt, ist durch Ugolinos Tod vernichtet. Wo aber, fragen wir, bleibt da der Sinn des ganzen Dramas? Also haben Francesco und Nino für leere Wahnvorstellungen gekämpft, wenn sie sich für Pisas Freiheit gegen Ugolino ins Zeug legten? Indeß, die beiden könnten ja nach der Meinung des Dichters nur teilweise recht haben; die Tragik des Stückes könnte darin liegen, daß auf beiden Seiten eine Art von Recht vorhanden ist, daß auf der Ugolinos das Recht der Zukunft liegt, er aber trotzdem zugrunde gehen muß, weil die Zeit noch nicht reif für ihn ist. Aber es ist schlimm, daß in dem ganzen Stück das absolute Recht auf Ugolinos Seite liegt, daß der Autor — trotz seiner früheren republikanischen Lebensperiode — nicht genug dafür getan hat, um dem Standpunkt Ninos und Francescos (Ruggieri kommt ja hier garnicht inbetracht) einen subjektiven Wert zu verleihen; die beiden wissen in der Tat gegen Ugolinos unbedingt überzeugende Reden nichts anzuführen als das Wort von der Freiheit Pisas, das nach allem, was wir hören und sehen, Phrase ist. Boehlendorff hat den Charakter seines Helden nach eigenem idealistischem Sinn dargestellt und dabei doch die Gruppierung der handelnden Personen ganz als Imitator nach Wallensteinischem Muster durchgeführt. Wenn auf Wallensteins Seite das absolute Recht wäre, so brauchte ihm ja gar kein Max Piccolomini gegenübergestellt zu werden! So sind denn auch die drohenden Unglücksprophezeiungen Marco Lombardos, namentlich sein Ausspruch, daß Ugolino der Segen Gottes fehle, in Boehlendorffs Stück direkt sinnlos, und die aus dem Macbeth herüber-

genommenen tanzenden und singenden Geister sind hohle Schemen, die nichts bedeuten. Ja, obwohl sich manche Reden Ugolinos ganz lebensvoll und frisch anhören, obwohl manche Szene von einer scheinbaren Energie belebt ist, das ganze Stück ist zuletzt ohne innere tragische Richtung, ohne Gehalt. Ein ganzes, rundes Werk dachte Boehlendorff zu geben, und im tieferen Sinn ist ihm gerade dies mißlungen. Das ist die böse Folge akademischer Nachahmung, die hier in der Wirkung des Ganzen besonders kraß hervortritt, mögen auch manche Einzelheiten nicht schlechter, ja vielleicht besser sein als in hundert andern Epigonendramen. Denn mit großer Sorgfalt sind z. B. die Beziehungen Ugolinos und Ruggieris bis in frühe Anfänge zurückverfolgt, und mit vielem Bedacht ist das schreckliche Ende durch die häufige leise Erwähnung des unheimlichen Turmes von vornherein angedeutet — nur nach dem Gehalt der Tragik fragt man schließlich vergebens.

Durchaus zu verdammen ist dann der Schlußakt, an dem aber Boehlendorff vielleicht, wie wir früher andeuteten, ein sehr subjektives Interesse hatte, so objektiv er den ersten vier Akten gegenüberstand. Ludwig Philipp Hahns hohles Schauerdrama »Der Aufruhr zu Pisa« soll gewiß nicht gelobt werden — aber dieser Stürmer und Dränger handelte doch recht, wenn er — freilich aus ganz äußerlichen Gründen[90]) — sein Stück mit der Versenkung der Turmschlüssel im Arno enden ließ. Schlegels Rat in jenem Aufsatze, es »brauche nur ein Teil der Handlung im Kerker vorzugehen«, wenn man — im Gegensatz zu Gerstenberg — Ugolinos Geschick zu einem historischen Schauspiele ausbaue, ist durchaus zu beanstanden. Kein Akt und keine Szene darf in diesem Fall im Kerker spielen. Denn das Ende im Hungerturm ist an sich so furchtbar, daß durch den Anblick jede frühere, noch so eindrucksvolle Handlung vollkommen erdrückt und wirkungslos gemacht wird. Auch Schack in seinem Trauerspiel »Die Pisaner« (1872) hat vergeblich versucht, die Vorgänge im Hungerturm, von denen er einen Ausschnitt gibt, durch genaue Motivierung ins Gleichgewicht mit den früheren Ereignissen zu bringen. Boehlendorff aber verpflanzt gar die ganze Handlung Gerstenbergs in seinen Schlußakt; wie bewunderungswürdig dieser letzte sein erschütterndes Todesgemälde angelegt hatte, das wird besonders klar, wenn man sieht, wie hier Boehlendorff die ganze düster-einheitliche Stimmung dadurch vernichtet, daß er dem Zuschauer in siebenmaligem Wechsel bald das Innere des Turmes, bald die Stadt Pisa zeigt. So stellt sich uns der letzte Akt wenigstens in der gedruckten Gestalt dar. Bei Ein-

sendungen des Manuskripts an Bühnenleiter hat Boehlendorff freilich so viel Einsicht gehabt, die Anordnung der letzten Szenen mehr nach Theaterrücksichten zu regeln, wodurch aber auch schwerlich viel gebessert ist.

Ehrend für Boehlendorff ist es, daß Schack von ihm für das genannte Trauerspiel eine ganze Reihe von Zügen übernommen hat,[91]) wie er ja auch von Gerstenberg Kleinigkeiten entlehnt und Einzelheiten aus Dante mit peinlicher Sorgfalt hineinverwebt. Die Haupthandlung baut Schack freilich selbständig in folgender Art auf. Er stellt Ugolino als einen Mann hin, der sich bei großen und schönen Zielen nicht von Gewalttaten freizuhalten vermag. So läßt Schacks Ugolino anfangs, um seine Macht zu wahren, die Speicher der Stadt in Brand stecken und verursacht dadurch eine Hungersnot; so wirken ähnliche Gründe mit, wenn er den Frieden mit Genua planmäßig hinausschiebt; so tötet er den edlen natürlichen Sohn Ruggieris, der ihn wegen solcher Handlungen angeschuldigt hat. Diese von Boehlendorff in die Vergangenheit gelegte vorschnelle Tat steht also hier im Mittelpunkt der Vorgänge. Mehrere Reden des Schackschen Ugolino über seine Pläne und Ziele (die Einigung Italiens) berühren sich aber trotz dieser Unterschiede wörtlich mit solchen des Boehlendorffschen Helden; eine größere Anzahl von Motiven und Aussprüchen, die so nicht aus gemeinsamen Quellen stammen können, finden sich in beiden Dramen. Eine Art von Entlastung für Boehlendorff ist es doch auch, daß es Schack ebenfalls nicht gelungen ist, aus dem Stoff eine feste Tragödie zu bauen. Schack hat zwar einen bühnenmäßig recht wirksamen dritten Akt (Ugolino und Ruggieri vor dem großen Rat), aber auch bei ihm hat Ugolino, wenn man auf seine letzten Ziele sieht, im Grunde zu sehr recht, so daß die prophetische Warnung Marcos auch hier hohl wirkt und die Reue Ugolinos im Kerker vollends schwächlich ist; der Graf wirft sich nämlich jetzt die Verursachung jener Hungersnot, für die er nun nebst seinen Kindern büßen müsse, als Schuld vor und erkennt, daß niemand, möge er auch Großes wollen, das heilige Gesetz der Menschlichkeit mit Füßen treten dürfe. Daß er dies wirklich in Schacks Drama getan, ist nicht zuzugeben.

Jene Einzelheiten, in denen Schack sich von Boehlendorff beeinflußt zeigt, sind nicht die schlechtesten Stellen der »Pisaner«. Boehlendorff seinerseits ist, wie er selbst bescheiden im Vorwort sagt, dreien für sein Trauerspiel mehr oder weniger verpflichtet. Schlegel wies ihn auf den Stoff als Thema für ein historisches Drama. Boehlendorff hat — bei seinen häufig bezeugten

italienischen Sprachkenntnissen[92]) — zwar auch die von Schlegel genannten italienischen Chroniken,[93]) besonders Tronci, sich angesehen (er entnahm diesem z. B. die Namen von Anhängern Ruggieris und Ugolinos, den des Lustschlosses Settimo); die Mehrzahl der benutzten historischen Tatsachen fand er aber schon in besonderer Beleuchtung bei Schlegel. Er veredelte den Charakter des Ugolino noch mehr, als Schlegel dies getan, gab dem Nino eine etwas andere Bedeutung und schuf den Moment der Katastrophe selbständig um. Gerstenberg legte es ihm nahe, das auch in der Geschichte vorhandene Motiv zu verwerten: Ugolino will sich krönen lassen; Gerstenberg bot ihm ferner Charakterzüge für die Söhne Ugolinos und Hauptbestandteile des Schlußaktes. Von Schiller übernahm Boehlendorff die Form des Dramas — Form im weitesten Sinne verstanden: Disposition des Stoffes und Gruppierung der Charaktere. Um die Anlehnung an Schiller zu vollenden, hat er dem Drama noch einen »Prolog« vorangestellt, der sich in Diktion und Gedanken mehrfach mit dem zum Wallenstein berührt.

»Das Schlimmste bei der Sache ist, daß gegenwärtiger Ugolino auch wieder zu den Stücken gehört, welche ohne Wallensteins Dasein nicht geschrieben wären.« Das ist ein Satz aus der Besprechung des Boehlendorffschen Dramas, die am 14. Februar 1805 in der Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung erschien; sie stammt von Goethes Hand. Man kann es vielleicht hart finden, daß Goethe so schrieb, denn Boehlendorff selbst hatte ihn vier Jahre früher gebeten, seinen dramatischen Versuch, den er ihm im Manuskript übersandte, nicht nach dem großen Muster, das er sich gesetzt habe, dem Wallenstein, zu beurteilen. Trotzdem war es nur gut und recht, daß öffentlich gesagt wurde, in solchen Experimenten liege das Heil der Zukunft nicht. Für Boehlendorff war es allerdings tragisch, daß gerade Goethe, der ihm der größte deutsche Dichter war, über seinen »Versuch« das vernichtende Urteil sprach; indeß hat er 1805 eine in Deutschland erscheinende Rezension wohl kaum mehr gelesen, geschweige denn gewußt, von wem sie war.

Am 18. März 1804 hatte der Redakteur der Literatur-Zeitung Eichstädt Boehlendorffs Drama mit der Notiz an Goethe gesandt: »Vielleicht gefällt es Ew. Hochgeboren ein Wort darüber zu sagen oder eine Anzeige anderswo zu veranlassen«. Goethe aber bemerkte am 21. März zu diesem Vorschlag: »War schon im Manuskript bey mir und konnte ich ihm nichts abgewinnen, wie jetzt im Druck. Ich müßte mich sehr irren oder es ist eine von den Produktionen, wie sie jetzt möglich werden: null ohne

schlecht zu seyn. Null, weil sie keinen Gehalt hat; nicht schlecht, weil eine allgemeine Form guter Muster dem Verfasser vorschwebt; dabey nicht unangenehm, weil eine leidliche Natur hervorblickt, nichts Unvernünftiges, Fratzenhaftes erscheint — ohngefähr wie Meyers Tobias. Man könnte im belletristischen Fache recht aufräumen, wenn man gleich ein paar Dutzend solcher Arbeiten zusammennähme und unter dieser Rubrik abfertigte. Leider aber machen die Mittelmäßigkeiten dem Urtheil mehr zu schaffen als die guten und schlechten Werke.«

Also Goethe selbst dachte daran, ein paar Hände voll epigonischer Dichtungen, wie sie den neuen großen Literaturwerken bereits nachzusprießen begannen, öffentlich abzutun und dadurch weiterem Nachwuchs zu wehren. Er verglich Boehlendorffs Tragödie mit dem Hexameterepos »Tobias« von Johann Friedrich von Meyer,[94]) das er vor einiger Zeit vom Verfasser zugesandt erhalten hatte. Jenen Vorsatz hat er in geringerem Maße auch ausgeführt. Denn die Nummer der Literatur-Zeitung vom 14. Februar 1805 ist ganz von Goethe verfaßt und mit Bedacht von ihm zusammengestellt; sie enthält die Besprechungen von fünf Werken, die so ziemlich auf einen verwandten Ton gestimmt sind. Es handelt sich um drei Dramen und zwei epische Gedichte. Die Dramen sind Collins Regulus,[95]) Boehlendorffs Ugolino Gherardesca und Johann Friedrich Kurfürst zu Sachsen von Karl Sebald, d. i. Benjamin Silber. Das erste Werk läßt Goethe zum Teil gelten und wünscht eine komprimierte Bühnenfassung, Boehlendorffs Drama bespricht er in dem brieflich angedeuteten Sinn scharf und lobt nur ein paar kleine Einzelheiten, Sebalds Machwerk behandelt er im humoristischen Ton; die Kritiken sind offenbar dem Wert des Gegenstandes nach geordnet. Die über Boehlendorff und Sebald berühren sich darin, daß Goethe beide Werke für unaufführbar und für Nachahmungen Wallensteins erklärt. In den darauf besprochenen beiden Gedichten[96]) entdeckt er Voß- und Wieland-Imitation.

Wir dürfen zu Boehlendorffs Ehre sagen, daß sein Drama weit über dem kurzen und doch schon unendlich langweiligen Stück Sebalds[97]) steht. Wenn Boehlendorffs Werk auch als akademische Nachahmung ohne Schwergewicht, ohne erlebten Gehalt ist, so hat doch der Autor als Mensch Ideale und als Schriftsteller ein Streben, wenn auch ein verfehltes Streben, und man merkt das in Einzelheiten. Sebalds Schauspiel aber entstammt einem ganz trockenen und öden Geist; der Held ist völlig untätig und läppisch-fromm, und von Wallenstein-Nachahmung kann man überhaupt nur sprechen, weil Soldaten und

Bürger innerhalb des Jambenschauspiels plötzlich in Knittelversen reden. Goethes Urteil, »die Wallensteinische Sonne leuchte hier aus einem nicht eben ganz reinen Gefäß zurück und bewirke kaum eine augenblickliche Blendung«, ist noch zu ehrenvoll. Der weit ehrlichere und strebsamere Boehlendorff wird zwar mit mehr Ernst und sogar mit ein bißchen Lob, aber verhältnismäßig doch strenger behandelt — gewiß trotzdem nicht ungerecht. Goethe preist Dantes Ugolino-Stanzen, lobt Gerstenberg, erzählt dann (mit zwei kleinen Irrtümern[98]) den Inhalt des Boehlendorffschen Trauerspiels, indem er stets hervorhebt, inwiefern Imitation vorliegt, und bemerkt, daß die Benutzung Gerstenbergs im letzten Akt ganz verfehlt sei. Der Schluß der Besprechung lautet: »Man darf kühnlich behaupten, daß man im ganzen Stück auf keine poetische Idee treffe. Die historisch-politisch-psychologischen Reflexionen zeugen übrigens von einem mäßigen, geraden Sinn. Die Einleitung des tristen[99]) Ugolinischen Charakters durch Erzählung seiner unglücklichen Jugend ist gut. Jene oben erwähnte Situation, da sich ein vorzüglicher Mann dadurch ins Unglück stürzt, daß er, Versöhnung heuchelnden Feinden zu Liebe, einen wenig dissentirenden Freund verstößt und sich des einzigen Schutzes beraubt, wäre dramatisch interessant genug, nur müßte die Behandlung viel tiefer gegriffen werden. — An Aufführung dieses Stücks ist garnicht zu denken, um so weniger, als es nicht durch theatralische Vorstellung, sondern durch Lektüre Wallensteins eigentlich entstanden sein mag.«[100])

Und noch eine andere Besprechung hat der Ugolino erfahren, die im Sinne des für seine Kunst so strebsamen, von seiner Mission so überzeugten Boehlendorff tragisch anmutet. Boehlendorff hatte in Dresden während der Arbeit an diesem Stück mit Steffens verkehrt; er war von dessen wahrer Freundschaft überzeugt, dachte auch noch 1801 daran, Steffens gerade den »Ugolino« zur öffentlichen Besprechung zu geben. Wenn auch ein paar Jahre älter, war doch Steffens in jener Zeit auf einen gleich enthusiastischen Freundschaftston gestimmt wie die freien Männer,[101]) und es mag sein, daß ihm damals die Schwächen seines Freundes weniger zum Bewußtsein kamen. Vierzig Jahre später, als er seine Erinnerungen schrieb, beschuldigte er sich freilich direkt, in Dresden gegen Boehlendorff nicht ehrlich gewesen zu sein. Denn unzweifelhaft bezieht sich auf Boehlendorff und auf dessen Ugolino, was er aus jener Zeit über den »Liefländer B.« und sein an Schiller angelehntes »Drama aus der spanischen Geschichte« mitteilt — spanisch und italienisch konnte er so viel Jahre später leicht verwechseln, zumal er auch

Boehlendorffs »Fernando« in früheren Zeiten gekannt haben wird. In Dresden, so erzählt Steffens, habe er eine Menge junger Künstler kennen gelernt, »die mehr gemütlich als geistig produktiv durch die neuere Zeit angeregt waren«. Die Jamben der Schillerschen Dramen, die durch Tieck und die Schlegel eingeführten südlichen Formen, z. B. die des Sonetts, seien den jungen Dichtern übergeläufig geworden, und daraus seien gefährliche Verirrungen entstanden. Er habe manches Sonett sich vorlesen lassen, das sehr wohlklingend und doch zuletzt gehaltlos gewesen sei. Es folgt nun die uns interessierende Stelle.[102])

»Auf mich machten aber diese vergeblichen Versuche einen höchst traurigen Eindruck. Schmerzlich ist mir besonders die Erinnerung an einen jungen Mann. Es war ein Liefländer, B., der mich schon in Jena gesehen hatte, dort aber mir nicht nahe zu treten wagte. Ich erschien ihm zu hart und absprechend, und da ich mir meiner etwas weichlichen Natur und, wie mich oft ein unbedeutender Mensch, wenn er innerlich bewegt war, anziehen konnte, sehr wohl bewußt war, so überraschte mich diese Ansicht, als ich sie erfuhr. B. besuchte mich hier, und er wollte mit aller Gewalt ein Dichter sein. Er arbeitete in Dresden an einem tragischen Drama. Das Thema gehörte der modernen romantischen Poesie an. Es war aus der spanischen Geschichte, in Jamben gearbeitet und ganz in Schillerscher Manier. Wenn er einige Auftritte fertig hatte, eilte er zu mir und war, wenn er sie vorlas, überglücklich. Und in der That, mir schienen sie höchst wohlklingend und gewandt. Im Anfange erwartete ich selbst etwas von diesem Gedicht; das Außerordentliche, Tiefe und Bedeutsame wird, dachte ich, schon kommen. Ich lebte in einer schmerzhaften Spannung freundschaftlicher Anteilnahme. Allmälig wurde ein Akt nach dem andern fertig. Große Unglücksfälle häuften sich, heftige Gemütserschütterungen drängten sich, alle Personen des Dramas geriethen in Verzweiflung, aber das Bedeutsame wollte nicht zum Vorschein kommen. Zuletzt war es mir, als wenn das Geistvolle, wahrhaft Tiefe, anstatt durch die poetische Form enthüllt zu werden, durch den Wohlklang der Jamben und durch die Glätte des sorgfältig polirten Metrums gefesselt würde, so daß es durchaus nicht zum Vorschein kommen konnte. Je weiter das Drama gedieh, desto entzückter war der Dichter, desto mehr verschwand von meiner Seite eine jede Hoffnung. Und als der arme B. mit einer gränzenlosen Freude mir den Schluß seiner Arbeit vortrug, erkannte ich leider, daß sie völlig bedeutungslos war. Ich aber wurde nun von einem vernichtenden Gefühl ergriffen. Die Personen des Dramas waren mir völlig gleichgültig

geworden, aber desto mehr wuchs ein schmerzhaftes Mitleid mit dem armen Dichter. Die Natur schien mir grausam, die ein so leeres Streben mit einer so überwiegenden Gewalt in eine menschliche Seele hineinlegte. Eine jede Persönlichkeit hatte für mich einen Werth, ich vermochte es nie, sie aufzugeben oder als etwas Nichtiges zu betrachten, ja meine Theilnahme wuchs, hatte sie mich einmal angezogen, immer heftiger, je entschiedener eine frühere Erwartung zu verschwinden schien. Der junge Dichter war so überaus glücklich; der tiefste Geist konnte, wenn ihm das herrlichste Product gelungen war, keine größere Freude empfinden. Er fand sich gehoben, er glaubte, eine bedeutende Stelle unter den Dichtern erworben zu haben: und ich erkannte, wie alles leer und armselig war. Ich fühlte es wohl, daß es meine Pflicht wäre, ihm die Augen zu öffnen. Jetzt sollte ich ihm nun wirklich, und zwar aus echter Freundschaft so erscheinen, wie ich ihm in Jena aus der Ferne als ein Fremder abschreckend erschienen war. Aber ich war zu schwach, ich vermochte es nicht. Allerdings konnte ich sein Entzücken nicht theilen, ja ich äußerte mich wohl zweifelhaft über Manches; aber der glückliche Dichter, in seine Freude versunken, übersah den milden Tadel, und ich habe es wohl selbst verschuldet, wenn es ihm gelang, diesen als ein Lob zu betrachten. Das Drama war fertig, ja gedruckt, es ist mir abhanden gekommen, und ich erinnere mich nicht einmal des Titels. Ich brachte es Tieck. Trotz meiner eignen Überzeugung suchte ich mich zu täuschen. »Vielleicht,« dachte ich, »wird der kundige Dichter einige Vorzüge entdecken, die Dir verborgen geblieben sind.« Tieck las eines Abends das Drama vor,[103]) und zwar mit der seltenen Virtuosität, mit welcher er sich in die Absicht und die Eigentümlichkeit des Verfassers hineinzulesen vermag. Er wollte offenbar es so vortheilhaft vortragen, wie möglich, ja obgleich ich die Tieck'sche Art genau kannte, so ward ich dennoch durch meine Theilnahme getäuscht. Aber Tiecks Urtheil war so hart, als das meine. — — Ich habe später gehört, daß der arme Mensch in eine psychische Krankheit verfiel, ich habe ihn nicht wieder gesehen. Aber ich fühle fortdauernd Gewissensbisse über eine Schwäche, die ich mir nicht hart genug vorwerfen zu können glaube, und habe den Entschluß gefaßt, dichterische Versuche, wenn sie nicht von einem durchaus entschiedenen Talente unterstützt werden, wo man mein Urtheil verlangt, schlechthin abzuweisen.«

Diese Schilderung geht in manchem Betracht zu weit; sie ist ex eventu geschrieben — Steffens hatte inzwischen von Boehlendorffs traurigem Ende dunkle Nachrichten erhalten und

beurteilte nun doppelt scharf, was er einst zu duldsam angesehen hatte. Boehlendorff war nicht ohne poetisches Talent, hauptsächlich auf lyrischem Gebiete. Aber durch die gewaltigen dichterischen Eindrücke, die er in der bildsamen Zeit erfuhr, war eine Überspannung seines Wesens eingetreten, die ihm sein persönliches Können größer vorspiegelte, als es war, die einen gefährlichen dichterischen Spieltrieb in ihm großzog, die ihn auf eine hohe künstlerische Vollendung hintrieb, während er menschlich seinem Erleben nach unfertig war, die ihn stets auf die höchsten Muster blicken ließ und ihm das Bewußtsein eines heiligen künstlerischen Ernstes einflößte, während er sein eigenes Gebiet noch garnicht kannte. Er sollte es überhaupt als Dramatiker nie kennen lernen, obwohl er später noch wiederholt erklärte, es zu kennen. Wenigstens hat er durch kein fertiges dramatisches Werk diesen Ausspruch bewiesen. Die Wirklichkeit trat nun bald rauh an ihn heran und machte die bildende Hand des Schwärmers vollends unsicher, so daß dieser Ugolino, den er selbst immer nur als Übungsstück bezeichnete, die »kräftigste Erhebung seines Lebens« geblieben ist. Ein geborener Dramatiker war Boehlendorff natürlich überhaupt nicht; immerhin — seit wir eine klassische dramatische Dichtung haben, hat es unendlich oft poetisch veranlagte Naturen magisch zur Bühnendichtung gezogen, auch wenn ihnen die dramatische Urkraft durchaus fehlte; und einzelne ihrer Werke, die zwar nicht eigentlich dramatisch, aber doch wenigstens persönlich gehaltvoll sind, läßt man dann als Dichtungen in äußerlich dramatischer Form gelten. Vielleicht hätte es Boehlendorff noch einmal zu einem derartigen Werk bringen können, das zwischen dem subjektiven, verstiegenen Fernando und dem objektiven, aber unpersönlichen Ugolino stand. Aber das Leben, in dem er nicht Boden zu fassen vermochte, zertrümmerte ihm in den nächsten Jahren die geistige Kraft und gab nur seiner späteren Lyrik ergreifende und persönliche Töne. Der Trieb zu Werken in dramatischer Form hatte aber jedenfalls so gewaltsam sich in ihm festgesetzt, daß er sogar in den späteren Zeiten der Wahnsinnskrise, ja noch Jahrzehnte darauf in letzten Zuckungen sich bemerkbar machte; der Fluch des Epigonentums ist freilich auch gerade zuletzt noch in fast grotesker Weise hervorgetreten.

Als ein frühes Musterbeispiel wunderlichen, zwecklosen, doch nicht unsympathischen deutschen Epigonentums kann Boehlendorffs »Ugolino Gherardesca« gewisses Interesse behalten. Erschienen ist das Werk in vornehmer Ausstattung Dezember 1801 im Gerlachschen Verlage zu Dresden; es ist »Rudolf Steck zu Bern in der Schweiz« gewidmet.[104]) Zwei kleine Kupferstiche

zieren die erste und die letzte Seite des Textes; Laokoons Bildsäule[105]) aber dient (wie unter dem Personenverzeichnis bemerkt ist) als Titelkupfer. Wie Laokoon mit seinen Söhnen von den Schlangen umwunden wird, so stirbt Ugolino und seine Kinder — aber der Dichter hat wie der griechische Künstler die Darstellung in den Grenzen edler Schönheit gehalten: das sollte angedeutet werden. Die Art der Veröffentlichung entbehrt nicht eines gewissen Anspruchs. Auch das Vorwort — trotz aller Bescheidenheit — erhebt ihn. Zwischen Fertigstellung und Veröffentlichung hatte Boehlendorff das Werk im Manuskript an Goethe gesandt; auf Goethes ablehnende Antwort, die wir nicht kennen, nimmt offenbar insgeheim das Vorwort Bezug, dessen erste Hälfte wir hier zitieren: »Nur einen Versuch, der seiner Unvollkommenheit sich bewußt ist, lieber Leser, bringe ich dir in dem vorliegenden Werke. Die Kunst ist ein Heiligtum, und in den Vorhallen desselben wird noch kein Weihrauch gespendet, werden keine Kronen ausgetheilt. Der Opfernde, welcher sich nach der Gunst der Muse sehnt, sollte kein unbescheidener, begehrlicher Thor seyn. Das einzige, was er wünschen kann und darf, wenn er kein Frevler ist, der, seinem Herzen ungetreu, gestohlne Opfer darbringt, ist, daß die ächten Priester des Heiligthums, die das erfreuen sollte, was sich mit Liebe einem ernsten, hohen Zwecke widmet, ihn prüfend belehren mögen — durch strenges, aber wohlgegründetes Urtheil — nicht durch Weissagungen und Orakelsprüche, die bey jedem, welcher sich eines festen und lebendigen Strebens bewußt ist, ihres Zwecks verfehlen.«

◇ ◇ ◇

# Fünftes Kapitel.

## Bremen.

### I.

[Erlebnisse.] Mit den neuen enthusiastischen Schweizer Plänen hatte Boehlendorff einen tragikomischen Mißerfolg. Als Herbart seinen langen Brief vom September 1800 erhielt, da hatte er soeben an Fritz Horn geschrieben und Ziemssens Stelle bei Sinner Horns jüngstem Bruder Franz angetragen;[1]) Ziemssen wünschte nämlich Sinner zu verlassen und die von Boehlendorff erstrebte Stelle bei Frisching selbst anzunehmen.[2]) Und als Boehlendorffs Bitte um Vermittlung bei Zehender ankam, da war eben dieser Ziemssen gerade bei Zehender zu Besuch.[3]) Die ganze Sache wurde nun von den Schweizer Freunden beraten. Zehender meinte gleich, Ziemssen habe keine Verpflichtung, mit seinen Ansprüchen zurückzutreten. Vor allem schien es deshalb zwecklos zu sein, weil Ziemssen »bey einer andern Veranlassung dem Herrn Frisching (der ein naher Verwandter von Watteville ist, bey dem Boehlendorff zuerst war) schon sehr deutlich abgemerkt hatte, daß er mehr gegen als für Boehlendorff eingenommen sey«.[4]) Zehenders Rat wurde Ziemssen von Steck und May bekräftigt, und so nahm er die Stelle bei Frisching an. Es blieb noch die Möglichkeit, Boehlendorff wieder mit Sinner einig zu machen. Aber auch das erwies sich als unmöglich. Auf einen Vorschlag Ziemssens, Boehlendorff jetzt zur Rückkehr zu bewegen, erwiderte Sinner ausweichend: Boehlendorff sey ihm sehr teuer, und um Fritzens Willen wünsche er seine Rückkehr allerdings, aber für Ludwigs und Ferdinands Erziehung halte er ihn nicht ganz passend, und ohnehin würde Boehlendorff sich wohl nicht auf lange Zeit engagieren, wenn man ihn auch bewegen würde zurückzukommen. »Kurz ich sehe aus allem,« schließt Ziemssen seinen Bericht, »er wünsche Boehlendorff nicht; worauf ich natürlicher Weise noch dazu ohne Boehlendorffs Auftrag nicht weiter dringen durfte.«[5]) So wurden diese Pläne Boehlendorffs zunichte. Es ging ihm sicher nah,

daß auch die nächsten Freunde (ohne alle böse Absicht) dazu mitgewirkt hatten. In den künftigen, gleich herzlichen Briefen an Steck klingt stets ein melancholischer Ton mit; und noch im März 1802 läßt Zehender Boehlendorff durch Herbart mit den Worten grüßen: »Sag ihm, daß er mir Unrecht that wegen der Stelle bei Frisching.« [6]) Zehender hatte er also anfangs direkt gegrollt.

So blieb denn nichts übrig, als auf die Pläne vom Januar zurückzugreifen: [7]) in Bremen das zu erstreben, was in der Schweiz jetzt nicht möglich war. Und dazu, ja zu einem dauernden Ansässigmachen suchten die Bremer Freunde, vor allem Smidt, von vornherein treulich zu verhelfen.

Am 23. November 1800 hören wir zum ersten Male, daß Boehlendorff in Bremen ist. [8]) Am 13. Dezember wurde Smidt, bisher Professor am Gymnasium illustre, Bremer Senator und erhielt dadurch gleichzeitig Gelegenheit und genügenden Einfluß, Boehlendorff fördern zu können. Smidt hatte in der Börse vor Herren und Damen historische Vorlesungen gehalten, in einem halbprivaten Kreise; am 16. Dezember ließ er unter seinen Zuhörern ein Zirkular herumgehen, durch das er anzeigte, wegen Geschäftsüberhäufung seine Vorlesungen nicht fortsetzen zu können, und außerdem mitteilte: »Der Wunsch mehrerer M. H. Z. hat sich mit dem meinigen dahin vereinigt, Herrn Böhlendorff, Gelehrten aus Curland, meinen vieljährigen Freund, der sich seit einigen Monaten hier in Bremen aufgehalten, und dem es so wohl bey uns gefallen hat, daß er für immer unser Mitbürger zu werden hofft — um die Fortsetzung dieser Vorlesungen zu ersuchen. Er ist dazu bereit und wird am nächsten Freitag d. 19ten Dez. in der Geschichte der römischen Kaiser da fortfahren, wo wir in der letzten Vorlesung stehen blieben.« Achtzehn Zuhörer erklärten sich durch Unterschrift einverstanden.

Damit war Boehlendorff also in die Bremer gute Gesellschaft eingeführt, und zwar gleich mit dem Zusatz, er wünsche sich hier ansässig zu machen. Schon einer der Freunde Smidts, Dr. Conrad Thulesius aus Delmenhorst in Oldenburg, war Bremer Bürger geworden und hatte — am Tage von Smidts Hochzeit — eine Schwester der Brüder Noltenius heimgeführt. Thulesius hatte in Jena studiert, aber vor Boehlendorffs und Herbarts Eintritt in die Gesellschaft der freien Männer. Nun wurde er als Smidts Freund auch diesen beiden vertraut. Herbart dachte noch ein paar Jahre in Bremen zu bleiben; doch war für ihn diese tätige Muße Vorbereitungszeit für eine akademische Laufbahn an anderem Orte.

Es gab in Bremen eine private »Literarische Gesellschaft«, in der Smidt als Mitglied auch gelegentlich vorgetragen hatte,

und in der er jetzt Herbart und Boehlendorff vorstellte. Jährlich einmal kam diese Gesellschaft mit der literarischen Sozietät der Nachbarstadt Oldenburg zusammen. Auch diese Verbindungen konnten nützlich werden für Boehlendorff, denn in Oldenburg waren mehrere literarisch schon bekannte Männer ansässig: der Kanzleirat Gerhard Anton von Halem, Freund der Familie Herbart, und der Arzt Gramberg nebst seinem Sohn, dem Kammersekretär Gerhard Anton Hermann Gramberg. In den Kreis dieser dichtenden Oldenburger Beamten sandte Smidt seinen Freund schon November 1800 hinüber, indem er, auf ein Xenion anspielend, in einem scherzenden Begleitschreiben Bremen für zur Zeit unfähig erklärte, die literarischen Gaben Boehlendorffs genügend vergüten zu können:

»Die bremische literarische Gesellschaft entbietet der Oldenburgischen Schwester ihren Gruß durch einen Freund, der sie kennen zu lernen wünscht und von ihr gekannt zu werden verdient. — — Herr Böhlendorf, so heißt der Überbringer, hat uns gestern bei der Verlesung seines Fernando aufs neue die Wahrheit der bekannten Xenie, daß die Muse von der Weser leider gar nichts zu erzählen wisse, empfinden lassen, und wir sehen deswegen keinen andern Rat, als auf unsere Freunde an der Hunte zu trassieren, indem wir nicht zweifeln, dieselben werden diesen unsern Wechsel gefälligst honorieren und für das Ausgelegte so lange Credit verleihen, bis bessere Zeiten uns in den Stand setzen, Capital und Zinsen zu vergüten.

Bremen, den 26. Nov. 1800.

Im Namen der brem. lit. Gesellschaft J. Smidt.«

Wir dürfen annehmen, daß Boehlendorff damals bereits mit Halem bekannt wurde und sich mit dem jüngeren Gramberg befreundete.[9])

In Bremen selbst war unter den Gebildeten lebhaftes Interesse für Literatur und Wissenschaft vorhanden. Außer Boehlendorffs Vorträgen in der Börse gab es auch noch solche von Thulesius, Herbart und anderen im Vereinsgebäude Museum am Domshof. Auf künstlerischem Gebiete produzierte man im allgemeinen hier nicht (wenn auch Smidt[10]) einiges in Hexametern und Distichen gedichtet hat), sondern man nahm auf, musizierte gesellig und versuchte sich in Darstellungen dramatischer Werke. Es hatte sich neben der literarischen Gesellschaft, zu deren eigentlichen Sitzungen nur Männer Zutritt hatten, ein familiärer literarischer Kreis gebildet. Die Noltenius »machten den Fond dieses Familien-

zusammenhanges aus«. Eberhard war 1801 wieder in der Vaterstadt; Boehlendorff befreundete sich jetzt vor allem mit dem ältesten der Brüder, Heinrich Noltenius, der mit Anna Rohde, einer Schwester von Smidts Frau Minchen Rohde, verheiratet war. Heinrich Noltenius war fünf Jahre älter als Boehlendoff, Kaufmann in Kamelgarn und Seide auf der Obernstraße. Eine Schwester Smidts hatte der Ratsherr Castendyk geheiratet; Thulesius, der ja mit den Noltenius verschwägert war, der Elternmann Kulenkamp (ein besonderer Freund und Helfer Boehlendorffs und Herbarts), Ewald, Prediger an der Stephanikirche, Richter Oelrichs vervollständigten den Kreis. »Man kömmt um 6 Uhr zusammen, vor Tisch wird vorgelesen, kalt gegessen und nach Tisch Musik gemacht. Oelrichs — in Knigge's ehemaliger Wohnung — geben beständig den Saal dazu her.« [11]) Herbart, der hier Berichterstatter ist, fügt hinzu, das Leben in diesen Familien »könne fast idealisch scheinen«. »Wenigstens fühlt sich jedermann wohl unter den übrigen; und eine Reihe stiller Familienfreuden dreht sich in einem Kreise, der niemanden ermüdet.« Ebenso erfreut waren diese Bremer Familien über die beiden Neulinge, die dem ganzen Zirkel bald befreundet waren und (nach Frau Smidts Ausdruck) »durch sich unendlich viel gaben«.[12])

Diese im Januar 1801 geschriebenen Worte trafen sicher noch für eine ganze Weile auf Boehlendorffs Erfolge in Bremen zu, und wir würden sehr irren, wenn wir die nachteilige Schiderung, die Smidt im Alter von Boehlendorffs Bremer Aufenthalt gab, für eine objektive halten wollten; wie Smidt aber zu dieser ungünstigen Beleuchtung kam, das wird uns später völlig klar werden.

Boehlendorff sollte die Vorträge Smidts über »Menschengeschichte« fortsetzen. Nun erforderte das gleichzeitig historisches Wissen und Übung. Das zweite besaß Boehlendorff garnicht, das erste wahrscheinlich auf welthistorischem Gebiete nicht im genügenden Maße. So mußte er sich stark vorbereiten und hatte dann doch nicht die ausreichende äußere Sicherheit. Kurz — er blieb mehrere Male in seinen Vorträgen stecken. Immerhin muß er das allmählich überwunden haben, denn er wurde nicht nur im nächsten Sommer zu Vorträgen andrer Art in Bremen aufgefordert, sondern setzte im folgenden Winter die alten fort und gedachte sie später aufs neue aufzunehmen. Die jungen Frauen Bremens, die um den pädagogisch lehrenden Herbart einen lauschenden Kreis bildeten, waren auch ihm durchaus zugetan. Sie überwogen in der Zuhörerschaft seiner historischen Vorträge, und er fühlte sich wohl in diesem Kreis. In der reichen geselligen Unterhaltung lag freilich eine Gefahr für ihn. Er

selbst sagt in einem Brief vom April 1801:[13]) »Meine Kenntnisse sind noch gewaltig lückenhafft und stümperhafft. Das Leben oder der Müssiggang hat noch einen unbeschreiblichen Reiz für mich ... Die Liebenswürdigkeit der hiesigen Weiber läßt mich auch nicht recht zu Atem kommen, weil sie so nahe um mich herumsitzen und ich ganz außerordentlich gern mit ihnen plaudern mag ... und so manchmal ich mich auch herzhaft losreiße, ist es doch bald um die freie Laune des Träumens und Philosophirens im einsamen Zimmer gethan, wenn ich es nicht aus blauen oder braunen Augen herauslesen kann.« Es ist für jemand, der mit Ernst sein Leben aufbauen will, auch wohl nicht das Richtige, wenn er klagt[14]) über »die Katakomben der historischen Memoiren, die er zum Behuf seiner Vorlesungen zu durchirren habe, wo man unter vielem Gähnen denn doch manche wohlerhaltne Mumie finde«.

Freilich hatte Boehlendorff früher nicht an historische, sondern an ästhetische Vorlesungen gedacht, für die aber fürs erste scheinbar kein Raum war. So suchte er denn jetzt das, was er auf ästhetischem Gebiet bisher produktiv geleistet hatte, praktisch für sich zu verwerten. Der Mißerfolg, den er zunächst damit hatte, wird umso schmerzlicher gewesen sein, als er dies ja für sein eigenstes Gebiet hielt und sich in froher Zuversicht die höchsten Hoffnungen gemacht hatte.

Iffland wird Ende 1800 oder Anfang 1801 auf die Zusendung des Ugolino mit nein geantwortet haben. So wandte sich nun Boehlendorff an den berühmtesten aller Theaterdirektoren, an Goethe, mit folgendem Brief:

»Bremen 18. Febr. 1801. Wie gerne möchte ich hoffen, daß der beigesendete Versuch eines Trauerspiels, welchem ich die Ehre wünsche, auf Ihrem Theater zu Weimar vorgestellt zu werden, die Freiheit dieses Schreibens entschuldigen möge. Die Unternehmung, die Geschichte des Ugolino, nach der berühmten Darstellung des Herrn von Gerstenberg für die deutsche Bühne neu zu bearbeiten, würde, wenn auch der Reichthum der dahin gehörigen Italiänischen Chronicken weniger beachtet wäre, durch den Aufsatz des Herrn Professor Schlegel (Dantes Hölle, Horen 1795, achtes Stück) im voraus gerechtfertigt scheinen. Ob ich den glücklichsten und reichsten Moment getroffen, nach welchem ich gestrebt habe, erwarte ich von der höhern Critik der wahren Meister in der Kunst zu erfahren, indem ich zum voraus bekenne, in dem lezten Akt mehrere Züge von Herrn von Gerstenberg geliehen und meiner Idee angepaßt zu haben. Der Wallenstein, welcher aber herauskam, als ich dieses Gedicht

ausarbeitete, wurde das Bild in meinem Geiste, welchem die Darstellung ähnlich werden sollte, allein wie könnte ein erster Versuch nicht unendlich hinter dem erreichten Ziele des Meisters zurückbleiben? — Auch die strengste Critik wird jenes Werk, wie sehr ich auch die Bühne meines Helden, nach den Anlagen der Geschichte, zu einem möglichen Ideal zu erweitern gesucht habe, nicht zum Gegenstand der Vergleichung machen wollen, welches ich als das Tribunal der Beurtheilung meiner Arbeit anerkenne. Auf die Erinnerung einiger Theaterfreunde, habe ich für die Aufführung mehrere ergänzende Stellen weglassen, und den lezten Akt, um den zu häufigen Wechsel der Szene zu vermeiden, anders anordnen müssen.[15]) Indessen unterwerfe ich die theatralische Aufführung dieses Stücks, jeder weitern Veränderung, die Ihr Urtheil bestätigt, und wünschte nur, mich des Vortheils Ihrer Belehrungen miterfreuen zu dürfen. — — N. S. Sollten Ew. Hochwohlgeboren die Aufführung des Ugolino nicht annehmlich finden, so muß ich die Bitte hinzufügen, das Manuscript an meinen Freund, H. Prof. Stahl in Jena, oder falls derselbe nicht gegenwärtig wäre, an H. Doctor Gries aus Hamburg, ebenfalls in Jena, zu übersenden.«

Wir kennen die kurze weitere Geschichte dieser Einsendung. Gewiß, Boehlendorff hätte sein »Übungsstück nach dem Wallenstein« nicht an Goethe schicken sollen. Aber leid kann er einem doch tun, wenn die beiden mit Scheu verehrten Dichter sich folgendermaßen darüber unterhalten. Goethe an an Schiller am 11. März 1801: »Sie erhalten zugleich ein Trauerspiel, in welchem Sie mit Schrecken abermals, wie mich dünkt, aus einem sehr hohlen Fasse, den Nachklang des Wallensteins hören werden.« Schiller an Goethe am 20. März: »Den Ugolino können Sie auf keinen Fall brauchen. Es ist nichts damit zu thun als ihn an den Herrn Dr. Gries aus Hamburg, der sich noch hier aufhält, so schnell als möglich zurückzugeben.« Was Goethe Gries als Antwort mündlich oder schriftlich mitgab, wissen wir nicht; wahrscheinlich hat er entschieden von der Laufbahn des Dramatikers abgeraten.

Boehlendorff hatte diesmal sein Werk im Manuskript etwa gleichzeitig zweien angeboten: Am 25. Februar nämlich wandte er sich an Clemens Brentano und bat ihn um Vermittlung mit der Frankfurter Bühne, die er von der Hinreise in die Schweiz kannte. Mit Brentano und seinem Kreis – Savigny und August Winkelmann — war er ja recht gut bekannt. So sandte er denn folgenden Brief an ihn:

»Bremen den 25. Febr. 1801. Lieber Brentano — In einem Briefe an Savigny äußerte ich einmal den Wunsch, den Versuch eines Trauerspiels, den ich in Dresden ausgearbeitet habe, auf dem Frankfurter Theater gespielt zu sehen. Ich erinnre mich einiger wackerer Schauspieler und besonders Werdys, den ich auf gewisse Weise vor Augen hatte, als ich in meinen Gedanken die Rolle des Franzesko, des Sohnes des Ugolino, der eine ziemlich wichtige Person in dem Schauspiel ist, besetzen wollte. Savigny wies mich mit meinem Vorhaben an Sie — Verzeihen Sie mir also die Anfrage, ob ich Ihnen den Versuch übersenden darf, und ob Sie glauben, daß auf dem dortigen Theater ein Stück in Jamben (wenn es sonst annehmbar wäre) mit Beifall könnte gegeben werden? ob Sie glauben, es bey der Direkzion dahin zu bringen, daß sie sich für die Aufführung interessirte, und was sie für Bedingungen machen würde? Mir ist am meisten um die gute Darstellung zu thun — nächstdem — bin ich leider! ein Schriftensteller und das ist genug gesagt! — Ihre Critik insbesondre fürchte ich und wünsche ich zugleich, denn ein wizziges und humoristisches Verdammungsurtheil kann schon manche Lücken und Blößen ausstellen. Ich selbst bin mit meiner Arbeit keinesweges ganz zufrieden — sie spricht die Grundideen meiner Kunstansicht nicht aus — weil man mich bey meinen Arbeiten öfters beschuldigte, etwas mehr, als es geziemt, zu rasen, habe ich mir das Zwangsgesetz auferlegt, so vernünftig als möglich zu schreiben, und Schillers Werke zu meinem Maßstabe gemacht. Aber wohl zu merken — nur für dieses Stück — wenn ich anders noch ein zweytes schreiben sollte«...

Auf diese Zeilen (deren liebenswürdig gehaltenen Schluß wir hier auslassen) erhielt Boehlendorff insofern eine Zusage, als Brentano ihn ersuchte, das Stück zu senden. Boehlendorff tat es und legte einen Brief bei, aus dem einerseits starkes Selbstgefühl, anderseits persönliche tiefe Mißstimmung sprach. Das Urteil Brentanos, das darauf eintraf, war offen ablehnend; er meinte, es sei besser, man breche wegen der Reizbarkeit Boehlendorffs ganz mit diesem Thema ab. Im übrigen wünschte er ihm nützlich zu sein, indem er ihm zur Mitarbeit an einer kritischen Zeitschrift (sicherlich der Erlanger Literaturzeitung) verhalf. Boehlendorffs darauf folgende, im April geschriebene Antwort, aus der wir das vorige rekonstruiert haben, ist erhalten.

»Ihre Briefe, lieber Brentano«, beginnt Boehlendorff, »waren mir ganz recht. Bleiben Sie mir immer so ehrlich, als Sie es bis dahin waren... Ich selbst fälle noch über meine poetischen Talente kein entschiednes Urtheil, weil meine Versuche weit

hinter dem Bilde meiner Anschauung zurückbleiben. Fällen Sie es auch nicht zu früh, mein Freund. Ich will mein Werk noch einem gescheuten Manne zu beurtheilen geben — dieser gescheute Mann ist Steffens — Wollen Sie sich erbitten lassen, mich gleichfalls öffentlich zu casteyen, so mache ich denn selbst die dritte Rezension.[16]) Wir wollen sehen, ob Sie genauer und ehrlicher mit meiner Arbeit, der ich mich doch nicht schäme, umgehen werden, als ich selbst«. Er schildert nun weiter seine Lage in Bremen mit den Worten, die wir oben schon hörten, droht scherzhaft, sich als Rezensent an Brentano zu rächen — »Sie haben das Schwerd in meine Hand gegeben«. Gleichwohl hat er »iezt da er dran soll« Scheu vor dem Kritisieren, glaubt seine Kenntnisse den Anforderungen nicht gewachsen und schildert weiter sein Menschliches als von vielerlei Beschäftigungen und Stimmungen zerrissen. Er will Brentano begreiflich machen, daß er ganz anders ist als sein peinlich einem großen Muster nachgebildetes Drama. »Dies im Vertrauen — damit Sie mein Schicksal kennen, und mich nicht, etwas unvorsichtig, mit meinem Ugolino vermengen und creuzigen mögen. Meine Freunde kennen mich meistens in heiterer und froher Stimmung. Aber Wirklichkeit oder auch phantasirte Wirklichkeit machen mich bisweilen schwer — und iezt öfter als sonst — und diese schwere Stimmung lag auf meinem Briefe Nr. 2, dessen Gehalt Sie gefälligst übertrieben haben.« Mit diesem Bekenntnis Boehlendorffs kehren wir zurück in einen uns längst geläufigen Gedankenkreis: »phantasierte Wirklichkeit« steht noch immer zwischen ihm und dem Leben und ängstigt ihn. Er rettet sich innerlich wieder in sein Selbstbewußtsein, in den Glauben »an seinen Weg«, den er sich errungen habe: »Ferner halte ich alle dieienigen Menschen für wirkliche Dichter, welche fähig waren, ein geistiges Leben, im Hinterhalt ihres persönlichen, als ihr liebstes, frei zu bewahren, und auszubilden. Die Menge der Verschiedenheiten der Lage und der Umstände, wodurch man sich hindurchwinden muß, individuelle Qualen verlängern oder verkürzen diesen Weg und bringen die Kreuz und Querzüge der iungen Poeten hervor ... Ich habe meinen eignen Weg endlich mühsam — kennen gelernt — weiß, was ich will — und wo meine Grenzen liegen und so fechte ich das Lustspiel mit«.

In der Tat, Boehlendorff war noch immer ein ganz andrer, als sein glattes Epigonendrama das vermuten ließ. Das zeigen auch die drei ganz unliterarischen Briefe, die er im Frühjahr 1801 an seinen Freund Heinrich Noltenius, der auf Geschäfts-

reisen in Braunschweig und Hannover war, richtete. Auch während dessen Abwesenheit war er im Nolteniusschen Hause bei der jungen Frau Anna täglich zu Tisch, und in deren Auftrage und persönlich gab es genug zu berichten. Die Briefe Boehlendorffs sind seit der Zeit in Bursinel wesentlich sachlicher, sympathischer geworden. Sie zeigen jetzt sogar Anflüge von Humor, der freilich mit persönlicher Bitterkeit durchsetzt ist. Beunruhigend wirkt noch immer die Sprunghaftigkeit; die Lücken der Gedankengänge sind zum Teil kaum ergänzend zu überbrücken.

Jene drei zeitlich nahe zusammen gehörigen Briefe (nur der erste ist bestimmt datiert) scheinen alle dem Februar 1801 zu entstammen; der letzte ist in Versen abgefaßt. Eine gemischte Stimmung spricht aus allen dreien; es wechseln miteinander ab Freude an der Zuneigung des augenblicklichen Lebenskreises, heimliche Unruhe in all dem ruhigen Leben, Mißmut über die Anforderungen des Tages, Mißmut über die eigne Person, Versuche sich mit dem Dasein abzufinden. Seine Schwäche, allzu leicht auf sich selbst zu kommen, kennt Boehlendorff jetzt ganz genau, und er ändert deshalb mehrfach plötzlich die Richtung des Briefes.

»Ich hätte Dir schon längst geschrieben, bester Heinrich« — beginnt der erste Brief vom 14. Februar — »wenn ich bey Laune gewesen wäre, Dir, wie Anchen verlangt, einen recht heitern langen Brief zu schreiben, aber ich habe vergebens auf Tag und Stunde gewartet, wo der böse Dämon mich verlassen würde, der mich verdrießlich, stumm und todt macht. Die Phantasie hat ihre Schwingen schwarz gefärbt, und fliegt wie eine Fledermaus, nur drei Zoll hoch über den Boden. Die Geduld steht in eine Rindshaut eingenäht vor meiner Stubenthüre, und hält mit meiner Vernunft langweilige Gespräche, und der liebliche Gast Muthwille ist gar zwischen den Thürangeln eingeschraubt, und seufzet erbärmlich, so oft ich die Thüre öffnen und wieder zumachen höre. Ich beiße die Zähne zusammen, spanne alle Nerven der Besinnung auf, halte mich sorgfältig in den Gränzen der Gelehrsamkeit und der Sittlichkeit borniert, aber es will alles nicht helfen, wer nicht schwimmen kann, muß waten, und wenn der Deputat sich über die Halbstiefel hinweg erstrecken sollte, er muß, denn die Naturgeschichte hat für die bekannten, vierfüßigen, schwergebaueten Thiere noch kein Mittel zum Fliegen erfunden — Sapienti sat.« Nach weiteren hypersubjektiven Erörterungen sucht er umzulenken, und wir sehen, wie er, mit dem angeborenen Wandertrieb in der Seele, nur schwer sich beruhigt im bürgerlichen Gang der Tage: »Wiewohl, etwas recht Vernünftiges von unserm Leben hier zu erzählen, das seit

Deiner Abreise weggelebt worden ist, wüßte ich nicht — es sey denn, daß Friederike und Eberhard eines Nachmittags von zwey Uhr bis Abends zwölf Uhr L'Hombre und mit Smidt bis zwey Uhr Nachts Boston gespielt haben, welche Heldenthaten denn immer mit einiger Langenweile bezahlt zu werden pflegen. Daß ich Spiel und Langeweile beydes richtig mitgemacht habe, kannst Du leicht denken. Gestern Nachmittags aber war ich mit Smidt und Eberhard zu Meister Nieß gegangen, der ein gescheuter Politikus und ein recht brillanter Schuster ist, mit einer Kegelbahn, in welche ich im Sommer oft den philosophischen Tumult meiner Seele hinauszuschieben gedencke. — Du hast recht schöne Tage lieber Bruder und wir genießen sie mit Dir. Ich war Anfangs willens, Dir Anchens täglichen Wetter Calender zu schicken, allein ich finde, daß ich heute bin, wie nasses Stroh und den Wettercalender nicht machen kann. So viel kann ich sagen, daß Wolcken und entfernte Gewitter, die aber niemals zum Einschlagen kommen, an der Spitze iedes Tages stehen müssen — übrigens sezt Herbart des Abends ihre Finger zum Spielen zurecht, so daß Du künftig recht viel Musick haben wirst, und ich sitze indeß auf der Ecke des lieben Sophas und klimpere auf dem verdorbnen Instrument meiner Laune.« Auch von seiner Schriftsteller-Laufbahn spricht er in gleichem Tone: »Ich muß Dir bey dieser Gelegenheit sagen, lieber Heinrich, ich hoffe es noch hier in Bremen dahin zu bringen, daß mich Meusel in sein Gelehrtenlexicon aufnimmt,[17]) und dann denk' ich, bin ich soweit, als ich zu gehen brauche — ein skelettirtes Blatt, woran noch hie und da Adern zu sehen.«

Der zweite, wenige Tage später geschriebene Brief gibt stellenweise noch tieferen Einblick in den Grad der inneren Unruhe, wenn er auch überlegener geschrieben ist; der dritte ist dann der heiterste. Wir hören im zweiten zunächst, wie Boehlendorff gelegentlich es nicht unterlassen kann, Herbart bei seinen gelehrten Unterweisungen der Frauen zu necken, und wie ihm das die Frauen verübeln, so daß er »Peccavi« sagen muß. Er wird dann aber wieder in Gnaden angenommen. Die wichtigste Stelle des Briefes, die wir trotz des scherzenden Tones eingedenk einer früheren Äußerung Boehlendorffs nicht zu leicht nehmen dürfen, ist die folgende: »Allein ein schwüriger Punkt, den bisher noch glücklich die Schleier der Verborgenheit deckten, ist in Deiner Abwesenheit zur Erörterung gekommen — ein gewisser Spinozistischer Glaube und daher fließender Unglaube — welcher die sogenannte substanzielle Unsterblichkeit an den Nagel hängt, der sich dadurch kund gegeben, daß ich einigemal

in der Stimmung war, mich zu erschießen, welches aber aus Rücksicht auf mein iunges Leben bis iezt noch nicht geschehen ist. Nein! aber im Ernst — die schöne Gewißheit, mit der Anchen ihren Glauben hegt, welche entschieden ieden Zweifel an dieser Ahndung vernichtet, hat mir manche schöne Minute gegeben — überhaupt, sage ich, und bestätige, was ich Dir vielleicht schon von Mund zu Mund gesagt, oder doch hätte sagen können, daß, wenn man bis weilen mit solchen Armensünder Gedanken wie pag. 2 dieses Briefes in der ersten und zweyten Zeile [s. oben Z. 1] zu sehen, sich herumzutragen Trieb und Ursache findet, es die Frauen in Bremen sind, die einen doch nicht umkommen lassen, ehe sie wenigstens die Seele für den Himmel tüchtig gemacht haben.» Also er war zuweilen nahe daran, ganz am Leben zu verzweifeln. Es gab eben dunkle Gegenden in seiner Seele, und bereits hatte er ein heimliches Gefühl, als ob es ihm doch nie gelingen würde, sich in einen äußeren Arbeitszwang zu fügen, dem sich ein Teil seines Innern ja stets widersetzte. Noch schlimmer, daß sich nicht unterscheiden ließ, ob diese innere Widersetzlichkeit sein guter oder sein schlechter Teil war. So macht denn der Schluß des Briefes den ganzen Gedankengang noch einmal durch: Entschluß sich abzufinden — Gefühl, daß diese Abfindung kein erstrebenswertes Ziel sei — neuer Entschluß, den Subjektivismus abzuwerfen: »Ernstlich habe ich aber nun beschlossen, ein verteufelter Gelehrter zu werden u. zu dem Behuf recht viel Vernunft u. Bücher zu sammeln, meine Stunden einzutheilen, und einen brauchbaren Calender über meine Thüre zu nageln, um die Flucht der Tage zu berechnen — Die Philosophie will ich als meine Braut ansehen, u. die Historie als meine Geliebte, die Poesie aber nur als eine galante Buhlschaft, gleichsam als die Frau meines Mäzens, der man nur einmal die Woche bey der Toilette aufwarten darf. Du sollst sehen, wie die Welt, und insbesondre Y. Y. Z. mit mir zufrieden seyn werden — Eine Abendstunde wird mir immer übrig bleiben, um alles, was ich vornehme, mit Dir zu belachen — — Guter Freund! es giebt dunkle, unenthüllbare Pausen im Leben, in denen man an Händen und Füßen gebunden, zwischen Lufft und Erde hinschmachtet und sich von den Regentropfen nährt, die von Zeit zu Zeit vom Himmel fallen — gut, wenn sie vorübergehen, und ein biegsames, gelenkiges, wohlwollendes, dummes Wesen übrig bleibt — herumwandelnd im Gleise der Gewöhnlichkeit — ohne Furcht — ohne Hofnung — den Rest der Krafft gänzlich in die Außenwelt gerichtet — — gut! aber auch schrecklich! — — Was schreibe ich Dir? Was ich ebenso gut

hätte für mich behalten können — denn Anchen sagt mir immer, ich solle Dir heiter schreiben — warum bin ichs denn nicht? Ich versichre Dich — ich kann es seyn, und werde es noch lange können, wenn auch nicht in iedwedem Augenblick. — In Deiner Seele soll mein Mißmuth zum neuen Muthe werden — denn durch iedes Extrem, das an sich selbst Verderben ist, regt sich die Seele auf, die Mitte zu suchen, in welcher das Gleichgewicht beharrlicher Stärke beruht — und so hoffe ich auch fest, daß diese Überzeugung, auf mich selbst zurückkehrend, aus der persönlichen Vernichtung, in der ich mein Selbst wie verloren sehe, mich zu der festen Ruhe, Besinnung und Stärke geleiten werde, welche sich vereinigen müssen, um dem Menschen seine Stelle in der Welt zu erwerben und zu erhalten, bis er vergeht.« [18])

Inzwischen hatte Heinrich Noltenius selbst einen poetischen Brief nach Haus gesandt, in dem er besonders über Boehlendorff humoristisch geschrieben hatte, und Frau Anna übertrug also dem Freunde die Antwort. Er erwiderte in uns nur teilweise verständlichen Knittelversen auf die Scherze, erzählte außerdem wieder einiges aus dem Bremer Leben, von Herbarts Erziehungs- und Musikunterricht, von Smidts täglichem Whistspiel,[19]) von Eberhard Noltenius, Thulesius, Horn (der also jetzt auch, anscheinend mit seinem Bruder Kurt, dem Mediziner, in Bremen war), von den Aufführungen bei Oelrichs, wo Emilia Galotti dargestellt werde. Dabei liebt es Boehlendorff, sich etwas als Schwerenöter hinzustellen:

»Die Gräfin Orsina macht Minchen fein!
Ich hoffe, Smidt wird der Prinz nicht seyn —
Doch ich — so wie die kleine Motte
Um's Licht fliegt, und die Flügel brennt,
Ich wär' es gern, beym Element!«

Auch von den Vorlesungen spricht er, nennt sie des Teufels Eingebungen, weil sie ihn zu schriftlicher Vorarbeit zwingen und so von der geselligen Heiterkeit fernhalten. Den Freund wünscht er sehnlich zurück, bedauert ihn in der Verbannung und gesteht:

»Ich indeß, ohne Scham und Gram
Trinke Deinen Wein, esse Deinen Braten,
Lebe von Deines Schweisses Thaten —
Höre Deine lieben Kindlein fein
Alle liebe Tage Vater! schrein,
Sehe Deiner Anne holde Augen,
Und vernehme die Stimme mild.« —

Es fragt sich: was kann ihn denn eigentlich bei so geselliger Abwechslung und freundschaftlicher Hilfe mit Recht

bedrücken? Die in seinem Charakter liegenden Gründe haben wir schon genannt. Hinzu denken müssen wir uns aber vor allem äußere Bedrängnis. Die Freunde halfen, gewiß. Aber er mußte weiter und fühlte noch immer keine Möglichkeit. Wohin er blickte, alle Freunde hatten etwas erreicht oder waren auf dem Wege dahin. Er dagegen, der schon eine Zeit bitterer Not hinter sich hatte, der sich von Schulden bedrückt fühlte, mußte immer neue Hilfe annehmen und kam doch dabei im bürgerlichen Leben nicht vorwärts. Boehlendorff hat in Bremen seine Sprachkenntnisse verwertet und neben den Vorlesungen italienische Stunden gegeben.[20]) Viel brachte das aber auch schwerlich ein. Zu Almanachen steuerte er seit kurzem Kleinigkeiten bei, aber leben ließ sich davon nicht. Das waren die Nöte, die ihn wieder und wieder bewegen mußten, und aus denen er, wie die Briefe zeigen, bei seinem Charakter keinen Ausweg fand. Aber es kam nun noch schlimmer; denn jetzt schlug ja seine Haupthoffnung fehl, die Hoffnung auf den dramatischen Sieg durch die Bühne. So schlimm der Rückschlag innerlich war, äußerlich war die Enttäuschung auch von den bittersten Folgen. Es galt nun durchaus irgendwie anders Boden zu fassen, um existieren zu können.

Das Winterhalbjahr, und damit die Zeit der historischen Vorlesungen Boehlendorffs, ging vorüber, seine Einkünfte waren für den Sommer noch geringer. Die Hilfe der Freunde setzte indes nicht aus. Bei den Noltenius war er nach wie vor am meisten zu Gast, sehr oft auch bei Smidt, in der Stadt oder auf dessen Landgut zur Dunge.[21]) Seine Wohnung hatte er bisher für sich gehabt.[22]) Jetzt zog er in dasselbe Haus, in dem Herbart wohnte. Es lag in der Jakobistraße, und zwar an der Ecke der »Hasenpforte«, einer Art Sackgasse, die aber ursprünglich auf den Wall hinausgeführt hatte. Hier hatte Boehlendorff ein Zimmer direkt unter Herbart inne. Sicher konnte es ihm nützlich sein, so eng mit einem nahen Freunde zusammen zu wohnen; er war dann weniger seinen Grübeleien überlassen. Auch Herbart hoffte für sich etwas davon; er wünschte sich, es recht genießen zu können.[23]) Smidt wohnte ganz in ihrer nächsten Nähe,[24]) die Noltenius weiter ab. Ganz ohne Beschäftigung durch Vorlesungen sollte Boehlendorff aber auch im Sommer nicht sein, und zwar betrafen die ihm jetzt zufallenden Vorträge das von ihm gewünschte ästhetische Gebiet. Wir wissen freilich nur von zweien. Das Protokollbuch der Gesellschaft Museum enthält folgende uns angehende Stellen vom Jahre 1801: »10. Juni H. Ältermann Kulenkamp namens

Doctoris Thulesius zeigte an, dieser wünschte wegen Verhinderung für ein paar ihn jezt treffender Vorlesungen den Herrn Böhlendorf (einen Ausländer, der sich seit einiger Zeit hier aufhält und auf der Börse historische Vorlesungen für eine Privatgesellschaft hält) zu substituiren. Dieses ward genehmigt. — 29. Juni las Herr Böhlendorf über Friedrich Schiller als Dichter. — 22. Juli Herr Böhlendorf, ein Fremder, las über den Charakter des Marschal von Richelieu.«

Sonst wissen wir von Boehlendorffs Leben in diesem Sommer nicht allzuviel Einzelnes. Eine überlieferte Kleinigkeit malt uns zugleich das Zusammenleben Herbarts und Boehlendorffs und des letzten spielende Leichtigkeit im Hinwerfen von Versen. Am 7. September 1801 hatte Herbart aus der Schweiz ein großes, von dem Berner Künstler Sonnenschein gemaltes Ölbildnis seines Lieblingsschülers Karl von Steiger erhalten, das er hochbeglückt in seine Wohnung hinauftrug; er selbst berichtet am folgenden Tage an Karl Steiger: »Nun konntest Du vor Böhlendorfs Stube (er wohnt hier unter mir) doch unmöglich vorbey getragen werden, ohne auch da erst guten Morgen zu sagen. Du wurdest denn auch sogleich erkannt — und nicht nur erkannt! Nein! Besungen! Besungen in zwey zierlichen Sonetten gleich nach einander, wurde die große Kunst des Herrn Sonnenschein, und also, bey der Gelegenheit, auch Du! — der Schluß des einen von den Sonetten schwebt mir soeben dunkel wieder vor. Auf diesen Lippen, sagte er ungefähr, die jezt nach Freude lauschen, wird einst die Wahrheit siegen.«

Boehlendorff hat in dieser Zeit sicherlich auch an Frauen Verse gerichtet, wenn auch Liebesgedichte immer nur einen verhältnismäßig kleinen Teil seiner Lyrik ausgemacht haben. Es entwickelte sich während der Bremer Zeit eine verehrende Herzensfreundschaft für eine ihm gleichaltrige Bremerin. Er war mit der angesehenen Familie des Senators Gröning bekannt geworden; auf ihrem Gut in Tenever bei Bremen scheint er einmal zu Besuch gewesen zu sein, denn er richtete von dort einen Brief an Smidts Frau und bestellte darin einen Auftrag der »Königin von Tenöver«, wie er sie nennt. Damit meinte er nun zweifellos Gesche Margarete Gröning, damals verwitwete Frau Scharf. Ihr Gatte, Amtsschreiber zu Westen, war nach zweijähriger Ehe, aus der ein Töchterchen überblieb, 1797 gestorben, und seine Witwe scheint seitdem wieder im Kreis der väterlichen Familie gelebt zu haben.[25]) Smidts verkehrten nahe mit ihr, und so wird auch Boehlendorff sie kennen gelernt haben. Er

hatte eine tiefe Verehrung für sie, blickte zu ihr auf und glaubte ihr viel danken zu müssen.

»Was schönes ich in dieser Welt gesehen,
Was hold und anmuthsvoll ich in ihr fand,
Was mich mit regem Zauber innig band,
Das alles ist durch ihre Huld geschehen.

Was sie an mir gethan, ich will's gestehen,
Zu durstig hing ich an der Erde Tand,
Mich fesselte der lustig-bunte Strand,
Und bald verging ich in der Erde Wehen.

Da träufelte sie mit gelinder Hand
Der Heilung Balsam in die tiefen Wunden,
Mein Weh, wie ich sie sorgen sah, verschwand!

Froh sagt' ich Lebewohl dem bunten Wesen,
Der Kindheit Auge hatt' ich wiederfunden,
Und von der Welt war ich in ihr genesen!« [26])

Diese Neigung war damals vorherrschend in ihm, und sie blieb es bis zu der entscheidenden Wendung seines Lebens 1803. Daß Boehlendorff im übrigen leicht von einem Menschen eingenommen war, wissen wir schon aus jenem Sonett von Gries; so darf es uns denn nicht wundern, daß er anfangs noch von einer andern Bremerin aus dem Kreise der befreundeten Familien sich entzückt zeigte, von der zweitältesten Schwester seiner Freunde Auguste Noltenius, die zwei Jahre älter war als er. Diese Neigung, die auch bei ihm selbst nur sehr flüchtig war, wurde indes nicht erwidert.

Hervortreten sehen wir in Boehlendorffs damaliger Lyrik das Freundschaftsverhältnis zu Smidt. Er hoffte viel davon. Sah er doch jetzt seine Zukunft am liebsten als die eines Bremer Bürgers. Schon früher fanden wir, daß er ein sicheres Gefühl für die Tragweite der Anlagen seiner nächsten Freunde hatte. So sah er Smidt in einem Gedicht, das er vielleicht bereits in den letzten Dresdener Tagen an ihn gerichtet hatte, [27]) schon im Geiste vor sich als den eigentlichen Lenker eines Staatswesens, und zwar eines ideal reformierten Staatswesens, sah sich als Sänger dem Mann der Tat zur Seite:

»Du mein Adler, ich dein Schwan,
Sieh! die Wolken machen Bahn!«

Es gelang nun Boehlendorff im weiteren Verlaufe des Jahres wenigstens, ein Stückchen als Poet äußerlich weiter zu kommen. Ende des Jahres erschienen seine beiden fertigen Dramen im Druck, und zwar der Fernando im November bei Wilmans in

Bremen, der Ugolino im Dezember bei Gerlach in Dresden.[28]) Außerdem plante er seit dem Frühjahr,[29]) mit dem jüngern Gramberg ein Taschenbuch herauszugeben, für das er Beiträge bei alten und neuen Freunden sammelte. Dann schuf er an einer neuen großen Dramenfolge »Franz der I. von Frankreich«. Endlich lieferte er weiter Beiträge zu Unternehmungen anderer. So konnte er denn von seinem selbsterworbenen Überfluß (wahrscheinlich von dem Honorar für den Fernando) dem Freunde Heinrich Noltenius am 15. November ein Dutzend Flaschen Rheinwein schicken,

»Vom alten Rhein gesendet
In jenen schönern Zeiten,
Als er an iedem Ufer
Noch deutsch und mächtig war« —

in froher Aufwallung, denn

»Ihn hat die Mus' ersungen,
Die Muse darf ihn schenken.«

Wieder ist man geneigt zu fragen: wo blieben da die Gründe für weitre Schwermut? Und doch war Boehlendorff nach wie vor der alte. Die Irrtümer seiner äußern Laufbahn lagen im Grunde schon weiter zurück, von diesen Erfolgen ließ sich ja doch nicht leben. Trotz Aufwallungen von Lebenslust blieb die alte Bedrängnis, sein Wesen hatte schon den Bruch, den er nicht mehr zu heilen vermochte.

So malen denn die beiden Briefe an Steck aus dem folgenden Winter noch immer einen Zerrissenen. Er ist in den Einsichten weiter gekommen, aber sein Ton ist fast noch bedrückter als früher. Die Stimmung des Schreibers und die mitgeteilten Tatsachen vermitteln die Briefe am besten selbst;[30]) dem ersten war der Fernando, dem zweiten der Ugolino beigefügt.

»Bremen Nov. 1801. Mein theurer Steck. Dein Gruß ist durch Herbart an mich gelangt. Ein Gruß von Dir ist mir soviel werth als ein Brief. Was ich Dir hiemit übersende ist auch nur ein Brief, den ich zwischen Freude und Thränen geschrieben habe, mein erster größerer poetischer Versuch, dem ich unsers Muhrbecks Nahmen vorgesezt habe, weil ich offt in den Stunden der Weihe seiner dabei gedacht habe. In einigen Wochen, erhältst Du, mein bester Freund! den zweyten, den ich nach Deinem Nahmen zu nennen wagte, mein Trauerspiel Ugolino Gherardesca. Du wirst ihm Deine Liebe geben und ein Tropfen davon wird meine Seele, die sich offt zu Dir hinsehnt, laben und erquicken. Wohl mir, wenn es mir gelungen

wäre, auf Augenblicke den Geist meiner Freunde aus dem trüben, verstörten Weltstrudel zu dem himmlischen zu locken, das ich in den Wonnestunden unsers Zusammenseyns, offt selig in ihrer Mitte empfing. Gott gebe Dir ein ruhiges, freies Leben, und daß die Windsbraut Deinem Ohr vorübersause, ohne Dein wahres, heiliges Herz zu regen, und seinen Frieden zu betrüben. -- Mein wirkliches Leben hat noch immer nicht seine volle Haltung, durch einen festen, unzerstörbaren Wirkungskreis, den ich bedarf, meine Existenz zu sichern, als auch deswegen, weil es Stunden und Tage giebt, wo man durchaus für die Welt arbeiten, nicht dichten muß, auf daß man im Dichten, eigentlich für sie leben kann. Das Unglück hat mich stärker und klüger gemacht; aber sonst bin ich noch immer derselbe und kann noch immer mit treuem, unverdorbenem, warmen Herzen mich an Deinen Busen lehnen. Ich habe viel, zu viel gelitten, lieber Steck und noch immer wenig gethan, aber doch etwas, was mich tröstet, was mir die Hofnung giebt, einst mehr von den Göttern zu erlangen, denn ich kann Dir mit Wahrhaftigkeit sagen, daß ich weiter bin, als alle meine bisherigen Versuche, daß ich kindlicher, natürlicher bin, aber daß ich auch die Menschen um mich her, wie von einem langen Traum erwacht, erblicke, mir näher, und weiter von mir, als iemals. — — Ich halte hier, während des Winters, historische Vorlesungen vor etwa dreißig Frauen, die ehemals Smidt hielt, der iezt Senator geworden. Diese Vorlesungen unterhalten mich während des Winters. Im Sommer hat mir meine Schriftstellerei, obgleich sie noch nicht weit her ist, das Leben gefristet — Beiträge zu Zeitschriften, Rezensionen für die Erlanger Litt. Zeit. und poetische Arbeiten, kleinerer Art, als die gegenwärtige. Ohne die Gastfreundlichkeit von dem treflichen Hause der Noltenius würde ich aber doch hier nicht leben können. Du danckst ihnen auch mit mir — nicht wahr Steck? — Grüße Fellenberg mit einem heißen Gruße! — — Grüße Deine Gattin, Deine Knaben, wie wahre Liebe mit Thränen grüßt, die auf das Blatt herabfallen, und zeige meinem Ludwig Otth diesen Brief, dem ich noch dreißig Thaler schuldig bin, die ich auf seine dringende Bitte doch diesen Sommer nicht habe entrichten können. Er soll seinen Glauben an mich darum doch nicht verlieren. Aber schreiben will ich ihm nicht eher, als bis ich es ihm, in diesem Winter übersenden kann. — Ich gebe in Gemeinschaft mit Kammersekr. Gramberg in Oldenburg für diesen Winter ein Taschenbuch von Bremen und Oldenburg mit Poesie und Prosa heraus; willst Du mir nicht einen Aufsatz, einen Brief dazu schicken, er sey, wie Du ihn

immer schreibst, der Gegenstand Philosophie, oder Historie — Ansicht des Zeitalters — Du wirst Gold zu meinem Büchlein liefern, und so kommen wir doch irgendwo in der Welt zusammen! . . Will Otth eine kleine Reisebeschreibung. . . mir dazu senden, so soll er freundlich eingeladen seyn, und keine schlechte Gesellschaft finden. Es wird mir auch ein Beweis seyn, daß er mir meinen — Schmerz verzeiht. — Die Mitarbeiter gehen, nach Verhältniss ihres Beitrags, im Honorar zu gleichen Theilen mit den Herausgebern selbst. Nur müßte zu Neujahr alles hieher an mich eingesandt seyn. Ich trage das Porto, und bitte Dich auch Bester, die Unkosten, die ich Dir durch Übersendung meiner Druckschrifften mache, da ich nur bis Frankfurt franckieren kann, mir anzurechnen. Ich werde bald Gelegenheit finden es zu entrichten. . . — Sage, was macht mein Fritz? Ich liebe ihn noch. Grüße Zehender und alle Freunde — das übrige — ich mag nicht weiter schreiben — das übrige mag der Fernando sagen. Dein auf ewig Boehlendorff.«

»Mein Steck! Bremen 25. Dez. 1801.

Meine Thränen flossen auf dies Blatt. Der Freund will dem Freunde gern ein Denkmal geben, ein Denkmal, das ihm bleibe — ein Denkmal der ewig-währenden Freude, der heiligen, nie gebrochenen Freundschafft, die ihm mehr gilt als sein Leben. Und doch! wie vergänglich ist dieses Denkmal. Ein Blatt vom Baum des Lebens, das im ersten Herbste welcken wird und dann zur Erde fallen, wie andre Blätter. Warum reichte ich nicht Dir den Fernando — der mein eignes Herz ist — doch sieh! dieser Ugolino ist die kräfftigste Anstrengung, eine Erhebung meines Lebens, aus einer drückenden, tödtenden Nacht, die mich damals umgab. Darum widme ich ihn Dir. Mein Freund, der volle Sternhimmel ist nicht schöner, als ein einzelner blasser Stern, der den Wanderer aus einem dunkeln, furchtbaren Walde leitet, wo er verloren war, ohne diesen Wegweiser vom Himmel. Er kömmt denselben Abend nicht zu dem schönen Thal, wo seine Wünsche wohnen, sein Olymp — nur zu einer Hütte — wo der vorübergegangne Schauder, ihn ergreifend, wiederkehrt, und in der Erinnerung in leisere aber doch rauhe Stimmen des Gesanges übergeht — worauf ihm die Freiheit wiederkehrt, das göttlichste der Güter. — Fühlst Du nun — warum ich Deinen Nahmen vor dem Ugolino nannte? Wie zum Guten können wir iezt auch zu dem Schönen nur durch Kampf hindurchdringen — der Kampf selbst werde Darstellung, so wird er Bewußtseyn, mehr als Bewußtseyn, er wird Pfand des Sieges, weil

iedes dem Lebensgeist entrißne Opfer mit größerer Krafft, mit festerer Beharrlichheit lohnt — Hast Du mir nicht den Weg gezeigt zu der Gegend, wo die Kränze ewig grünen? Kein Wort der Lehre hast Du mir iemals gesagt. Dein Leben, Deine ewig gleiche, ewig tiefe, nie entheiligte Liebe, war das Buch, aus dem ich all' das Beste schöpfte, was ich habe, was ich bin — — — Ich bin seit diesem Werck, das vor mehr als einem Jahr geschrieben ist, schon weiter gekommen. Wenn ich, vielleicht nach vielen Jahren, ein bleibendes geschaffen habe, daß ich selbst dazu sagen kann — es ist gut! und ich bin es selbst! — das soll alsdann wieder mit Recht Deinen Nahmen tragen und ich werde sagen, ich habe es nur an Dich geschrieben — den ich alsdann so vollkommen begreifen werde, als ich Dich iezt liebe — Leb wohl. Boehlendorff.«

Nachklingen hören wir in diesen Briefen noch immer die große Enttäuschung, die jetzt ein Jahr zurücklag. Er fühlte sich auf ewig von der Schweiz getrennt. Warum — so fragen wir aufs neue — suchte er sich nun nicht auf alle Weise in Bremen zu halten, wo man ihm wohl wollte? Er suchte es. Aber der Bedrängte und doch noch immer Leichtsinnige suchte es auf ganz falsche Art.

Smidt hat im Alter niedergeschrieben: es habe Boehlendorff in Bremen durchaus nicht glücken wollen, den Frauen zu gefallen, obwohl er nach Art der Livländer, Kurländer und Franzosen keinen Augenblick daran gezweifelt habe, daß ihm das gelingen müsse; und wie er eine gewisse neidische Empfindlichkeit gegen Herbart nicht habe unterdrücken können, da habe er vollends mißfallen.

Oben hörten wir schon einmal, daß Boehlendorff den die Frauen belehrenden Herbart geneckt habe. Möglich, daß sich das wiederholte, und daß der Zorn der Herbart vergötternden Damen dann schwerer und schließlich überhaupt nicht zu versöhnen war. Smidts Worte werden sich da auf bestimmte Erinnerungen gründen. Wie er aber zu der Meinung kam, Boehlendorff habe den Frauen gegenüber sich zu kühne Hoffnungen gemacht, das können wir ganz genau erklären. Das geht vor allem auf die Geschichte einer mißglückten Werbung zurück.

Herbart beabsichtigte, Ende April Bremen zunächst zu verlassen und in Göttingen, während er dort Präzeptor mehrerer junger Leute war, seine Studien abzuschließen, wenn möglich auch als Lehrender sich dort anzusiedeln. Auch Boehlendorff

spielte mit dem Gedanken, fortzugehen. In Berlin hatte er ja schon immer einige Zeit zubringen wollen; so hatte er denn jetzt mit dem aus Oldenburg stammenden Historiker Woltmann, den er sicher schon aus Jena kannte, Verbindungen angeknüpft. Woltmann hatte in Berlin diplomatische Missionen, unter anderm auch von Bremen, übernommen und wollte ihn als Privatsekretär beschäftigen; außerdem dachte er ihm im Ungerschen Verlage, an der Vossischen Zeitung, Redakteurtätigkeit zu verschaffen. Diese Verhandlungen waren bereits im Gange, als Boehlendorff in der Not seiner Zukunftsberechnungen folgenden unglückseligen Gedanken faßte.

Er wollte zwar vorerst nach Berlin. Aber darüber war er sich doch klar: er mußte durchaus eine ruhige, idyllische Heimat finden, wenn er gedeihen wollte. Bremen sollte die Heimat sein. Und da lag der Gedanke nicht so fern, dem Beispiele des Freundes Thulesius zu folgen, eine wohlhabende Bremerin zu freien und so sich für immer ansässig zu machen. Er dachte an Auguste Noltenius, die schon oben erwähnte Schwester seiner Freunde, der er freilich im Herzen garnicht am nächsten stand. Es wird ein Gedanke gewesen sein, der schon mehrfach aufgezuckt war, und den er nun im letzten Augenblick dem Freunde Smidt zur Prüfung vorlegte. In einem unglücklichen Augenblick, denn die beiden hatten soeben — wir wissen nicht worüber — auf Smidts Landgut schon eine harte Auseinandersetzung gehabt. Boehlendorffs Brief an Smidt und eine Abschrift der Antwort Smidts sind erhalten. Boehlendorff schreibt:

»Dies Blatt ist für Dich. — im April 1802.

Freund Smidt, ein Wort im höchsten Vertrauen; wenn Du die Idee misbilligst, so halte sie für garnicht gewesen. — — Ich habe meine ganze Lage, und mein inneres Verhältniss zu ihr, wie ich glaube, fest und ohne Vorurteil überdacht. Ich sage Dir nur die Sache und wie ichs meine. Ihren ganzen Zusammenhang magst Du nach Deiner Kenntniss von mir und Deinem eignen Gefühl entwickeln. — — Ich möchte gern in Bremen bleiben, aber das Jahr in Berlin leben. In Bremen ist Noltenius Hauss. Ich glaube, daß ich in mir niemals ruhig und wohl seyn werde, als bis ich ein gutes Weib besitze — ich weiß nicht, ob Auguste mich wählen wird — ich habe sie gewählt, wenn ich gleich nicht von ihr mehr wie sonst enthusiasmirt bin. Ich muß glauben, daß ihre Brüder mir gern den Brudernahmen geben werden. — Aber ich bin entschieden, ohne die Sicherheit der nächsten Existenz (die Noltenius nie be-

schwerlich fallen darf) keinen Schritt zu thun — und diese nächste Existenz muß mir zugleich das innere Bestehen in der Zukunft verbürgen. Desswegen will ich nicht in frühzeitigen Schriftstellerwercken meine besten Talente, die zu einem Ganzen hinstreben, und die mein Gebet zu Gott sind, in alle vier Winde zerstreuen. Dieses aber schließt nicht aus, daß ich nicht die gewöhnl. Vorlesungen im Winter halten, einige Stunden Sprachunterricht geben, und Rezensionen schreiben sollte. Dieses läßt mir, wenn ich froh bin, genug Zeit zum Studium für eigne größere Arbeiten übrig. Statt des Sprachunterrichts, oder in Abwechselung desselben kann ich auch übersezzen, sobald ich erst Buchhändlerconnexionen habe. — 12 Bogen Rezensionen iährlich schaffen mir 100 rthl. und eben soviel kann ich die Vorlesungen im Durchschnitt rechnen — und die Nebenarbeit soll auch wohl 100 rthl. bringen. — Ich glaube, daß ich für mich mit vier oder fünftehalb hundert Thalern auskommen kann, aber ich will die Lücke nicht mit neuen Schulden ausfüllen. — Vielmehr will ich und darf ich den wichtigsten Schritt meines Lebens nicht thun, bis ich alle meine alten Schulden bezahlt habe, die funfzehnhundert Thaler betragen; wenn schon meine Gläubiger mich nicht mahnen werden, und einer darunter, dem ein Drittheil der Schuldensumme gehört, sie kaum annehmen wird, da er seinen Vorschuß immer als ein Geschenk angesehen wissen wollen. — Mir steht nichts anders frei, um das unmögliche möglich zu machen, als zu wünschen und zu bitten. Doch kann ich Wunsch und Bitte auf gewisse Weise bestimmt einrichten. — In die Hände desienigen, der mir auf sechs Jahre ein Capital von dreitausend Thalern vorstrecken will, lege ich in iedem dieser Jahre die dreihundert Thaler, die ich verdiene, zur Erstattung nieder, welches in sechs Jahren 1800 Thaler ausmacht. Die Hälfte der geliehenen Summe bezahlt meine Schulden — von der andern Hälfte kann ich vier Jahre leben — und nach vier Jahren ist hoffentlich meine Einnahme soweit vergrößert, daß ich mir selber weiter helfen kann. So wird auch die Erstattung der übrigen 1200 rthl. von der Summe — nach den sechs Jahren möglicher geworden seyn. — Aber ich kann sterben. Auf des Menschen Geist steht wie auf eine Lotterie und eine Fabrik Gewinn und Verlust — giebt es einen Reichen, der es wagen darf, und der die That thun kann, weil sie gut ist, so wird er sich für den Theil des Capitals, den ich bey meinem Leben nicht bezahlen konnte, verbürgen. — Smidt! ich habe kein Vaterland und gehöre mit Recht allen denen zu, die mir es möglich machten, zu leben. Soll ich Bremen zugehören, soll

ich wirklich leben — so muß ich aller ungewissen und auswärtigen Schuldverhältnisse frei und in der Möglichkeit hier etwas tüchtiges auszuführen, gesichert seyn. — — Du verstehst mich ganz — Du kennst mich und bist mein Freund — Du weißt, wo es auf alles ankömmt, kann ich handeln, und wenn mirs auch blutige Überwindung kostet. Deinen Rath! — und behalte dies Blatt — ich kann Dir kein besseres Andenken lassen — Boehlendorff.«

Darauf antwortete Smidt:

»Du führst mich in Versuchung, lieber Böhlendorf! — Kaum hast Du mir es aufrichtig gestanden, daß der Abend, den wir zur Dunge miteinander zubrachten, mich beynahe um Dein ganzes Vertrauen gebracht hätte, so stellest Du mich der gleichen Gefahr wieder bloß — aber die Wahrheit und Dein eignes Wohl sind mir dennoch zu lieb, als daß ich Dir mit der Hoffnung einer Aussicht schmeicheln sollte, deren künftiges Fehlschlagen Dir wahrscheinlich viel härter zu stehen kommen dürfte, als ihr jeziges Aufgeben. — — Du hast Recht, Lieber, daß Dir schwerlich jemals ruhig und dauernd wohl seyn wird, bis Du einst ein gutes Weib das Deine nennen wirst, und ich wünsche Dir herzlich, Du fändest es — ganz nach Deinem Herzen — aber wenn ich Dir sagte, ich sähe auch nur die entfernteste Möglichkeit, daß Auguste jemals könne die Deine werden, so müßte ich Dich oder mich auf eine Weise täuschen, von der ich jezt noch keinen Begriff habe — Ich wünschte indes gar nicht, daß Du hierin meinem Urtheil allein trauen mögtest. Frag doch Heinrich, Thulesius, Anchen, die alle Auguste näher und besser kennen wie ich — und frag mich nie wieder, wenn ihr Urtheil ein anders ist, wie das meine. — Und wenn Du die Sache auch nur einen Augenblick kaltblütig überlegst, so würdest Du, auch wenn Du von aller Schuldenlast frey wärest, einen solchen Antrag gewiß nicht wagen wollen und können — daß Augustes Herz diesem Antrag nicht das Wort spricht, weißt Du, und daß ruhige verständige Überlegung ihr nicht nach Deinen Wünschen rathen können, darfst Du auch nicht bezweifeln — Die Leichtigkeit, mit der Du nach Deinem individuellen Charakter (über den ich übrigens nach diesem Momente keineswegs urtheilen zu dürfen mich wohl bescheide) den Gegenstand Deiner Liebe wechseln kannst, würde ihr allein schon den Entschluß, Dir ihr ganzes künftiges Leben anzuvertrauen, als ein Wagstück erscheinen lassen, dem sie nie sich wird hingeben können — und dann — was bey dem Ge-

danken an die Ehe durchaus kaltblütig überdacht und überlegt seyn will, wovon denkst Du denn Frau und Kinder ernähren zu können, da Du bisher kaum für Dich selbst zu sorgen im Stande warst?«

Nach dieser klaren und bitteren Antwort ist es sicher Boehlendorffs Bestreben gewesen, so rasch wie möglich abzureisen. Am 24. April schrieb Fritz Horn aus Berlin, Woltmann wünsche bereits sein Hinüberkommen. In den ersten Maitagen verließ Herbart Bremen. Etwas später ging Boehlendorff; wir erfahren, daß er von seiner Bremer Freundin Frau Margarete Scharf zweimal schmerzlich Abschied nahm, einmal im Gröningschen Hause und zuletzt noch in der Familie des Ratsherrn Castendyk. Am 22. Mai meldet er Smidt von Berlin aus seine Ankunft; in warmen Worten, Boehlendorff war viel zu gutherzig, um nach dem Vorgegangenen zu brechen. Ja, er dankt in späteren Briefen Smidt und seiner Gattin unablässig, »daß sie den Fremdling in dem Freund vergessen und sich in keiner Irrung von ihm wenden wollten«;[31]) nie werde er es vergessen, daß die Bremer Freunde ihm Vater, Bruder und Schwester gewesen seien, und keinen teuren Namen, der Menschlichkeit ehre, könne er ihnen mit Recht versagen, wenn er es auch wollen könnte.[32]) Und doch hatte er das Gefühl, daß wieder ein Akt des Lebens vorbei sei. »Ich nahm den Abschied,« schreibt er im September an Steck, »wohl nicht auf immer, doch wird er vielleicht auf ewig — genommen seyn.«

Das Interesse der Familien Noltenius und Smidt für Boehlendorff erlosch mit dem Tage seiner Abreise noch nicht. Aber da er nie wieder kam, da man in späteren Jahren nichts mehr von ihm hörte, so blieben von der Erinnerung an ihn schließlich nur sehr wenig Tatsachen übrig. Und so urteilt Smidt 40 Jahre später[33]) sehr hart, allzu hart, über den enthusiastischen Jugendfreund aus ferner, andrer Zeit: »Am Ende betrübte sich niemand darüber, wie er uns verließ. Auch soll er später auf allerhand Abwege gekommen und zuletzt in einem Irrenhause gestorben sein.«

## II.

[Literarische Arbeiten.] Boehlendorff selbst hat von dem »Poetischen Taschenbuch«, das er mit Gramberg zusammen September 1802 veröffentlichte gesagt: es sei, soweit es ihm angehöre, die Frucht eines Jahres voll Freud' und Leid. Ganz streng brauchen wir diese Zeitbestimmung nicht aufzufassen; die Vorgeschichte

des Büchleins ergibt, daß sein Inhalt im ganzen der Zeit entstammen muß, die Boehlendorff in Bremen verbrachte.

Er hat für das Büchlein die Hauptarbeit selbst geleistet. Die Hälfte des gesamten Inhalts stammt von ihm; außerdem hat er wahrscheinlich die Anordnung des Stoffes getroffen[34]) und die Verhandlungen mit dem Verleger geführt; lag doch auch die Verteilung des Honorars in seiner Hand.[35]) Die Edition des Taschenbuchs wäre danach die wesentlichste praktische Leistung seines Lebens. Das ziemlich umfangreiche Büchlein ist in einer besonders hübschen Ausstattung erschienen.[36])

Mitarbeiter suchte Boehlendorff auch unter den Schweizer Freunden und Freundinnen[37]) zu werben; doch scheint der Bitte dort niemand gefolgt zu sein. Ganz sicher darüber zu urteilen, ist freilich nicht leicht; denn dies Taschenbuch folgt der Sitte so vieler anderer: es gibt die Autoren nur teilweise an. Da es feststeht, daß sich unter den nicht sicher bezeichneten Beiträgen auch solche Boehlendorffs befinden, müssen wir auf die ganze Mitarbeiterfrage kurz eingehen. Das Buch enthält folgende Abteilungen:

1. Die Nacht, als Prolog des Taschenbuchs. Von Paul Flemming. — 2. Franz der Erste von Frankreich. Historisches Schauspiel von Böhlendorff. Erster Theil. Die Schlacht von Marignano. Vorspiel in drey Aufzügen. S. 1. — 3. Göthens Werke. Charakterisirende Ansicht. S. 139. — 4. Gedichte von Gramberg. S. 153. — 5. Die goldne Hochzeit-Feyer. Ein allegorisches Dramolet. S. 219. — 6. Minnesänger. S. 257. — 7. Sieben Elegien aus Selinos Erinnerungen. Vom Herausgeber der Kränze [d. h. von Gramberg]. S. 269. — 8. Gedichte von Böhlendorff. S. 289. — 9. Jeanne d'Arc. Nach der Geschichte von Ewald. S. 349. — 10. Vermischte Gedichte von verschiedenen Verfassern. S. 373. — 11. Blumenlese. Aus deutschen Dichtern des siebzehnten Jahrhunderts. S. 439. — 12. Epigramme von Gramberg. S. 469. — Boehlendorff selbst hat öffentlich bekannt,[38]) daß ihm von diesen Beiträgen außer den mit seinem Namen bezeichneten Stücken noch die goldne Hochzeitsfeier und »mehrere Gedichte ohne seinen Namen« gehörten. Unter den oben mit »10.« numerierten Gedichten befinden sich also auch solche Boehlendorffs. Gleich sei bemerkt, daß Nr. »6.« und »11.« wohl durch Gramberg zur Einreihung bestimmt sind; dieser hat ja auch sonst für das 17. Jahrhundert Interesse bewiesen[39]) und folgte mit der Einreihung einiger mäßig übertragener Minnesänger-Gedichte Anregungen seiner Meister, der alten Göttinger Dichter und Gleims. Nr. 9 stammt sicher von dem Bremer

Prediger J. L. Ewald, den wir schon einmal erwähnten. Wer Nr. 3 verfaßt hat, bleibt ungewiß.

Aber wie steht es nun im einzelnen mit Nr. 10, mit den »Vermischten Gedichten von verschiedenen Verfassern«? Es handelt sich um 54 Gedichte, das Inhaltsverzeichnis gibt zu ihnen teilweise die Namen der Autoren, teilweise nur Anfangsbuchstaben, teilweise offenbare Decknamen an. Es hindert uns nichts, die Namen »Waldeck« (11 Gedichte), »Fr. Cramer« (4), »Jäger« (4), »Ernst von Heimburg« (1) für echte Namen zu halten; »Floret« und »Fr. Aug. Eschen« (mit je einem Gedicht) sind uns ja gut bekannt. Andere Namen lassen sich mit Sicherheit ergänzen: sechs Sonette von »Gr.« stammen von Gries,[40]) eine Ode von »v. S.« stammt von Sinclair,[41]) ein mit »F. M.« bezeichnetes Gedicht gehört aller Wahrscheinlichkeit nach Friedrich Muhrbeck zu.[42]) Es bleiben über 24 Gedichte, die sich folgendermaßen verteilen: von »F.« stammen 10 Sonette, von »H.« ein langes Poem »der Wandrer«, das mit einem Sonett schließt, von «W.« 5, von »Romanus« 6 Gedichte in verschiedenen Metren, von »Bernardus« eine Romanze, von »Wilhelmine« ein Sonett an L. P. mit dem Zusatz »Erstes Gedicht eines jungen Mädchens«.[43])

Es geht nun nicht an, sämtliche Mitarbeiter in Boehlendorffs Bekanntenkreis suchen zu wollen, einige wird ja auch Gramberg herangezogen haben; ich möchte Waldeck, Cramer, Jäger, Heimburg und Wilhelmine dem Kreise Grambergs zuweisen. In »H.« aber vermute ich Franz Horn, in »W.« und »Bernardus« August Winkelmann, in »Romanus« Clemens Brentano und in »F.« Boehlendorff selbst. Dafür habe ich die folgenden Gründe. In einem (offenbar in Jena geschriebenen) Brief August Winkelmanns an Clemens Brentano[44]) heißt es: »Wenn dir Böhlendorff schreiben sollte wegen eines Taschenbuchs: gib ihm ja etwas — ich will ihm geben, was er will — — ich will jetzt tüchtig drucken lassen.« Daraus ergibt sich fast mit Sicherheit, daß Beiträge Winkelmanns sich in Boehlendorffs Taschenbuch finden müssen; daß Boehlendorff auch Brentano gebeten hat, scheint mir ebenso sicher, denn er hat ja offenbar Winkelmann um gleichzeitige Fürsprache bei Brentano ersucht. Daß endlich Brentano der Aufforderung gefolgt ist, ergibt sich wohl mit annähernder Sicherheit daraus, daß Boehlendorff ihn im Dezember 1802 wieder fragen ließ,[45]) ob er zu dem nächsten (nur geplanten) Jahrgang des Taschenbuchs (für 1804) etwas senden wolle. Unter allen Gedichten unsicherer Herkunft scheinen mir die mit »Romanus« bezeichneten am ehesten in Brentanos Ton zu passen,[46]) und ich möchte diese Vermutung jedenfalls nachdrücklich äußern,

ohne mich für ihr Zutreffen absolut verbürgen zu können. »W.« würde gut auf Winkelmann deuten (obwohl natürlich diese Buchstaben keineswegs unbedingt einen wirklichen Namenanfang anzugeben brauchen), »Bernhard« nannte sich Winkelmann auch unter Beiträgen zu dem von Sophie Mereau herausgegebenen Göttinger Musenalmanach auf 1803. Daß Franz Horn beigesteuert hat, ist sehr wahrscheinlich; er war mit Boehlendorff nicht allein durch seinen Bruder bekannt; dem Intimus Boehlendorffs, Muhrbeck hatte er 1801 seinen Roman »Guiscardo der Dichter oder das Ideal« gewidmet, Boehlendorff selbst stand mit ihm Anfang 1803 nachweisbar in brieflichem Verkehr,[47]) und ein solcher wird schon wesentlich früher bestanden haben. Horn war auch ein Liebhaber der Form des Sonetts (vgl. den »Guiscardo«), und mit einem Sonett schließt ja der »H.« bezeichnete Beitrag. Wenn wir endlich Boehlendorff mit dem »F.« des Taschenbuchs identifizieren, so lassen sich dafür mehrere Gründe anführen. Alle die betreffenden Beiträge sind Sonette. Boehlendorff aber hat von 1800 bis 1802 29 Sonette mit seinem Namen veröffentlicht, außerdem 37 andere Gedichte und 2 Zyklen von kleinen Gedichtchen.[48]) Die Sonette nahmen also unter seinen Gedichtveröffentlichungen reichlich viel Raum ein; das Taschenbuch enthielt unter seinem Namen allein 15 Sonette, neben 22 andern Gedichten. Es läßt sich sehr wohl verstehen, daß er, um Abwechslung zu schaffen, gerade die Sonette, die er außer jenen 15 noch bringen wollte, ohne seinen Namen erscheinen ließ. Ähnlich hat er nur einem von den beiden dramatischen Versuchen des Taschenbuchs seinen Namen hinzugefügt, dem, der ihm der wichtigste war. Außerdem aber berühren sich die Sonette des »F.« an mehreren Stellen auffällig mit sonst bekannten inneren Erlebnissen Boehlendorffs.[49])

Von Gedichtbeiträgen Boehlendorffs enthält also das Taschenbuch: sicher 37 Nummern, wahrscheinlich außerdem noch 10. Wir wollen bei der Betrachtung dieser Lyrik alles hinzunehmen, was Boehlendorff sonst noch bis 1803 an lyrischen Versuchen geschrieben und veröffentlicht hat. Ebenso wollen wir im Anschluß daran einen Komplex größerer Arbeiten in Prosa und in dramatischer Form, dessen Hauptteil auch in der Bremer Zeit entstanden ist, gemeinsam behandeln.

Die Gedichte Boehlendorffs aus der Jenaer Zeit waren, wie wir schon hörten, literarisch unwesentlich. Auch in der Schweizer Epoche erheben sie sich noch nicht zur Selbständigkeit. Er ahmt etwa Goethes freie Rhythmen (»An Schwager Kronos«) nach in einem langen freien Hymnus »Beim ersten Anblick des

Montblank«.[50]) Er versucht sich nach Klopstock oder Matthisson, wie seine Freunde Gries und Eschen, in antikem Versmaß, in der sapphischen Strophe.[51]) Er dichtet seinen Freunden zu der Melodie des akademischen Weihelieds (des Landesvater) ein »Vaterlandslied der neuen Helvetier«, er variiert das bekannte »Feinde ringsum« von K. G. Cramer in einem »Schlachtgesang der Freundschaft«, beginnend »Freunde ringsum!«[52]) Der Überfluß an spielerischen Strophen ist noch eine Hauptgefahr für ihn; in einem neunstrophigen »Sänger, ein Wandrer« ist kaum eine Stelle, die einen persönlichen Gehalt andeutet:

»Lebensahnung! aus der Nacht
Ewigkeit gebohren,
Heil'ger Keim der Schöpfermacht,
Sey mir unverlohren!
Wenn die Sonne sich verhüllt,
Bleibe mir der Sonne Bild!«

Also Schöpfertrieb ist in ihm, hervorkeimend aus heiliger »Ahnung« (ein Lieblingswort Boehlendorffs!); in der Homburger Zeit sehen wir ja dies Schöpfergefühl zur Ekstase werden. Veröffentlicht hat Boehlendorff auch von den Versuchen der Schweizer Zeit noch nichts.

Von nicht geringem Einfluß ist ohne Frage Matthisson auf Boehlendorffs Lyrik gewesen. Wir hörten ihn freilich einmal auf der Reise mit Smidt einen Tadel gegen dessen »Genfersee« äußern, das Entzücken über diesen Dichter war aber sicher zeitweise viel wesentlicher. Die Einwirkung tritt besonders in den unveröffentlichen Gedichten Boehlendorffs hervor. Mit Begeisterung läßt er einmal einen Brief an Steck in einer Strophe aus Matthissons »Elysium« gipfeln. Der Hain, der von der Götter Frieden träuft, der rosenfarbne Äther, die Silberblüten und Silberwogen, das Schattental, wo die heil'ge Lethe wallt, des Ufers Blumenrand, die entwölkte Luna, die goldbeblümten Hügel, wo ein ew'ger Frühling lacht — all diese schönmalenden und dabei idealistischen Phrasen haben es Boehlendorff bis etwa 1799 durchaus angetan, weder zu seinem künstlerischen noch zu seinem menschlichen Vorteil, denn er hatte ja menschlich bitter darunter zu leiden, daß er in solchen Phrasen zeitweise aufging. Schillers Einfluß ist in Boehlendorffs Gedichten wenig sichtbar. Über Voß, den Meister seines Freundes Eschen, hat Boehlendorff selbst gesagt, er sei als Dichter nie sein Ideal gewesen.[53]) Breite idyllische Poesie und derbere Familienlyrik lag ihm nicht. Dagegen wirkte die neue romantische Lyrik, besonders die ungleichwertige Tiecks, stark auf ihn, wie ja Friedrich Schlegel auch in den Arbeiten seines Freundes Berger Tiecks Blümchen

und Schäfchen wiederfand.[54]) Ein Gedicht Boehlendorffs in Beckers »Erholungen« von 1800[55]) heißt geradezu »Das Blümchen«; es erinnert jedoch noch in erster Linie an Matthisson. Die durch die Romantiker verbreitete Sonettmode fand in Boehlendorff einen ihrer eifrigsten und unbedenklichsten Vertreter. Wenn er also als Lyriker etwas zu geben hatte, so mußte dieses Talent sich durch eine Reihe von Einflüssen nicht immer erster Gattung hindurchentwickeln. Warmes Gefühl, Begeisterung für Heldentum, heißes Verlangen nach Vollendung waren ja wirklich in ihm, und diese Elemente haben denn auch in einer Reihe teils schöner, teils wenigstens interessanter Gedichte und Sonette persönlichen Ausdruck gefunden. Bezeichnend ist es, daß die allerbesten Gedichte Boehlendorffs — schmerzlichen Inhalts — erst viel späteren Jahren entstammen und daß wir für die Zeit bis 1803 uns das Persönliche zwischen viel Anempfundenem und Leerem heraussuchen müssen. Die verblasenen schönen Worte haben Boehlendorff wie eine Krankheit befallen. Solche Gedichte sind dann gehaltlos[56]) und ewiger Vergessenheit würdig, während doch andere ebenso sicher wahr empfunden sind. Speziell diese letzten wollen wir namhaft machen.

Manches als Ganzes nicht wertvolle Gedicht enthält doch einzelne Stellen, an denen einer der Grundzüge Boehlendorffs hervortritt. So vernehmen wir schon einen Vorklang der späten Gedichte Boehlendorffs, wenn es in jenem viel zu langen Poem »Der stille Geist«, das Kanne komponiert hat, am Anfang und am Schluß heißt:[57])

»Wo ist des Lebens stiller Geist
Zu finden?
Wird auch der Gram, der dies Herz zerreißt,
Einst schwinden?
In dunklen Schatten rings verhüllt,
Such' ich, was all mein Sehnen stillt,
Und kanns nicht finden!«

Dies Gefühl der Unstete, des rastlosen Suchens und Umherwanderns nach unbekanntem Glück ist charakteristisch für Boehlendorff. Es entspringt daraus wohl auch einmal ein fröhlicheres Wanderlied, wie das handschriftlich erhaltene »Die Reise«;[58]) häufiger aber tritt der schmerzliche Zug hervor. Ein Gedicht, wie »Der Gefangene« in Halems Zeitschrift »Irene« deutet an, daß des Verfassers ganzes Dasein unter einem unheilvollen Zeichen stehe, das Gedicht »Freudendodt« im Taschenbuch spricht sogar in merkwürdiger Vorahnung von dem Verlust der Seele. Die Gedichte mit persönlichem Gefühlsgehalt sind — soweit es

sich nicht um Sonette handelt — der Form nach einfach und liedmäßig.

Eigene Gedanken versuchte Boehlendorff auch in größeren Gedichten hymnischen Charakters zu geben. Es blieb aber nur bei Ansätzen zu höherem Fluge.

»Kunst! der heiligen Ahnung Kind,
Mutter des erneuten Lebens,«

beginnt ganz eindrucksvoll eine »Hymne an die Kunst«,[59]) die aber im weiteren Verlauf einige Stellen von fast unnormaler Dunkelheit enthält. Ähnlich steht es mit jenem wahrscheinlich an Smidt gerichteten Gedicht »Gesang und That«.[60]) Gerade diese beiden Stücke aus dem Taschenbuch sind denn auch bald von der Kritik angegriffen, und Boehlendorff selbst hat sich dann damit abgemüht, sie dem Leser durch Umschreibung zu erklären.[61]) In »Gesang und That« sind immerhin mehrere klangvolle Strophen enthalten, die im Gedächtnis des Lesenden haften bleiben.

Ganz hübsch, aber nicht weiter bedeutend sind die 1802 in Halems »Irene« abgedruckten reimlosen Gedichtchen auf Blumen, die Boehlendorff verfaßt hatte, als er 1798 mit Muhrbeck auf der Petersinsel war. Ähnlich muß das Urteil lauten über Distichenversuche aus dem Taschenbuch, über antikisierende Verszeilen auf das Tal von Oberneuland bei Bremen.[62]) Die absichtliche Anlehnung an den volkstümlich deutschen Ton ist Boehlendorff mehrfach nicht geglückt.[63]) Ebenso sind die vier bekannt gewordenen Balladenversuche, in denen jedesmal das Wunderbare romantisch zur Wirkung kommen soll, arg mißlungen.[64])

Auch unter den Sonetten muß strenge Auslese gehalten werden. Die auf Kunstwerke — es sind neun oder zehn gedruckt[65]) — sind der Mehrzahl nach unbedeutend, schon die Gegenstände (z. B. Mengs' Amor und Christus) sind nicht immer zweifellos wert, besungen zu werden. Wir wissen ja aus Herbarts Schilderung, mit welcher erschreckenden Schnelligkeit Boehlendorff im Angesicht eines ihn interessierenden Gemäldes die 14 Verszeilen zusammenband; meist handelt es sich da also um improvisierende Spielerei, nicht um irgendwie notwendige Poesie. Zwei Sonette haben auf die Dichtkunst Bezug. Hinüber zu den Sonetten von persönlichem Gehalt führt dann »Die Schöpferstunde« aus der »Mnemosyne«; der Gedanke ist uns schon bekannt: Schöpferfreude befreit und beglückt die Seele. In der Mehrzahl der Fälle — auch wenn wir von den 10 mit »F.« gezeichneten absehen — hat Boehlendorff die Modeform doch

benutzt, um seine eigenen Gefühle auszusprechen, seinen Schmerz, seine Sehnsucht nach innerem Frieden, sein Verlangen nach einer großen erhebenden Zeit. Einige dieser guten Sonette, vereint mit andern persönlich gehaltvollen Gedichten Boehlendorffs, bietet unser Anhang.

Zwei Sonette hat Boehlendorff auch in die Jamben der im Taschenbuch enthaltenen »Goldnen Hochzeit-Feyer« verwebt. Es handelt sich da um ein bei besonderem Anlaß geschriebenes allegorisches Festspiel. »Frühe Liebe« und »Späte Liebe«, »Phantasie« und »Erinnerung« treten in dem »Dramolett« auf und schließen aufs Neue einen feierlichen Bund. Die »Frühe Liebe« war der »Späten Liebe« nämlich eine Zeitlang durch die »Phantasie« entfremdet; nun erkennen sie, daß es doch das beste und schönste ist, wenn sie alle zusammenhalten und eins dem andern die Hand reicht. Die Hauptanwendung auf den bestimmten Fall liegt dann darin, daß ein so schöner Bund, wie er im Spiel vollzogen wird, bei dem gefeierten goldenen Hochzeitspaar[66]) dauernd besteht; bei ihm sind Jugendphantasien und Jugendliebe in steter Entwicklung zu Erinnerungen und Gefühlen des Alters geworden. Einigen Subjektivismus hat Boehlendorff in dies ziemlich umfangreiche Gelegenheitsgedicht mit einfließen lassen; denn wenn hier der »Phantasie« des längeren und breiteren vorgeworfen wird, sie führe durch ihre Alleinherrschaft die Jugend allzu leicht an den Rand des Abgrundes, so sind das ja des Autors eigenste Selbstvorwürfe. Was für besondere Nebenbeziehungen sich sonst in dem kleinen Drama verbergen, entzieht sich unserer Beurteilung; wahrscheinlich hatten in der Familie des Jubelhochzeitspaares eine Zeitlang Gegensätze bestanden, Meinungsverschiedenheiten der Jungen und Alten, die nun glücklich gelöst waren. Für eine Bremer Familie ist das Werkchen verfaßt, im November 1801 legt es Boehlendorff einer Sendung an Steck bei und nennt es »ein Gelegenheitsgedicht, das, wie ich hoffe, ein Gedicht ist, und von einigen schönen Freundinnen hier [in Bremen] aufgeführt wurde«.

Auch als Prosaschriftsteller ist Boehlendorff in Bremen tätig gewesen, und einige Arbeiten sind dann 1802 gedruckt. Der in der »Irene« erschienene Aufsatz über Chamfort entstammt freilich wohl schon der Schweizer Zeit; Boehlendorff ist auch hier Schüler der romantischen Führer; er hatte sicher schon 1796 August Wilhelm Schlegels Besprechung der Werke Chamforts in der Allgemeinen Literatur-Zeitung gelesen, in den folgenden Jahren hatte sich ja dann Friedrich Schlegel für Chamfort ins Zeug gelegt. Chamforts Schriften (»welche den Geist und den

Zustand Frankreichs vor der Revolution mit dem hellsehenden Blick eines über das Alter seiner Nation erhabenen Beobachters darstellen«) führten Boehlendorff unmittelbar auf das Thema des zweiten in der »Irene« veröffentlichten Aufsatzes, den er in Bremen vorgetragen hatte: »Der Marschall von Richelieu, eine Charakterdarstellung«. Er nennt als seine Materialien die Memoiren Richelieus, einige Schriften Voltaires und die Aufsätze Chamforts über Richelieu. Die Arbeit strebt danach, einen Einheitspunkt für die Beurteilung Richelieus zu finden: erstes Bedürfnis sei es für den Marschall gewesen, sich selbst zu genießen in der Meinung seines Standes; in seinem Leben finde sich die Philosophie der Materialisten vielleicht am vollkommensten ausgeführt und in allen Zweigen ausgebildet.

Wenn Boehlendorff auf Chamfort durch zwiefache Neigungen — durch seine literarischen und sozial-politischen zugleich — gewiesen werden konnte, so erweist er sich ganz und gar als Anhänger der Romantik in der Besprechung des »Poetischen Journals« von Ludwig Tieck, die er auch in Bremen verfaßte und im Frühling 1802 dem Redakteur der für die romantische Schule gewonnenen Erlanger Literatur-Zeitung, Professor Mehmel, einsandte.[67]) Am 26. und 28. April ist sie in diesem Organ erschienen. Mit Gewissenhaftigkeit macht Boehlendorff den Inhalt des Tieckschen Journals anschaulich und stimmt im ganzen freudig zu. Für seine eigene Dichtung ist es von Interesse, daß er sich mit den »Phantasien über die Kunst« vertraut erweist, und daß ihm (wie Tieck) neuerdings Shakespeare als der führende moderne, romantische Dichter erscheint.

Zu loben ist der sachliche Ernst der genannten drei Prosaarbeiten, zu tadeln aber die schwerfällige Manieriertheit des Stils. Das Hauptprädikat wird z. B. mehrfach über viele Nebensätze hinüber ans Ende verschleppt. In gesprochener Rede sind manche Teile des sonst guten Aufsatzes über den Marschall Richelieu sehr schwer denkbar, und die anfänglichen oratorischen Mißerfolge Boehlendorffs in Bremen werden verständlich, wenn man diese künstlich gebauten Satzungetüme liest. Man sieht es deutlich: der prosaische Ausdruck macht ihm Mühe. An Herbart schreibt Boehlendorff einmal:[68]) »Braucht' es nur nicht bey mir, um Gedanken, Seele wahr auszudrücken, noch immer einer leidigen, sorgfältigen Wortkunst, so schüttete ichs mit einem Male vor dich hin, und in dich hinein«. So ist es: er will viel sagen, aber er muß sich den vermittelnden Ausdruck künstlich formen. Prosaarbeiten werden ihm schwer.

Wieder und wieder zögerte er daher auch, Aufsätze einzuliefern, selbst wenn er wiederholt aufgefordert wurde und den Verdienst gut gebrauchen konnte. So ist seine Verbindung mit der Erlanger Literatur-Zeitung, die ihm Brentano, um ihm zu nützen, verschafft hatte, geradezu eine Leidensgeschichte geworden. Seine kritischen Arbeiten, mit denen Mehmel völlig zufrieden war, schienen ihm selbst »entsetzlich unbedeutend«.[69]) Nach einer Mitteilung Meusels[70]) ist nur eine Besprechung Boehlendorffs in diesem Organ erschienen;[71]) er selbst behauptete freilich mehr eingesandt zu haben. Das kann wahr sein, denn die Zeitung ging ja Mitte 1802 ein, und es kann also Material liegen geblieben sein. Trotzdem hat Boehlendorff aber Besprechungen, die Mehmel wiederholt erbat, nicht geliefert.

Dafür gab es auch noch einen zweiten Grund. Seinem theoretischen Bekenntnis nach war er Romantiker. Er pries 1802 den Alarcos und den Ion (von dem er nur — wohl durch die ausführlich berichtende Elegante Zeitung — gehört hatte), er kaufte sich Brentanos Godwi.[72]) Aber es wurde ihm von Mehmel nun gerade ein Bericht über Schiller zugemutet. Er hatte zugesagt und sandte die Arbeit doch nicht ein, obwohl er ja sogar einen Vortrag über Schiller liegen hatte. Nachträglich schreibt er darüber am 6. Dezember 1802 an Savigny: »Da aber Professor M. mir versprochen hatte, eine zweyte Critick über Schiller, außer der meinigen aufzunehmen, und ich meine Gedanken über den großen Dichter nur unter dieser Bedingung bekannt machen wollte, so wartete ich lange Zeit vergebens auf die Erscheinung iener Critick, und erklärte, bey den dringenden Anfragen Mehmels, den Grund meiner Zögerung. Hierauf erhielt ich eine Antwort, die mir deutlich zeigte, daß er ienes nur aus Spaß versprochen, und entschloß mich aus Ernst, meinem Vorsaz treu zu bleiben. Daher diese auch garnicht erschienen ist, und ich sie diesen Winter zu einer ganz andern Gestalt verarbeiten oder vielmehr dem ganzen Geist von Schillers dichterischer, critischer und historischer Laufbahn, den eine bloße Critick nicht fassen kann, erst eine wirklich lebendige Form geben werde ... Warum ich aber Schillern nicht allein rezensiren wollte, davon liegt der Grund in der Überzeugung, daß eine eigentliche Critick dieses Dichters ihn bey der Stimmung, die iezt im Publikum der schönen Literatur herrschend oder im Aufleben ist, in den Augen der Menge herabwürdigen müßte, da doch Deutschland ihn noch kaum einmal verstehen gelernt hat. Die iungen Autoren sehen ohnedies leicht über ihn hinweg, und achten ihn nur, weil Schlegel und Tieck ihn noch bey Ge-

legenheit citiren. Aber dann würden die faulen Bäuche und die harmonischen Schillern zu den ihrigen zählen, würden ihn, wie sehr er es verschmähen darf, zum Schuz ihres trägen Bundes aufstellen, sich durch seine Fehler, die sie iezt eben dem Nahmen nach kennen, ihm verbrüdert glauben, und auch bessere Geister, die das Höchste nur noch in der vollendeten Gattung erblicken können, der guten Sache rauben. Ich weiß nicht, ob Ihnen diese Betrachtungen genügen, lieber Savigny, mir genügen sie, ohne alle individuelle Rücksichten, deren einige ich in diesem Falle nicht minder zu schonen habe. — Eine bloße Charakteristick Schillers muß aber durchaus individuell werden, und den Menschen und seine Bildung berühren — diese hätte ich dennoch bekannt gemacht, wenn nicht grade in diesem Falle Einseitigkeit am nachtheiligsten wäre und durchaus keiner, der sich noch nicht für fertig hält, davor gesichert ist — kurz, wenn der obige Fall nicht eingetreten wäre.«

Also er fühlte keine Berechtigung, über Schiller allein öffentlich zu reden. Er sah — als Schüler der Schlegel und Tiecks — an ihm Schwächen, aber Schwächen sah er auch auf der romantischen Seite. Wenn Schiller zu viel Absicht in der Poesie habe, so habe Tieck gar keine Absicht, und das sei ebenso schlimm, meint er einmal;[73]) nur Goethe scheint ihm über allen Tadel erhaben.[74]) Es ist ja auch, wenn wir auf Boehlendorffs eigenes Schaffen blicken, sonnenklar, warum er sich Anfang 1802 nicht zu einer Besprechung Schillerscher Werke berufen fühlte. Mochte er damals auch Shakespeare als Meister des romantisch-modernen Dramas betrachten, sein eignes eben fertiges neues Stück stand noch ganz in Schillers Bann; und selbst wenn ihm das nicht deutlich bewußt war, von seinem vorigen Trauerspiel her hatte er das Gefühl stärkster Verpflichtung.

Gedruckt ist die neue dramatische Arbeit im Taschenbuch auf 1803. In der Selbstanzeige seiner Schriften vom Februar 1803 sagt Boehlendorff über dieses Drama »Die Schlacht von Marignano« nur kurz: dies Werk sei ein Versuch nach eigenen Ideen. Damit unterscheidet er es ausdrücklich vom »Ugolino«, den er ja ebendort als Nachahmung bezeichnet. Er hat aber nur zum Teil recht. Allerdings: die dem Drama zugrunde liegenden Ideen und Charaktere sind eigen; die Form ist aber wieder wesentlich durch Schiller beeinflußt, durch die Oktober 1801 in Ungers Verlag erschienene »Jungfrau von Orleans«, die Boehlendorff auch in einem verzückten Gedicht gepriesen hat.[75]) Die größten Schwächen des Werks sind auf diese Beeinflussung zurückzuführen.

Wie Schillers romantische Tragödie ist der Boehlendorffsche Versuch ein Schlachtendrama. Freilich wird er nur als »Vorspiel« zu einem großen Unternehmen bezeichnet; er gilt als »erster Teil« eines historischen Schauspiels »Franz der Erste von Frankreich«. Es soll also nur der Anfang, das »Vorspiel« zu einer großen historischen Charakterentwicklung gegeben werden, und zwar in drei handlungsreichen Aufzügen. Auch die »Jungfrau von Orleans« hat ja ein Vorspiel; doch kann man Boehlendorff nicht vorwerfen, er sei auch in diesem Punkt Nachahmer gewesen, denn sein Drama hat eine ganz andere Bedeutung als der »Prolog« Schillers, es gibt eine fertige große Handlung, wenn auch der Hauptcharakter noch nicht zum Abschluß gebracht wird.

Interesse für die gewaltige Schlacht, die bei Marignano am 13. und 14. September 1515 zwischen den Schweizern und Franz I. von Frankreich geschlagen war, wird Boehlendorff schon während seines Schweizer Aufenthalts gefaßt haben. Dann mögen ihn seine Bremer historischen Vorlesungen, für die er ja auch Memoirenwerke las, mit dem Thema vertrauter gemacht haben. Ende Februar 1801 äußerte er sich brieflich noch,[76]) als ob er seit dem »Ugolino« dramatisch nichts Neues geschaffen hätte und auch fürs erste nichts vorhabe. Im Winterhalbjahr 1801/02 wird das neue Werk gediehen sein, nachdem inzwischen das genannte Drama Schillers seine Wirkung hatte üben können.

Mißlich war es für Boehlendorff, daß seine besonderen Freunde, die Schweizer, bei Marignano besiegt waren; aber er wußte sich mit den Mitteln, die die Geschichte bot, zu helfen: er stellte sie in seinem Stück unter den Einfluß eines herrschsüchtigen Priesters, des Kardinals Sinner, Bischofs von Sitten. Dieser Mann, dessen Herrschsucht und Egoismus die Schweizer zu spät erkennen, bringt sein braves Heer ins Unglück, läßt es sich den wohlmeinenden Friedensanträgen Franzens dauernd widersetzen. Den jungen König Franz hat nun Boehlendorff durchaus idealisiert; aber man muß doch sagen, daß er den Charakter seines Helden trotzdem nicht übel angelegt hat. Und so horrend verfehlt einige Stellen des Stückes sind, einen Sinn, einen persönlichen Gedanken hat hier das Ganze.

Von früh auf hat der junge Franz einen Drang in sich gespürt, es in Heldentaten den berühmten Rittern seiner Zeit, vor allem Bayard, dem Ritter ohne Furcht und Tadel, gleichzutun; aber nun er seinem Oheim plötzlich auf dem Thron Frankreichs gefolgt ist, hat ein ebenso starkes Verantwortlichkeitsgefühl ihn ergriffen: er will nicht unnütz Unfrieden, nicht endlos Mord und Elend anstiften, er möchte gut sein. So gewiß er das Herzogtum

Mailand, das er für sein Erbe hält, besitzen will — immer wieder hält er sich vor:

»Ich kenne meine Königspflicht,
Will mit dem Feind, wenn's möglich, mich versühnen.«

So hat er, als das Stück beginnt, wieder Abgesandte mit ehrenvollen Bedingungen zu den Schweizern gesandt. Etwas in ihm selbst freilich streitet dagegen; er wirft sich selbst vor, daß er einen Wunsch in sich spürt: möchten die Gesandten keinen Erfolg haben. Mit Gewalt aber hält er daran fest, sein »schönstes Wollen auch zu seinem stärksten Wollen zu machen«, sein Gewissen rein zu halten. Da bringt ihn der Treubruch der Schweizer seinen Abgesandten gegenüber zur Umkehr.

»Nun Herr des Himmels!
Wenn es dein Rath ist, auf! wir schlagen sie.«

Am Abend des furchtbaren ersten Schlachttages wiederholt sich der Kampf in ihm. Nicht mehr unwillig und zögernd, sondern mit größter Besonnenheit faßt er den vorigen Plan. Er hat die Schweizer zwar nicht besiegt, aber er hat den nie Überwundenen gezeigt, daß er ihnen gewachsen ist; nun, meint er, sei es genug, nach all den Greueln, in denen er selbst als der Tapferste mitgefochten hat. Bei Tagesanbruch sollen aufs Neue zwei seiner Treuesten den Feinden die alten Bedingungen anbieten. Auch diesen ehrenvollen Frieden weist jedoch der hochmütige Kardinal ab; und nun gibt Franz die neue endgültige Weisung:

»Geschont wird keiner, kein Pardon gegeben!«

Die Schweizer werden völlig zu Boden geworfen, aber dann verbietet Franz die Verfolgung; er will den Geschlagenen auch einen ehrenvollen Frieden gönnen. Und noch jetzt, nach dem blutigen Sieg, scheint ihm der Krieg, trotzdem er notwendig war, in der Wirkung sinnlos: er baut nicht auf, er stürzt zusammen; Lebenswürdige fallen, Unwürdige bleiben. Franz besinnt sich aufs neue darauf, daß es seine Pflicht ist, Mensch zu sein. Er zeigt das sowohl seinen Feinden als seiner Umgebung gegenüber.

So mißlich es nun ist, die Darstellung einer großen Schlacht dramatisch zu benutzen, um die furchtbaren Folgen des Krieges zu schildern — Boehlendorff hat sein Gemälde doch in den Grundlinien nicht mit falscher Weichherzigkeit angelegt. Es kam für ihn darauf an, den Krieg in seinen Vertretern und in seiner Wirkung darzustellen. So gruppiert er um Franz die ver-

schiedensten Typen: den rücksichtslos energischen Feldherrn Prinzen von Bourbon, den fröhlichen jungen Abenteurer Fleuranges, den Ritter ohne Furcht und Tadel Bayard, den todesmutigen Jüngling Imbercourt, den geistig subalternen Führer der massenmordenden Artillerie Genouillac. Wir erhalten so ein im ganzen anschauliches und objektives Bild des Heeres, das in der Mitte steht zwischen altem fröhlichem Ritterheer und einer modernen Armee. Um die Wirkungen des Krieges anschaulich zu machen, hat Boehlendorff ein gutes, auch stofflich erfundenes Mittel gewählt: er läßt zwischen den Schlachtszenen nämlich eine Bäuerin und ihren Knaben auftreten; das Dorf, in dem die beiden zu Hause waren, ist von den Franken in Brand gesteckt, und die Mutter glaubt ihr jüngstes Kind mit umgekommen. Ihr anderer Knabe hat zwar seine Freude am Anblick des Kampfes, den er vom Gebirge herab mit einem älteren Bauern zusammen beobachtet. Aber in diesem Bauern erkennt die Mutter den Verräter, der den Feinden den Weg durch das Gebirge gewiesen hat, den sie also für den eigentlichen Mörder ihres Kindes halten kann, und sie erschlägt ihn. Das Geschick will es, daß gerade dieser Mann wieder ihren Säugling aus den Flammen gerettet hat, und daß sie also einen Menschen erschlagen hat, über den wenigstens sie selbst nicht richten durfte. Gerade der junge König Franz muß nun die Klagen der Verwirrten hören, ihre Anklagen gegen die Franken, die diese sinnlosen Kriegsgreuel, an denen nun sie selbst wider Willen teilgehabt hat, in ein friedliches Land gebracht haben:

»Da blühte unser Dorf noch, unsre Hütte,
Eh' dieser König von den Alpen kam.«

In den wechselnden Vorgängen des Stückes liegt also ein einheitlicher Sinn. Und wieder müssen wir betonen, daß Boehlendorff seinen Helden in den Grundzügen nicht weichlich darstellt, wenn er ihn solchen Eindrücken und menschlichen Regungen folgen läßt; er stellt ja auch ganz objektiv eine Reihe von Gegenspielern im französischen Heer auf. Ein anderer Mann als Franz ist z. B. der sympathisch dargestellte Abenteurer Fleuranges, dessen nicht so ganz ehrliche Handstreiche der König aber durchaus verwirft, ja den er zwingt, solche Taten wieder auszulöschen. Vor allen äußert sich Bourbon sehr heftig gegen jenen (von Boehlendorff erfundenen) Entschluß Franzens, nach dem ersten Schlachttage den Schweizern neuen Frieden anzubieten.

»Das sind Gedankenspiele, die sehr übel
Dem König anstehn .....
Der sollte nie ein König seyn, der fühlt,
Wie andre Menschen — ihn drückt die goldne Last,
Ihn drückt Erfüllung der geheimen Wünsche,
Die seinen Busen dehnen — er erträgts nicht,
Den Kranz des Zieles zu erringen, kanns nicht lassen,
Die Ruhe muß ihn ewig fliehn, und was
Er heut' erbaut, zerstört er morgen wieder!«

Franz hat sich mit höchster Energie gegen die Einwürfe seiner Umgebung zu wehren:

»Was ist es, daß ihr alle wider mich
Aufs neu vereinigt steht, so steht die Welt
Bestrebt, des Menschen Sinn und Thun zu wandeln,
Doch weh dem, den sie wankend macht im Lauf!«

Der Wille Franzens, ein menschlicher König zu sein, bekommt erst dadurch einen männlichen Charakter, daß zwei Seelen in seiner Brust wohnen, daß er auch das heiße beängstigende Verlangen nach Ruhm kennt, ja daß er es früher gekannt hat, als jenes Pflichtbewußtsein. Zweimal wird der junge Idealist ja auch durch den Widerstand der Außenwelt zu furchtbarer Härte gezwungen, bis er sich am Schluß wieder zu edler Menschlichkeit erhebt.

Historische Tatsache ist es, daß Franz in den ersten Monaten seiner Regierung bis zur Schlacht bei Marignano hin wieder und wieder Frieden mit den Schweizern zu schließen suchte; in seinen Quellen konnte Boehlendorff auch die historische Legende finden, daß der junge König nach der Schlacht jede Verfolgung der Überwundenen aus Achtung für sie verboten habe. Danach hat er sich seine Anlage des Stoffes geschaffen. Für die Einzelheiten hat er besonders französische Quellen benutzt,[77]) die Memoiren von Fleuranges und Bellay, die beiden Biographien Bayards. Die ergiebigsten Schweizer Chroniken lagen damals noch nicht gedruckt vor,[78]) daß er die lateinisch-italienischen Quellen (vor allem Jovius, dann Guicciardini) in Bremen erhalten hat,[79]) ist nicht ohne weiteres sicher.

Boehlendorff hat den Sinn seines innerlich selbständig angelegten Stückes in der Verteidigungsschrift gegen seinen Rezensenten Merkel mit einigem Überfluß an Worten dargelegt. Gewisse äußere Mängel gibt er zu, meint jedoch:[80]) »Wenn in der äußeren Verknüpfung mancher Szenen zuviel Willkühr erscheint, so mag das wohl auf einiges Ungeschick in der äußern Behandlung deuten; den innern geistigen Zusammenhang möchte

leicht jedes prüfende Auge entdecken.« Ein solcher Zusammenhang ist in der Tat vorhanden, und wir dürfen Boehlendorff auch noch für eine Reihe von Charakteren recht geben, wenn er meint, sie in wenigen Umrissen und Hauptzügen sicher angelegt zu haben. Doch es kommt nun noch ein großes Aber. Die »Schlacht von Marignano« ist trotz ihres persönlichen Gehalts ein mißlungenes Werk.

Merkel hat dem Stück auch vorgeworfen, es seien Nachahmungen Schillerscher Liedmonologe darin. Boehlendorff bezeichnet diesen triftigen Vorwurf als unwesentlich, weist es überhaupt ganz zurück, daß ihm die Form Schillerscher Dramen hier irgendwie vorbildlich gewesen sei. Er steht jetzt auf dem Standpunkt, historische Stücke habe es seit Shakespeare gar nicht mehr gegeben, Schillers neuere Werke seien eine subjektive, unhistorische Gattung. Er meint also offenbar, wenn überhaupt einem Dichter, so sei er Shakespeare gefolgt, habe wie dieser als dramatische Einheit die »Festhaltung der großen historischen Ansicht der Begebenheiten« gewählt. Ein solches historisches Schauspiel hält er außerdem für speziell romantisch (auch A. W. Schlegel hat ja später die historische Form für die würdigste des romantischen Schauspiels erklärt); er gibt ferner an, nicht so sehr psychologische Entwicklung werde von einem historischen Drama gefordert, sondern lebendige Natur, die sich selbst erkläre, und will damit offenbar die Art der durch wenige Striche angegebenen Charakteristik rechtfertigen.

Nun, man kann ja vielleicht in den wechselnden Kriegsszenen auch einen Nachklang Shakespearescher Historiendramatik finden. Der hauptsächlich bemerkbare Einfluß ist aber, wie schon gesagt, wiederum der Schillers, vor allem der seiner »Jungfrau von Orleans«. Daher stammen vor allem die schwächsten Stellen der »Schlacht bei Marignano«, die in der Tat durchaus in das Gebiet des Unwillkürlichkomischen hinüberragen.

Schon im »Fernando«, im »Ugolino« trat die Gewohnheit hervor, die Reden an pathetischen Stellen in Reimverse übergehen zu lassen, durchaus nach Schillerschem Vorbild. Selbst der ernste Ugolino spricht gelegentlich in weichen Stanzen. Was soll man aber dazu sagen, wenn das nachahmende Reimunwesen in in diesem neuen Stück dermaßen ausartet, das der König Franz vor seinem zweiten Friedensentschluß einen Monolog hält wie die reuige Johanna im Anfang des vierten Aufzuges der »Jungfrau von Orleans«? Es ist nicht etwa nur eine zufällige Berührung, sondern eine direkte Nachahmung. Erst spricht der König in Stanzen:

»Nacht deckt den Kampf, das blühende Gefilde
Trinkt nun das Blut der frommen Völker ein . . .«

Den Schluß des Monologes aber formt der junge Held wie Johanna in achtzeilige trochäische Strophen:

»Und den Lorbeer pflanz' ein Pflüger
Einst mit Thränen auf mein Grab,
Dieser war des Friedens König,
War des Schwachen starker Stab . . .«

Was soll man ferner dazu sagen, wenn des Königs Schwester Margaretha (die ganz unhistorisch mit in die Schlachtszenen hineingezogen wird) den bekannten Monolog der Maria Stuart (Anfang des dritten Aufzuges) ohne wesentliche Veranlassung variiert:[81])

»Bin ich in Banden? bin ich gefangen?
Welche Nacht verhüllt mir den Blick!«

Zu verteidigen ist das überhaupt nicht, aber wohl zu erklären: wenn Boehlendorff sich auch sonst von Schiller gelöst zu haben glaubte, die Liedmonologe der Schillerschen Dramen hielt er nach wie vor für vorbildliche Meisterstücke der Poesie und begriff garnicht, daß man ihm eine Nacheiferung zum Vorwurf machen konnte. Das geht jedenfalls aus der Verteidigungsschrift gegen Merkel, die erst Ende 1802 geschrieben ist, hervor. Für uns freilich steht es fest, daß gerade die gereimten pathetischen Monologe, die schon bei dem Meister nicht durchweg zu billigen sind, den Epigonen Schillers — ohne daß dieser dafür verantwortlich zu machen wäre — zur schlimmen Gefahr werden. So sind die betreffenden Stellen denn auch hier bei Boehlendorff weichlich, hohl und geradezu lächerlich, während — wie wir mehrfach betont haben — die übrige Charakteristik Franzens und der andern Hauptpersonen keineswegs weichlich genannt werden kann. Diese Monolog-Anhängsel (und einige verwandte Partien in größeren Reden) entstellen und vernichten das ganze Bild.

In harmloserer Art erstreckt sich die Beeinflussung durch Schiller aber auch auf Diktion und Metrum außerhalb der Monologe. Gerade in der »Jungfrau von Orleans« war der fünffüßige Jambus häufig ein wenig ungezwungener behandelt, namentlich doppelter Auftakt hatte ihm oft ein bewegteres Leben gegeben. Auch diese leichtere Behandlung des dialogischen Metrums hat Boehlendorff offenbar nachzuahmen gesucht, und zwar häufig sehr ungeschickt und störend. Vor allem ist dann der Trimeter aus der Montgomeryszene auf die Szene zwischen dem Bauern,

der Bäuerin und ihrem Knaben übertragen; und wenn das auch nicht absolut zu verdammen ist, so ist doch ein Grund dafür auch nicht gerade einzusehen.

Endlich stammen eine Reihe von Situationen und Motiven offenbar aus der »Jungfrau von Orleans«.[82]) Schilderungen der Heere und des Kampfes werden entweder durch lebhafte Berichte von Leuten, die in der Nähe des Kriegsvolks waren, oder durch unmittelbare Teichoskopie der Beobachtenden vermittelt. Die ganze Art, in der Episoden aus der Peripherie der Schlacht gegeben werden, hat Verwandtschaft mit dem Schillerschen Stück; so wenn sich Personen durch den dunklen Wald, um den herum Feinde drohen, zu einer einsamen Hütte retten. Ist doch unter diesen Schutzsuchenden auch eine Art Johanna von Orleans, eine in ritterliche Waffen gekleidete Frau, Franzens Schwester, deren Einfügung in die Handlung Boehlendorff nicht glücklich mit ihren historischen Charaktereigenschaften zu verteidigen gesucht hat.[83])

Man könnte etwa auch im Hauptcharakter Schillersche Züge entdecken wollen und Franzens Friedenssehnsucht aus der Max Piccolominis ableiten — doch scheint mir das unnötige Spürerei. Soviel jedoch steht fest: Boehlendorffs »Schlacht von Marignano« ist zwar nicht ohne persönlichen Gehalt, aber trotzdem formell bis zum Lächerlichen durch nachahmende Züge entstellt.

Sehen wir von diesen (das Werk als Drama vernichtenden) epigonischen Eigenschaften ab, so ist es ziemlich klar, was Boehlendorff für ein menschliches Interesse an der Gestaltung dieses Stoffes hatte. Im Grunde identifiziert er sich mit seinem Helden. Der Idealist, der durch die Außenwelt zur Härte gezwungen wird und sich immer wieder zu warmer Menschlichkeit zurücksehnt, ist er selbst. Zu dieser Symbolik kamen nun noch sehr zufällige Berührungen des Stoffes mit seinem persönlichen Leben. Daß er in die Schilderung der Schweizer Züge aus seinen Erfahrungen verwebte, lag nahe; sicher ist aber, daß er es bis zur Wunderlichkeit tat. Die Geschichte bot ihm ja den Kardinal Sinner oder Schinner, wie er meist genannt wird. Zweifellos machte es ihm nun Vergnügen, diesem ihm unsympathischen Mann, der den Namen seines ersten Schweizer Brotgebers trug, einen Hauptmann Watteville gegenüber zustellen. Gewiß ist das auch historisch nicht unnatürlich, denn Wattevilles erscheinen unter den damaligen Berner ersten Geschlechtern. Aber er hätte da noch eine große Auswahl von Namen gehabt, und es kann unmöglich Zufall sein, daß er diesen Watteville

fast wörtlich charakterisiert, wie er in seiner Revolutionsgeschichte seinen einstigen Hausherrn von Bursinel geschildert hatte:

»Der schönste und der ritterlichste Schweizer,
Mit Namen Watteville, Hauptmann im Heer.«

Ganz offenbar verwob er so Anspielungen auf seine Erlebnisse in das Stück.

Das Drama schließt mit jenem Effekt, den auch Kotzebue in seinem rührsamen Ritterstück »Bayard« (Boehlendorff kann 1800 eine Weimarer Aufführung gesehen haben!) sich nicht hat entgehen lassen: Franz läßt sich von Bayard den Ritterschlag erteilen. Aber Boehlendorff war damit ja noch nicht am Ende. Als äußere Anknüpfung für die Fortführung kann es gelten, daß der Kardinal Sinner nach der Niederlage zum Kaiser Maximilian flieht, um dort weiter gegen Franz zu wirken. Aber wie sollte dieser letzte sich nun weiter entwickeln? Boehlendorff selbst hat gesagt, der Schluß des Vorspiels bedeute nur einen Waffenstillstand der kämpfenden Mächte in und außer Franz. Franzens Charakter sei »der stete innere Kampf der Empfänglichkeit für alles Schöne gegen die Welt«. Das ganze fertige Stück solle den Geist seines Lebens und seiner Zeit bezeichnen.

Höchstwahrscheinlich schon in Bremen hat Boehlendorff zwei Akte des Hauptstückes niedergeschrieben; ob mehr fertig geworden ist, wissen wir nicht. Die wichtigsten Teile dieser ersten zwei Akte hat er 1802 im Oktoberheft von Halems »Irene« veröffentlicht.

Das Stück setzt wenige Jahre nach der Schlacht bei Marignano ein. Franz von Sickingen ist beim französischen König und will ihn dazu bringen, daß er Gewalt anwendet, um in Frankfurt seine Wahl zum deutschen Kaiser durchzusetzen. Aber König Franz lehnt jede Gewaltmaßregel ab, trotzdem er Sickingen dadurch kränkt und seine Pläne gefährdet. Denn heimlich brennt er darauf, daß man ihm zum Kaiser wähle. Doch er ist noch der Alte:

»Wenn ich das Spiel verlöre — es würde schmerzen —
Jedoch gewänn' ich es mit Schmach, nein! nein!
Kein Ritter wär' ich, wenn ich das ertrüge!«

So aber bereitet er sich durch seine ritterliche Zurückhaltung den Schmerz, den er nicht wieder verwindet; denn sein Plan mißlingt, der junge Karl V. wird Kaiser. Eine Reihe von Szenen malen uns nun weiter die Zustände in Frankreich und die Charaktere der Gegner Franzens im Ausland. Boehlendorff

läßt Rabelais auftreten, den er zum Haushofmeister der Geliebten des Königs, Gräfin von Chateaubriant, macht; wir erfahren aus seinen Schilderungen, daß Frankreich in den letzten üppigen Friedensjahren, wie es Fleuranges schon im Vorspiel prophezeite, zum Schauplatz müßiger und verschwenderischer ritterlicher Spiele geworden ist. Daraus, daß der Feldherr Herzog von Bourbon gerade jetzt aus Italien nach Paris zurückgerufen ist, können wir allerdings entnehmen, daß dieser gefährliche ehrenreiche Ruhezustand eventuell ein Ende finden wird. Die Rivalen Franzens, Heinrich von England und der junge Karl, werden uns im Gespräch vorgeführt, und wir sehen, wie der feine und vorsichtige Karl den englischen König durchaus für sich gewinnt. Die letzte der erhaltenen Szenen zeigt uns Franz mit Fleuranges und dessen Vater, dem Grafen de la Marck, zusammen. Dieser letzte erfleht Verzeihung vom König für zeitweilige Abtrünnigkeit und erhält sie; er teilt dann mit — und denkt dafür Lob zu erhalten —, daß er schon mit seinem Sohn selbständig den Kampf gegen den Kaiser aufgenommen habe, gleichsam um jenen Verrat wieder gutzumachen. Wie einst im Vorspiel tadelt aber Franz den gemeldeten hinterlistigen Friedensbruch und überläßt es den beiden, selbst mit ihrer kleinen Macht die Verantwortung zu tragen. Und doch ist er weniger scharf gegen sie, als er einst gegen Fleuranges war, ja er verspricht für die beiden zu wirken. Ein letzter Monolog Franzens sagt uns den Grund:

»Dieser kleine Funke kann ein Feuer werden,
Das sich unhemmbar-mächtig weiter breitet,
Das aller Herrschaft Länder kann entflammen,
Und das ein Meer von Thränen blutig zeugt —
Was ists in meiner Brust, das sich empörend
An dieser Aussicht labt? Hinweg! es ist
Der Pfeil von einer kaum geheilten Wunde,
Den ich mit meinen Augen fast erreiche,
Der vor mir wandelt, der mich nicht verläßt!
Versink' in Nacht, du scheußliche Gestalt,
Und tödte meiner Augen Sehkraft nicht —
Die Welt ist weit! — weit ist der Raum der Ehre!
Warum sollt' ich nur dich, und dich nur sehn?
Hinweg! — wer kommt! — ich will den Herrn abschwören,
Wenn ich mich dieses Zaubers nicht entled'ge,
Der mich dem Unheil unterwürfig macht.« —

Es ist also eine Entwicklung angebahnt, die der des Vorspiels verwandt ist; nur ist sie bedrohlicher, weitgreifender. Franz wird aufs neue auf die Bahn des Krieges gedrängt; dreierlei treibt dazu: die Zustände seines eigenen Reichs, das

Verhalten der Rivalen, ein unheimlicher Zug in seiner Brust, Rache zu nehmen für die erlittene Schmach.

An den erhaltenen Bruchstücken dieses Dramas setzt in Verwunderung die strenge Sachlichkeit der Szenenführung. Vielleicht ist hier und da die Geschichte etwas zu direkt dialogisiert; aber dafür fehlen ganz die Schwächen, die epigonischen Reimsentimentalitäten des Vorspiels. Es ist also möglich, daß der Hauptteil des Werks über der Einleitung gestanden hätte.

Recht wohl denkbar ist es, daß Boehlendorff mehr als zwei Akte des Hauptstücks niedergeschrieben hat. Daß das ganze Schauspiel (wahrscheinlich war es als Trilogie gedacht) fertig geworden sei, ist unwahrscheinlich; Boehlendorff würde sonst Ende 1802 in seiner Streitschrift gegen Merkel wohl davon gesprochen haben. Nach Abfassung dieser Streitschrift aber hatte er sicher alle Lust zur endgültigen Vollendung verloren. Er machte sich noch an neue dramatische Stoffe heran — z. B. an den Streit zwischen Ludwig dem Bayern und Friedrich dem Schönen —; wirklich gediehen ist davon wohl nichts mehr. Das Drama von Franz dem Ersten ist der letzte ernst zu nehmende dramatische Versuch Boehlendorffs geblieben.

◇ ◇ ◇

## Sechstes Kapitel.

# Berlin — Kiel.

Hätte Boehlendorff sich in Bremen zu halten vermocht, so hätte es doch wohl dort eine Anstellungsmöglichkeit für ihn gegeben. Thulesius war hier Lehrer an der Hauptschule geworden,[1]) Fritz Horn in diplomatischen Dienst genommen; freilich hatten beide schon vorher Würden aufzuweisen gehabt. Aber Smidt war durchaus der Mann, für seine Freunde alles Mögliche zu tun; er hat das noch später Horns jüngerem Bruder Franz bewiesen.[2])

Nun war Boehlendorff in Berlin in abhängiger Stellung und daneben Journalist; zu beidem eignete er sich bei seiner nachgerade krankhaften Reizbarkeit nicht im geringsten. Ganz anders klingt, was er selbst Anfang 1803 in krampfhaftem Selbstbewußtsein darüber drucken ließ: »Der Wunsch, sich für das historische und staatswissenschaftliche Fach mehr auszubilden, machte es Herrn Boehlendorff nothwendig, Bremen, auf den Ruf des Herrn Geheimen Legationsraths Woltmann in Berlin, zu verlassen, mit welchem, als Residenten mehrerer deutschen Fürstenhöfe und Reichsstädte, er in eine diplomatische und literarische Verbindung auf eine gewisse Zeit eingieng, im May 1802. — Da zu eben dieser Zeit der Professor und Buchhändler Unger in Berlin die Vossische Zeitung (an welcher Moriz und Lessing ehemals eine Zeitlang geschrieben) an sich gekauft hatte, und derselben eine neue Einrichtung und einen neuen Eingang verschaffen wollte: so übernahm Herr Boehlendorff während des ersten Vierteljahrs, vom Julius bis zum Oktober 1802, die wichtigsten politischen und litterarischen Artikel zu schreiben.« Wir müssen, nach den vorhandenen Dokumenten, Boehlendorffs weitere Entwicklung langsam aufrollen.

Woltmann hatte es durchaus gut mit ihm vor. Fritz Horn berichtet am 18. Mai an Smidt: »Böhlendorff wird mit seinem Verhältnisse zu Woltmann zufrieden sein können, denn dieser

ist gutmüthig genug, um weder große Anstrengung noch pedantische Pünktlichkeit von ihm zu fordern. Er sagte mir neulich: Er würde es nicht übers Herz bringen können von einem Menschen von Talent, wie B., mechanische Arbeiten, als Abschreiben, wenn er sie irgend durch einen Andern könne verrichten lassen, zu verlangen.« Auch die ersten kurzen Worte, die Boehlendorff unmittelbar nach der Ankunft an Smidt richtete, klingen nicht unbefriedigt. Er ist müd von der Reise, hat beim ersten Anblick des neuen Lebens Heimweh nach dem alten, lieben, treuherzigen in Bremen, aber weiß doch zu berichten: »Woltmann hat mich gütig empfangen.«

Er war in Berlin auch fürs erste nicht allein. Zwar die Hoffnung, Rist hier als dänischen Legationssekretär wiederzusehen, täuschte ihn.[3]) Aber Fritz Horn war bereits da, in diplomatischer Mission von Bremen, und Woltmann ihm ja auch nicht unbekannt. Trotzdem stellte sich sogleich heraus, daß er, nur zum Teil mit eigner Schuld, sich Illusionen gemacht hatte und bald enttäuscht war.

Woltmann wohnte damals in Ungers Landhaus im Tiergarten.[4]) »Ich werde ein Zimmer in der Stadt und eins auf dem Lande bey Unger haben. Meine Addresse ist, in der Ungerschen Buchhandlung in der Jägerstraße«, steht in Boehlendorffs erstem Briefchen an Smidt. Gleich die Wohnverhältnisse aber begannen ihn zu ärgern. Dazu regelte sich die Zeitungsangelegenheit für ihn keineswegs glatt. Unger hatte am 11. Mai mit der Frau Münzdirektor Lessing einen festen Vertrag geschlossen, nach dem er vom 1. Juli ab als Mitbesitzer die Vossische Zeitung zu drucken und Redaktion sowie Expedition in seinem Geschäftshause unterzubringen hatte.[5]) Schon vor dem 1. Juli hat er Boehlendorff in der Redaktion beschäftigt. Wenn dieser aber etwa in der Meinung herübergekommen war, geistiger Leiter der Zeitung zu werden und der Detailarbeit ferner zu stehen, so irrte er. Er hatte vielmehr sich einen Teil der Redaktionstätigkeit erst zu erkämpfen und war schließlich — da er eigentlicher Leiter ja doch nicht sein sollte — froh, sich sein Gebiet möglichst eng abgrenzen zu können. Vor allem aber mißbehagte ihm das Publikum seiner Zeitung, die Berliner, denen er seinerseits auch nicht besonderen Eindruck machte. Boehlendorff war etwa vierzehn Tage in Berlin, als Fritz Horn, ein etwas kritischer und doch nicht liebloser Beobachter, Smidt (am 6. Juni) das Folgende mitzuteilen weiß; einen genaueren und anschaulicheren Bericht können wir uns nicht wünschen.

»Böhlendorff kann sich noch garnicht recht in das hiesige Wesen finden. Er fühlt das Bedürfniss eines achtungsvollen herzlichen Entgegenkommens, welches mit dem großstädtischen Tone, mit welchem die Meisten ihre Aufmerksamkeit unter so vielen Menschen verteilen, selten und auch nicht gleich zu verlangen ist. — Sein Äußeres macht auf die Berliner, besonders die Damen, welche viel zu sehr darauf achten, keinen sehr günstigen Eindruck. Woltmann sagte mir neulich, ich möchte doch B. freundschaftlich sagen, daß er sich in Kleidung und Wäsche reinlicher hielte, nach dem Rauchen den Mund ausspühlte, sich öfterer rasiren ließe, in Gesellschaften und auf der Promenade sich nicht mit der Tabackspfeife in der Tasche sehen ließe, man hielte ihn sonst für einen Hallischen Studenten. Über die Undeutlichkeit seiner Sprache beklagt man sich sehr wie auch über die seiner Äußerungen. Die Madame Unger hat schon ihr Urteil über ihn gefällt; es heißt »Mehr Phantasie als Verstand« — Verständigkeit ist nun einmal die Cardinaltugend der Berliner. — Bei der Übernahme der Zeitungsredaktion durch B. finden sich einige Schwierigkeiten, welche vorzüglich darin bestehen, daß Gedike Mit-Eigentümer geworden und man den bisherigen Redakteur einen hiesigen Prediger nicht vor den Kopf stoßen will. Böhlendorff wird also vielleicht nur den literarischen Artikel vorerst zu besorgen bekommen. — Dieses ist mir sehr verdrießlich — W. hätte dasjenige, was er für leicht zu bewirken hielt, nicht als schon arrangirt darstellen sollen — Erzähle diese Verwickelungen nicht an B. s. dortige Bekannte, und schreibe darüber auch nichts an ihn. Zu diplomatischen Geschäften wird B. schwerlich wenigstens vorerst nicht gebraucht werden. —... Die Zeitungsredaktion hat B. noch zum Teil (innerlich die deutschen Angelegenheiten) bekommen, ich habe solches mit Eifer befördert. — Er hat übrigens sehr wenig zu thun und der größte Theil seiner Zeit bleibt ihm frei. Ist dieses nicht ein großer Gewinn für einen Dichter? der sonst ohne andere Hilfsmittel drückenden Sorgen für die bloße Subsistenz überlassen wäre? — Denn immer konnte er doch auf die bisherige Weise in Bremen nicht fortleben. — W. sowohl als Unger lassen ihn übrigens das Verhältniss eines Untergebenen fast gar nicht fühlen, sondern behandeln ihn ganz als ihres gleichen. — Das einzige, worüber B. zu klagen hat, ist daß man noch nicht für eine ordentliche Wohnung gesorgt hat. — Dem würde aber auch schon abgeholfen sein, wenn er darüber freimüthig sprechen möchte. — Solche Wünsche läßt er mehrerentheils durch üble Laune kund werden oder durch mich zu erkennen geben,

welches natürlich als Mangel an Vertrauen angesehen wird. — Ich möchte nicht gern Schuld sein, daß die Liebe und Achtung, welche man dort für B. hat, sich verringerten, darum behalte diese Nachrichten für Dich. Daß Du in den Briefen an B. sie ignorirst, versteht sich von selbst.«

Da Boehlendorff sich an so vielem in Berlin stieß, so war es ihm bereits nach drei Wochen eine Erlösung, ein »alle seine Kräfte erschütterndes Glück«, als er der Stadt auf eine knappe Woche den Rücken kehrte und mit Horn nach Geifswald ritt, um Muhrbeck und Schildener zu besuchen. Am 12. Juni brachen sie auf. Sie fanden die Freunde (Schildenern sah Horn wohl zum ersten Male) in sehr verschiedener Lebensstimmung. Beide hatten ja ihre Universitätslaufbahn bereits begonnen, aber nur Schildener erschien lebenskräftig und frei in der Geselligkeit. Muhrbeck dagegen — und das gab dem ganzen Besuch etwas Melancholisches — war halbkrank am Körper und bedrückt im Geist. Horn schildert es als ergreifend, wie Muhrbeck den ins Zimmer tretenden Boehlendorff als ein Kranker matt und mit zurückhaltender Freude begrüßt habe: »Bist Du da, Boehlendorff?« »Er ist stiller und gedrückter, als ich es erwartet hätte«, schreibt Boehlendorff selbst an Smidt, »und selbst mit seinem Geist zurückhaltender geworden. Er entwirft zu viel im Geist und ich fürchte, daß er sich mit diesem Streben ins Unendliche mehr zerstört, als selbst seine Verhältnisse thun würden.« Ähnlich urteilt Horn: »Philosophie beschäftigt ihn noch immer sehr lebendig; doch findet er sich noch durch kein System befriedigt. — Seine sonst so nahe Hoffnung, selbst diese Befriedigung zu erreichen und Andern zu geben, ist entfernter geworden.« Er setzt hinzu, Muhrbecks Umgebung, der Kreis seiner Tätigkeit müsse idealischer werden, denn resignieren könne er nicht.[6]) So war dieser Besuch für Boehlendorff vielleicht im Augenblick eine Erquickung; aber er mußte selbst aufheitern und aufrichten und kehrte sicher nicht lebensmutiger nach Berlin zurück.

Und so sprechen denn seine beiden nächsten Briefe an Johann und Minchen Smidt, an Heinrich und Anna Noltenius (vom 18. Juni und 12. Juli) im Grunde die lebhafteste Sehnsucht aus. Wir finden hier die subjektiven Paralleläußerungen zu Horns vorigen Mitteilungen. »Was ich Euch von mir zu sagen habe, wie mir Berlin gefällt,« schreibt Boehlendorf an Smidts, »das läßt sich sehr kurz und bestimmt sagen. Es gefällt mir nämlich grade so, wie ich es vorhergesehen hatte — es ist ein Ort, um zu sehen, zu hören, und zu lernen, meine Arbeit wird mir lieb werden, und das was in Berlin zur ästhetischen

Unterhaltung gehört, oder was man so brauchen kann, ist durch den Wechsel interessant. Grade so sind auch nur die Menschen darin, deren ich viele gesehen und gesprochen habe, zu gebrauchen, davon mir sonst fast ohne Ausnahme kein einzelner gefällt, und die Frauen noch weniger, ganz und gar nicht! Auch für eigentliche Geisteserschaffung, für das Geisterzeugende ist kein Same vorhanden — denn davon ist die ästhetische Unterhaltung wohl zu unterscheiden. Stoff zu denken genug, nemlich so daß man sich gern und gradeswegs aus Berlin herausdenkt... Was den feinen und leichten Ton betrifft, den man ihnen zuschreibt, so finde ich bey beyden Geschlechtern wohl den leichten, aber den feinen — nach dem habe ich mich vergebens umgesehen. Was die Frauen insonderheit angeht, so darf ich, bey den Gebildetsten, die ich hier gesehen, nur an Stecks Gattin, die Pariserin, zurückdenken, die neben ihren großen Talenten[7]) auch diesen feinen Ton in seinem höchsten Grade besaß, so kommt mir die hiesige Feinheit nur wie Grobheit vor, an das Wesentliche ist gar nicht zu denken, und das Beste in dieser Art ist wie ein erträgliches reflektirendes Buch, ungefähr wie die Moral in Lafontaines Romanen. In Bremen, in der Schweiz, und in meinem Vaterlande sind die Frauen schöner, besser, gebildeter und nicht bloß die Einzelne — sondern das Ganze mit dem Ganzen verglichen.« Nie, niemals, heißt es im andern Brief, werde der Trödelmarkt der bunten Welt, in der es kein natürliches Glück gebe, ihn auch nur oberflächlich fesseln können, höchstens unterhalten. »Ich erfahre es hier in meinem Leben zum erstenmal, daß man auch gleichgültig seyn, — daß man hassen — verachten kann — es war Zeit, daß ich's endlich erfuhr — ob mir dabei wohler und freyer zu Muthe seyn wird — weiß ich nicht. Ich wollte so gern demüthiger, stiller, frömmer werden — ich fühlte es unter Euch oft bis zur Vernichtung, daß ich's zu wenig war, — hier, wo man mir doch eben nicht schmeichelt, mich fast gar nicht kennt, laufe ich Gefahr, stolz und übermüthig in mir selbst zu werden.« Und zum Schluß des Briefes folgt eine sehnsüchtige Schilderung, die uns rückblicken läßt in die Abende im Hause der Noltenius: »Wenn ich sonst Abends zu Euch kam, in Eurer Mitte unter den Frauen, Brüdern, Kindern an dem traulichen Tische saß, der so manches schönen Genusses, so mancher offnen, herzlichen Mitteilung Zeuge war — wenn es einmal lebhafter wurde, in der alten Friedenshalle, und die Tanten und Onkles von den Wänden stummen Antheil an unserm Feste nahmen, und sich freuten, wie wir sie vergessen, und die süße, selige Gegenwart,

den Champagnerschaum des Lebens, in uns trinken konnten, ohne zu achten auf den Stundenschlag und den grämlichen Gesang des Nachtwächters — wenn dann endlich Frau Anne heimging zu ihren Kindern und zur Ruhe, und um elf Uhr die holden Mädchen uns verließen — und Ohm Thulesius sagte: Metta wird mich warten — und — o, wie wurde mirs da so schwer, aufzustehen — und die Hasenpforte zu suchen — und zu schlafen — aber ich war doch glücklich — und konnte manchmal beym Ansgari-Thurm schwören, daß ich wohl wuste, wo die besten Menschen wohnen; — ach liebe traute Freunde — seyd nicht stolz, daß Ihr so gut seyd — aber laßt michs immer behalten und bewahren — daß ich einmal unter Euch war und daß Ihr mich mehr geliebt habt, als ichs werth war — aber doch wahrlich nicht mehr, als ich Euch!«

Es ist ein zerfallender Mensch, der das alles schreibt; denn eben dieses Leben in Berlin, das er haßte, hatte er selbst seit Jahren sehen zu müssen geglaubt. Das Schlimme war eben, er mußte durchaus Boden fassen, mindestens Ruhe haben zur Weiterentwickelung, und er fühlte, auch hier werde das nicht gelingen.

Wenn er sich ehrlich fragte, dann konnte er Woltmann und Unger als seinen nächsten Vorgesetzten garnichts vorwerfen. »Woltmann erweiset mir ganz erstaunliche Gefälligkeiten«, schreibt er selbst am 18. Juni; »er hat hauptsächlich in Ansehung der Zeitung bewirkt, daß ich dafür bloß Aufsätze in Beziehung auf die ältere Geschichte, politische Abhandlungen, gelehrte Rezensionen und Theatercritick, um welcher willen ich auch den freien Zutritt in das Theater erhalten werde, zu verfassen habe. Die Arbeiten für ihn sind mir auch recht angenehm, obgleich ich in die politische Correspondenz, die ich recht gern möchte, noch nicht eingeweiht bin. Ich achte W. recht sehr, aber wir sind sehr verschieden denkende Menschen. Unger scheint ein biederer, treflicher Berliner zu seyn.« Auch einen neuen Freund gewann er, mit dem er den meisten Umgang zu haben gedachte, »einen sehr interessanten jungen Architekten Körte aus Halberstadt«, Wilhelm Körte, den Großneffen Gleims. Dann bot sich ihm auch plötzlich die Möglichkeit, mit Kurland wieder anzuknüpfen, wahrscheinlich durch eine Familie von Sacken, von der wir noch hören werden. Er war dieser Möglichkeit gegenüber aber bedenklich, vielleicht mit Recht: »Es eröffnen sich allerlei Aussichten, auch nach meinem Vaterlande hin, durch eine angenehme und wichtige vaterländische Bekanntschafft — ob die rechten sich entwickeln werden, die Du kennst, lieber Smidt — steht zu erwarten — und es ist



TAYLOR INSTITUTION UNIVERSITY 11 JAN 1960 OF OXFORD

einige Hofnung dazu vorhanden — aber in meinem eignen Wesen liegt, was sie vielleicht wieder zerstören kann — denn ich bin durchaus unfähig, um eines Zwecks willen meine persönlichen Gesinnungen nur auf einen Moment aufzuopfern.«

Diese krankhafte Besorgtheit, daß man seine Individualität angreifen wolle, zeigte Boehlendorff nun aber allen und jedem gegenüber. Wir haben wieder eine längere Schilderung Horns, die wir in ihrer sachlichen Berichterstattung neben die letzten eigenen Äußerungen Boehlendorffs setzen können, an die auch direkt angeknüpft wird. Beides zusammen giebt ein klares Bild. Am 13. Juli schreibt Horn an Smidt:

»Böhlendorff lebt hier nicht vergnügt, wie Du aus seinem Briefe an Noltenius gesehen haben wirst. — Die Ursache davon liegt größtenteils in ihm selbst. Sein Benehmen ist weder klug, noch männlich, obgleich er sich bestrebt, die letztere Eigenschaft darzustellen, welches dann aber mir und Andern als übertriebenes Selbstgefühl erscheint. Er kann die Welt noch nicht objektiv nehmen, und aus seiner Individualität nicht heraustreten, wenn es darauf ankömmt, eine andre aufzufassen. — Es ist war, daß W., Ungers und überhaupt Alle, die ich über ihn gesprochen, ihn in einigen Rücksichten nicht genug achten. Dieses, welches hier nicht unbemerkt bleibt, ist ihm sehr empfindlich, welches er zuweilen auf eine etwas unhöfliche Art ausläßt. Hiervon nimmt man nun aber wieder keine Notiz und läßt ihn so gehen, wie man einen kranken Menschen zu schonen pflegt. — Dieses erbittert ihn dann noch mehr. — — Bei einem freundschaftlichen Disputiren über einen Gegenstand kömmt bei ihm zu leicht der Ehrgeiz ins Spiel, wenn er so lebhaft affizirt wird, daß er seine Gedanken, die oft sehr gehaltvoll sind, aber selten Bestimmtheit haben, nicht klar darstellen kann, sondern eine Menge Worte herausstottert, die man mit der gespanntesten und wirklich ermüdenden Aufmerksamkeit auffangen muß, um einen Sinn darin zu finden. Diese Mühe mögen die Berliner, die das was sie haben (oft ist dieses sehr wenig) gut zu sagen wissen, nun nicht geben, welches mehrerentheils auch vergeblich sein würde, sondern sehen sich lächelnd unter einander an, wie man Mitleid mit einem Prediger hat, der auf der Kanzel stecken bleibt. Und doch läßt sich diesen Menschen Mangel an Sinn nicht so geradezu aufbürden, da übrigens die Ideen der besten Köpfe Deutschlands mit Interesse von ihnen aufgenommen werden. — — Der Hauptgrund von B.s Unzufriedenheit ist, kurz gesagt, der: Er möchte entweder geliebt sein oder imponiren, und keiner von diesen Wünschen wird hier erfüllt. — Nicht als ob man ihm nicht gut

wäre und zu seiner Zufriedenheit gern beitragen möchte (welches B. selbst anerkennt) und auch nicht, als ob man seine Talente ganz verkennte, aber daß ihm hier die innige Theilnahme werden sollte, die ihn in Bremen umgab, läßt sich überhaupt von dem hiesigen Charakter und um so weniger erwarten, da man bei ihm nur geringe Achtsamkeit für andere bemerkt, und seinem Dichtergenie kann auch hier, wo itzt so ausgezeichnete Poeten hausen, die Aufmerksamkeit nicht gezollt werden als dort wo Niemand mit ihm wetteiferte .. — Gestern Nachmittag kam B. zu mir und klagte gewaltig ohne irgend etwas Bestimmtes anzugeben. Er sagte: die Menschen wären hier alle so lästig, sie wollten ihn zahm machen, aber er würde zeigen, daß er Character habe. Die Verhältnisse, welche diesen unterdrücken oder modificiren sollten, würden vielmehr seine ganze Kraft aufrufen, ihn zu souteniren pp. Dieses Alles ist aber nur in seiner Einbildung, denn es ist doch wirklich Schonung, daß man folgende Antwort von ihm mehr im komischen Lichte betrachtet als ernsthaft rügte. W. sagte ihm: Montags, Mittwochs und Samstags Abend könne erst nach sechs Uhr die letzte Revision der Zeitung vorgenommen werden,[8]) und B. erwiderte, das werde nicht gehen, da er gern das Theater besuche (wozu ihm doch vier andre Tage übrig bleiben).«

Boehlendorff hatte also ein gut Teil Schuld an seiner Mißstimmung: er paßte jetzt nicht nach Berlin, er paßte nicht in seine Stellungen, und — er war immer noch, was man im bürgerlichen Leben »höchst leichtsinnig« nennt. In dem Gefühl, sich nicht für Berlin und für die gewählten Stellungen zu eignen, beschloß er bereits in den nächsten Wochen, sich ein Ziel zu setzen. Am 19. September schreibt er an Steck: »Ich stehe hier in Verbindung mit Woltmann und Unger, bin Privatsecretair des Ersten, und — doch nur auf kurze Zeit — Mitredakteur der hiesigen neuen Zeitung. Ich hoffte viel von dem ersten Verhältniss — es ist aber nicht so geworden — Laß mich von meinem Abschied aus Bremen schweigen. Wenn wir uns in einem neuen Frühling wiedersehn — will ich Dir alles erzählen . . . Dort hab' ich meine Probe bestanden. — Bis künftigen May bleibe ich hier — — Berlin ist mir neu gewesen aber bald alt geworden — Dann denke, hoffe, wünsche ich als Führer eines iungen Mannes einige Jahre in Göttingen mit Muße die Alten, die Historie, und Staatswissenschaften zu studiren.« Also im Mai — ein Jahr nach der Ankunft möchte er fort. Warum wollte er überhaupt noch solange bleiben? Sicher einerseits des Verdienstes wegen, den er bitter nötig hatte, denn seine andern

Aussichten, Hoffnungen, Wünsche waren ja, wie seine Worte ergeben, noch ganz vag. Aber es gab wohl noch einen andern Grund zum vorläufigen Bleiben. War er denn wirklich nur nach Berlin gekommen, um zeitweilig Verdienst zu haben und sich im »historischen und diplomatischem Fach« weiter auszubilden? Es hatte ihm vorher an literarischen Anregungen gefehlt, auch Halem und Gramberg in Oldenburg konnten ihm eigentlich nichts geben. In Berlin aber hielt seit 1801 August Wilhelm Schlegel Vorlesungen, den Boehlendorff als kritischen Führer der neuen poetischen Richtung verehrte, Berlin wurde dadurch ein Sammelplatz modern-romantischer Bestrebungen. Obendrein hatte Boehlendorff bereits seit Homburg und Dresden nach Berlin gewollt. Kein Zweifel, es war auch literarischer Ehrgeiz, was ihn hierher getrieben hatte und was ihn noch hielt. Das ergab nun aber noch eine Verschlimmerung seiner Lage. Denn gerade dieser Ehrgeiz sollte in der Folgezeit auf das bitterste enttäuscht werden. Boehlendorff wünschte in den Reihen romantischer Dichter und Schriftsteller sichtbar zu werden. Und gerade daß er das wurde, daß ihn seine Redakteurstellung dabei exponierte, hat ihm Angriffe eingebracht, denen sein schon so vielfach hin und hergerissener Geist nicht mehr Stand hielt.

Garlieb Merkel heißt der Mann, der Boehlendorff um den Rest seiner gesunden Vernunft gebracht hat. Es ist möglich, daß er schon durch dritte von Boehlendorff wußte, denn er stammte ja aus Livland, war auch mit Gries bekannt geworden und hatte mit Bremen Verbindungen;[9]) nahe getreten waren sie sich bisher nicht. Merkel war gerade jetzt in Berlin bei einer Dauerhetze gegen die Romantiker beschäftigt, weil die »neue Schule« hier zu siegen drohte. »Um ihrem Siege eine gewisse Festigkeit, einen großen Schauplatz zu geben, auf dem sich auch reelle Früchte desselben hoffen ließen,« sagt er selbst später (natürlich ohne dabei gerade an Boehlendorff zu denken) — »versammelten sich die Häupter der neuen Schule in Berlin.« Als Pflicht der Selbsterhaltung habe er es daher angesehen, mit ihr um den »Aufenthalt in der schönen Königsstadt« zu kämpfen.[10]) Sein erstes Kampfesorgan waren die »Briefe an ein Frauenzimmer über die wichtigsten Produkte der schönen Literatur«, im Herbst 1800 begonnen, mit denen er das größte Aufsehen machte, da das Publikum sich gern oberflächliche Rezensionen in einem leichten, witzigen und teils recht anschaulichen Stil vortragen ließ. Nach dem ersten Bande boten sich Merkel sogleich mehrere Verleger zur Übernahme der Fortsetzung an.[11]) Wer von den Lesern ihm nicht beistimmte, der sprach doch über ihn; Merkel

war eine große Macht. Er erwarb sich bald noch mehr Organe zur kritischen Äußerung. Seit dem Oktober 1802 übernahm er den artistisch-literarischen Teil der zweiten Berliner Zeitung, der Haude- und Spenerschen, wurde also nächster Kollege oder Konkurrent Boehlendorffs. Zur gleichen Zeit verabredete er mit Kotzebue ein Konkurrenzblatt gegen die Berlin-Leipziger »Zeitung für die elegante Welt«, die der mit beiden verfeindete, romantisch gesonnene Spazier herausgab. Da sie sich nicht völlig einen konnten, entstanden zunächst zwei Blätter, vom Januar 1803 ab Kotzebues »Freymüthiger«, vom Juni desselben Jahres ab Merkels »Ernst und Scherz« (die dann aber bald als eine Zeitschrift zusammengefaßt wurden). In der Mitte dieser Berliner Journalistik, die sich zum Teil in widerwärtiger Art befehdete, stand nun der reizbare Boehlendorff, dem schon so leicht »phantasierte Wirklichkeit« vor Augen spiegelte, daß ihm die Menschen etwas anhaben wollten.

Vom September bis Dezember 1802 veröffentlichte Boehlendorff in Berlin eine Anzahl von Schriften, die er zum Teil schon längere Zeit fertig hatte. Mehrere davon erschienen in Ungers Buchhandlung, die Woltmanns Zeitschrift »Geschichte und Politik« und Halems Monatsschrift »Irene« in Verlag hatte. Stolz war Boehlendorff darauf, daß seine »Geschichte der helvetischen Revolution« »beinahe zwey volle Hefte von Woltmanns Journal ausmache«.[12]) Von Prosaarbeiten Boehlendorffs brachte ferner das Septemberheft der »Irene« jene kurze Abhandlung »Über Chamforts Werke«, wahrscheinlich die Einleitung zu der in Bern ausgearbeiteten Übersetzung Chamfortscher Schriften; im Oktoberheft der gleichen Zeitschrift stand der Bremer Vortrag über den Marschal Richelieu. Dasselbe Heft hatte auch »Szenen aus dem zweiten Teil des historischen Schauspiels: Franz der Erste von Frankreich« enthalten, und im Novemberheft folgten noch Gedichte Boehlendorffs. Von all diesen Arbeiten sind in Berlin höchstens ein kleiner Teil der Gedichte und die dramatischen Szenen entstanden, wahrscheinlich aber auch das schon früher. So steht es auch mit dem Inhalt der Hauptveröffentlichung dieser Zeit: so gut wie alles, was das durch Gramberg und Boehlendorff herausgegebene »Poetische Taschenbuch« für das Jahr 1803 von Werken Boehlendorffs enthält, ist in Bremen oder noch früher entstanden. Das Buch erschien in Berlin bei Frölich, dem Verleger des Athenäums, und war »den befreundeten Nachbarstädten Bremen und Oldenburg gewidmet«.

Ursprünglich hatte es ja schon im vorigen Winter erscheinen sollen, wohl als Ostergabe. Am 19. September konnte es

Boehlendorff nun an Steck senden, mit einem Briefe, der geteilt ist zwischen dem alten Enthusiasmus und heimlicher Melancholie. »Gern, liebster Steck! sende ich Dir, was mir Freude und Leben ist. Die Quelle ist noch nicht verrauscht, doch trauert sie bisweilen ... Von allem, was die selige, freudige Jugend zu lieben und zu beglücken wählt, bleibt nur weniges. Trage dies kleine, enge Heiligthum der Freundschafft in starker Brust und laß es Dir nimmer rauben. Ich wills auch nicht. Ja! ich bin noch derselbe. Ich rühme mich derselbe zu seyn ... Die Sammlung, die Du erhalten, ist, soweit sie mir angehört, die Frucht eines Jahres voll Freud' und Leid, doch war des leztern mehr. Ein Kampf, der meine Seele stählte, hat von neuem meine innersten Regungen emporgetrieben, und mir das Bewustseyn meiner selbst, im Gegensatz der Menschen gebracht. Der Mensch muß ia wohl endlich wahrnehmen, wie wechselnd Tod und Leben ihn zur Ruhe führen.« Die dunkle Schwermut der letzten Worte kehrt in dem Brief mehrfach mitten zwischen sachlichen Mitteilungen über die Reise nach Greifswald, über Woltmann und die Zeitungsredaktion wieder; doch zuckt auch noch immer das Bewußtsein auf, daß es gilt, weiter hohen Zielen nachzustreben. »Wie schwer ist es mir geworden, verachten zu lernen, und mich im Haß zu üben, aber ich habe nun großentheils von mir geschieden, was nicht mein seyn durfte. Sobald ich die Folgen der irregulären Schritte meiner äußern Vergangenheit, die dadurch verworrenen Verhältnisse mit mehrern Menschen in Harmonie gebracht, und mich so von den eigensinnigen Fesseln des Zufalls, die zu hart auf meinem Selbstgefühl liegen, werde losgemacht haben, so werde ich frei der seyn, der ich bin, denn der Geist hat mir mein Votum schon gesagt und ich wills erfüllen.« Und der Schluß des Briefes: »Das Leben muß entweder aus einem Stück bestehen, im Handeln, Reden, Denken und Dichten groß, frei und wahr — und dennoch schön! — oder es ist nichts werth und der Mensch ist zum Sklaven nicht gebildet, sondern ein Sklav gebohren.«

Man mag zu Boehlendorffs Dichtergaben stehen, wie man will — diesem verirrten und tief bedrückten Idealisten wünscht man eine Erhebung, ein Glück. Unmittelbar nach der Absendung dieses Briefes aber erfuhr er die tiefste Beschämung seines Selbstgefühls. Er vermochte sich nicht endgültig darüber hinwegzusetzen — gewiß, er war ein schwacher Mensch.

Am 2. Oktober wird in der Spenerschen Zeitung das 9. Heft des »2. Jahrgangs« der Merkelschen Briefe an ein Frauenzimmer als erschienen angezeigt. In diesem Heft wird das von Gramberg

und Boehlendorff herausgegebene Taschenbuch besprochen, in Grund und Boden besprochen. Und zwar ist Boehlendorff, der Hauptherausgeber war und am meisten beigesteuert hatte, der hauptsächlich Betroffene. Wie Merkel es fertig brachte, seine Rezension beinahe gleichzeitig mit dem Taschenbuch selbst erscheinen zu lassen,[13]) bleibt ein Rätsel; bereits im Oktoberheft der »Irene« weist Boehlendorff in einer ironisch-empfehlenden Fußnote auf die Besprechung hin! Die Schnelligkeit Merkels entsprach seinem Streben, die neuen Werke der verhaßten Schule von vornherein unwirksam zu machen. Er wollte nicht sowohl die Überspannten bekehren, als sie aus der Mode bringen, indem er ihre Schwächen und Fehlgriffe dem zur Unterhaltung lesenden Publikum aufdeckte. Dies Merkels eigne Worte.[14])

Man denke nun an die schwermütige Schwärmerei, in der Boehlendorff sein Taschenbuch an Steck sandte, und stelle daneben die folgende Kernstelle der Merkelschen Rezension: »Ob ich gleich in dem ganzen Buche kein einziges eigentlich schönes Gedicht gefunden habe, so muß ich doch gestehen, daß es manche sehr artige, selbst reizende Sachen enthält; nur der Herr Böhlendorff da, der verdarb mir den Genuß. Es scheint, er habe die willkommne Gelegenheit, die vielleicht so bald nicht wiederkehren möchte, nicht wollen unbenutzt lassen, sein ganzes Schreibpult vor dem Publikum auszugießen. Die andern Mitarbeiter gaben Zuckerbrödtchen her, und er die Wassersuppe in der sie schwimmen.« Merkel tadelt alles an Boehlendorffs Beiträgen und Herausgebertätigkeit. Die »Schlacht von Marignano«, Vorspiel zu einem historischen Schauspiel, mit dem Herr B. das Publikum bedrohe, sei weder historisch noch ein Schauspiel, sondern ein verwirrtes Gemisch von Szenen, von denen jede beliebige weggestrichen werden könne, voll unnatürlicher Charaktere, überflüssiger Liedmonologe in Schillers Art, schlechter Verse und schiefer Bilder. Die Gedichte Boehlendorffs seien lahme Nachahmungen der Tieckschen Manier und der alten deutschen Dichter. Zwei Gedichte hymnischen und phantastischen Charakters sucht Merkel heraus, um an ihnen die Sinn- und Zusammenhanglosigkeit dieser Poesien klar zu machen — »An die Kunst« und »Gesang und That«. Der Haupttrumpf der Besprechung, der sich gleichzeitig gegen die ganze befehdete Schule richtet, besteht darin, daß Merkel äußert, er könne Boehlendorffs Produkten die Sinnlosigkeit nicht absprechen, und die sichre ihm ja den Namen eines hohen Poeten.

Diese gewiß von vielen Lesern schleunigst verschlungene Besprechung mußte Boehlendorff um so tiefer treffen, als sie

einiges Wahre enthielt und er das wohl fühlte. Gewiß hatte Merkel die der »Schlacht von Marignano« wirklich zugrunde liegende Idee garnicht erkannt, aber sein Tadel der matten Schiller nachahmenden Stellen traf doch zu; gewiß war es ganz sinnlos, Boehlendorffs kleineren Poesien Nachahmung alter deutscher Dichter vorzuwerfen, aber für manche Dunkelheiten dieser Gedichte war der Ausdruck »Halbgedanken« eine gute Bezeichnung. Und nun kamen in der Besprechung wiederholt die Ausdrücke Sinnlosigkeit und Wahnsinn vor, einen eigentümlichen Wahnsinn stellte Merkel, aus Bosheit gegen die in schönem Wahnsinn verzückte Romantik,[15]) gerade als das Bezeichnende hin. Der Ton der Rezension drückte Boehlendorff tief nieder, jener Vorwurf aber traf ihn, den schon Freunde beschuldigt hatten, daß er »allzu sehr rase«, am wundesten Punkte.

Wilhelm Körte half ihm zunächst ein Stück weiter. Er wird ihm klar gemacht haben, daß auch eine übelwollende Rezension nützen könne, indem sie bekannt mache. Darauf wird es zurückzuführen sein, daß Boehlendorff am 5. Dezember Smidt ganz mutig auffordert, ihm doch zu einer Besprechung des Taschenbuchs in einer Hamburger Zeitung zu verhelfen, zu einer guten oder schlechten, darauf komme es nicht an. Bisher könne er mit dem Erfolg im ganzen genommen zufrieden sein, indessen sei das Büchlein noch lange nicht bekannt genug. »Möchte es doch nur rezensirt werden, schlecht oder gut, aber allenthalben!« Gut für ihn, wenn er auf diesem derben Schriftstellerstandpunkt zu beharren vermochte. Körte brachte ihn auch dazu, sich zu wehren, und so klingt der Schluß des Briefes an Smidt durchaus getrost: »Eine neu ausgearbeitete Schrift, die zum Theil mir, zum Theil dem neuen Herausgeber von Kleists Werken [d. h. Körte] gehört und den Tittel führt Merkel, Prophet und Märtyrer der schönen Litteratur habe ich so eben nach Frankfurt an Wilmans geschickt. Doch muß ich bitten, dies einstweilen nicht laut werden zu lassen. — Ich höre Schlegels sehr interessante Vorlesungen über schöne Kunst und Litteratur und sehe Fichte zuweilen. — Übrigens bin ich gesund und werde vielleicht nach einigen Jahren vergnügt seyn können.«

Jedoch, daß Boehlendorff sich hier bemüht, den Bremer Freunden ein frohes Antlitz zu zeigen, ergibt sich ganz klar aus dem am folgenden Tage geschriebenen eingehenden Briefe an Savigny. Nachdem Boehlendorff sich hier über seine Mitarbeit (oder Nichtmitarbeit) an der Erlanger Literaturzeitung ausgesprochen und viel zu begeistert über Wilhelm Schlegels »Ion«, Friedrich Schlegels »Alarcos« und Goethes »Was wir bringen«

gehandelt hat, kommt er auf seine nächste Gegenwart und gibt uns für seine tiefe Mißstimmung noch neue Gründe: »... so wäre ia wohl die Schwelle überstiegen, die uns von dem Eingange des dramatischen Tempels trennt — aus dessen Heiligthum in die Poesie des Lebens der Nationen neue Flammen sich ergießen sollten — — ? — — Aber wo ist das Theater? Freitag wird in Berlin zum 10ten Mal gegeben: Die Hussiten von Kotzebue — worin K. — erstaunen Sie — Griechisch seyn wollen — und worin Merkel — diese Qualität richtig in ihm ausgefunden — das ganze Stück ist die Pantomime eines thätigen guten Bürgers und seiner leidenden Frau, vor einem Hintergrunde — im ersten und zweyten Ackt — von einer bürgerlichen, im dritten, von einer kriegerischen Gruppe. — Mittwoch wird zum zweytenmal gegeben die Mohrin von Ziegler — Lafontaines Iglu, dramatisirt —!! Verlangen Sie mehr? — — Gute Nacht, lieber Savigny! es ist spät — ... Sie haben Recht — Berlin ist mir nüzlich gewesen — aber auf eine gemeine Art. — Geärgert hat es mich bis in den tiefsten Grund meiner Seele — iezt aber höre ich Schlegels trefliche Vorlesungen, und freue mich seines geistvollen Überblicks über die Weltgeschichte der Litteratur. Sie schreiben ia wohl bald wieder Ihrem treuen Boehlendorff.« Auch hier schämt er sich seiner Bedrücktheit, möchte sie verbergen und begehrt doch nach tröstender Antwort.

Jene mit Körte verfaßte Streitschrift gegen Merkel hat Wilmans offenbar nicht angenommen. Doch veröffentlichte Boehlendorff nun allein noch 1802 in Berlin eine kleine Verteidigungsbroschüre: »Recurs von des Herrn G. Merkels anständiger Kühnheit und gründlicher Besonnenheit an die Vernunft des Lesers, von Boehlendorff.« Das Schriftchen ist im großen und ganzen sehr sachlich gehalten, verhält sich manchmal fast scheu und sucht den Ideengehalt der »Schlacht bei Marignano« sowie den Sinn der als wahnsinnig oder sinnlos angegriffenen Gedichte darzulegen, in zwei fingierten Briefen an einen Freund. Beigegeben ist noch ein direkter Abdruck der Merkelschen Rezension, soweit sie nicht schon in den Briefen zitiert war; sie soll nach dem Vorhergesagten durch sich selbst Beweis ihrer Ungerechtigkeit sein. Grob ist eigentlich nur eine kurze Schlußbemerkung Boehlendorffs, die allerdings die Objektivität der »Briefe« für den Leser leicht wirkungslos machen kann: »Einziger Druckfehler. Statt Beurtheiler lies allenthalben, wo Herr M. unter diesem Titel verstanden wird: Böotier.«

Diese einzige aus der Rolle fallende Bemerkung gab Merkel nun gleich Gelegenheit zu einer bösen Rezension des Recurs. In schlauer Überlegenheit lobt er (denn er ist sicher der anonyme Schreiber selbst) am 11. Januar 1803 in der Spenerschen Zeitung den anständigen Ton der Schrift, meint aber witzig: »Wenn das Misfallen an Herrn B.'s Taschenbuch als ein Kennzeichen der neuen Böotier gelten soll, so könnten sie leicht in den Ruf sehr geschmackvoller Leute kommen.« Boehlendorff war diesem gewiegten Journalisten gegenüber völlig waffenlos; er mochte im bittersten Ernst alle ihm möglichen Beweise aufführen: durch ein geschicktes Wort gewann der Livländer das Publikum wieder für sich. So half es Boehlendorff auch garnichts, daß er selbst oder ein naher Freund am 13. Januar in der Vossischen Zeitung aufs neue das Wort ergriff. Vergebens wurde betont, daß der »Recurs« sich niemals angemaßt habe, die Schriften und Gedichte Boehlendorffs für vortrefflich erklären zu wollen, sondern daß nur die Rezension des Herrn M. darin habe als ungültig erwiesen werden sollen; hoffnungslos war die Anständigkeit, mit der versichert wurde, daß der Verfasser des Recurs in einer Sache, die nicht seine eigne sei, zuverlässig schroffer gegen Herrn M. gesprochen haben würde. Merkel hatte sofort die Lacher auf seiner Seite, wenn er in der Spenerschen Zeitung vom 15. Januar erklärte, es sei eine Beurteilung seiner Beurteilung der Boehlendorffschen Beurteilung der Merkelschen Beurteilung des Taschenbuchs des Herrn Boehlendorff erschienen, und wenn er im Anschluß daran die Boehlendorffsche Edition durch neue Preisgabe zweier angreifbarer Stellen verhöhnte: »Diese Köstlichkeiten mögen für sich selbst sprechen. Sie beweisen, wie kräftig Herr B. sich zu der Idee der neuesten Poesie aufgeschwungen hat.« Das war die Antwort darauf, daß die Vossische Zeitung Merkel vorgeworfen hatte, er vermöge sich nicht zu Ideen zu erheben. »Von Gramberg«, so schließt Merkel infamerweise, »enthält jenes Taschenbuch, wie überall eingestanden wurde, manches sehr liebliche Gedicht.«

Boehlendorff antwortete nun nicht weiter. Vielleicht schwieg er vor Erschöpfung; denn Merkels Rezension war nicht der einzige rücksichtslose Angriff gewesen, den er erfuhr. Ende 1802 hatte auch in Nicolais Allgemeiner Deutscher Bibliothek eine schnöde Besprechung des Taschenbuchs gestanden.[16]) Grambergs Beiträge, sowie die Ausstattung wurden zwar gelobt, alles übrige aber als »Unkrauthaufen« verdammt; Boehlendorffs Arbeiten wurden »schalste Reimereyen« genannt. Auch dieser (übrigens gleichfalls in Berlin wohnhafte) Rezensent war ein

Feind der romantischen Schule, der unmittelbar vor Boehlendorff Friedrich Schlegels Beiträge zu Vermehrens Musenalmanach als Produkte des »Wahnsinns« lächerlich gemacht hatte. Möglich ist es, daß alle diese Angriffe Boehlendorff erspart geblieben wären, wenn er nicht Mitredakteur der bekanntesten Berliner Zeitung gewesen wäre. Er scheint sich seit dem Beginn der Merkel-Fehde mehr und mehr von dieser exponierenden Stellung zurückgezogen zu haben, obwohl er noch in Verbindung mit der Redaktion blieb. Vielleicht hat auch Unger selbst sein allmähliches Zurücktreten veranlaßt; es war ja Ungers Absicht, das neu übernommene Unternehmen zu heben und beliebter zu machen, und einen fortwährend scheu zögernden Redakteur konnte er da am allerwenigsten gebrauchen. Wenig später hat Boehlendorff drucken lassen,[17]) daß er nur vom Juli bis Oktober 1802 »die wichtigsten politischen und litterarischen Artikel« für das Blatt geschrieben habe. Das trifft aber in keiner Beziehung ganz zu. Er war sowohl vorher wie nachher für die Zeitung tätig, geleitet hat er sie nie.[18]) Vielmehr blieb der Prediger Immanuel Wilhelm Carl Cosmar noch bis 1804 der leitende Redakteur der Vossischen Zeitung, trotzdem man ihn wegen seiner Schwerhörigkeit gern los sein wollte. In den genannten Monaten mag Boehlendorffs Tätigkeit am stärksten gewesen sein; den politischen Teil hat er aber auch damals sicher nicht ganz erhalten, und den belletristischen zu heben, ist ihm nicht gelungen. Schon am 19. September 1802 schrieb er an Steck, daß sein Wirken als Mitredakteur nur provisorisch sei. Zu dauernden Theaterrezensionen hat er es nicht gebracht, trotzdem solche am 6. Juli 1802 in der Vossischen Zeitung angekündigt werden. Erst als er sich zurückgezogen hatte, begann dieser Artikel ständig zu werden;[19]) er selbst scheint vom Juli bis zum Januar nur zwei oder drei Mal über Aufführungen Bericht erstattet zu haben.[20]) Es mußte ihm ja auch unmöglich sein, günstige Rezensionen über Stücke Kotzebues zu schreiben, die er verachtete; das Publikum aber wünschte wohl solche Besprechungen, und Unger beschaffte sie auch durch andre Kräfte. So werden bereits am 6. November die Boehlendorff verhaßten »Hussiten vor Naumburg« nach der ersten Aufführung günstig besprochen. Unter den übrigen »litterarischen Artikeln« endlich, die Boehlendorff sich zuschreibt, dürfen wir uns nichts zu Herrliches vorstellen. Als »Litterarische Nachrichten« gelten in der damaligen Vossischen Zeitung kleine Mitteilungen aus dem gelehrten Gebiet, eng verwandt den anderen pikanten Neuigkeiten aus allen Gebieten des Wissens und Geschehens, die unter den

Rubriken »Neue Erfindungen«, »Miszellen«, »Anekdoten« usw. auftreten. An literarische Aufsätze in unserm Sinn ist garnicht zu denken; selbst Buchrezensionen werden in Boehlendorffs Zeit selten gegeben, die Spenersche Zeitung ist darin damals weit überlegen.

Boehlendorff floh die journalistische Beschäftigung als geisttötend; er scheute sie umsomehr, als sie ihn in seinem Urteil unehrlich zu machen drohte oder aber ihn Angriffen aussetzte. Wenn er auch einen gewissen Einfluß auf die Zeitung behielt, so wird er doch seit der Jahreswende 1802/03 eigentlich nur noch Woltmanns Privatsekretär gewesen sein. Ende Januar 1802 wohnte er aber noch in nächster Nähe der Jägerbrücke 43 befindlichen Redaktion: Mohrenstraße 22 am Gendarmenmarkt. Außerdem wird er als Woltmanns Sekretär nach wie vor auch bei diesem, der sich dann neben Ungers Grundstück am Tiergarten anbaute, ein Gelaß gehabt haben. Daß der Verkehr mit Woltmann ihn nicht befriedigte, ist wohl erklärlich; stieß die Berliner Geselligkeit Boehlendorff doch zurück, während Woltmann mitten darin stand und nach eignem Geständnis damals ein Leben führte, das zwischen Arbeit, Leidenschaft und leerer Zerstreuung geteilt war.[21]) »Woltmann ist brav und ich ehre ihn«, schreibt Boehlendorff am 8. Februar 1803 an Smidt, »wenn er mich schon einige Mal in große Verlegenheit gesetzt hat.« Sie paßten eben schlecht zusammen. Horn war nicht mehr in Berlin, und außer Körte hatte Boehlendorff überhaupt niemanden, dem er sich anschließen konnte. In seiner Einsamkeit trafen den schwer Gereizten plötzlich obendrein erschütternde Nachrichten.

Am 9. Oktober war in Bremen Boehlendorffs Freundin, Gesche Margarete Scharf, geborene Gröning, gestorben. Er erfuhr es erst Mitte Januar und zwar zufällig, wahrscheinlich durch einen Brief, den Körte von seiner jungen Bremer Cousine Betty Gleim erhalten hatte. Die Nachricht hatte die schlimmste Wirkung auf ihn. Merkwürdig ist es, daß Boehlendorff um die Jahreswende, dicht vor der beginnenden Verwirrung, jenen Brief Hölderlins[22]) erhalten hat, der Zeichen des Wahnsinns trägt, und in dem der Freund sagt, »daß ihn Apollo geschlagen«.

Die Bremer schrieben noch an Boehlendorff, aber die meisten andern Freunde aus der alten Jenaer Zeit schwiegen augenblicklich. Er war nicht der einzige, der das empfand; auch Gries hatte am 22. Dezember 1802 an Herbart geschrieben: »Weißt Du von den Freunden etwas, von Rist, Berger, Böhlendorff? Es herrscht jetzt ein allgemeines Stillschweigen, und es

kommt mir manchmal vor, als wäre alles aus und vorbei.« In Boehlendorff begann das Gefühl der Einsamkeit überhand zu nehmen, er hatte plötzlich das äußerste Bedürfnis, sich Freunden mitzuteilen. Aus einer Zeit von 2 Wochen haben sich vier lange Briefe erhalten, von denen zwei geradezu in Aufsätze übergehen. In allen vieren äußert sich ein erkrankter Geist; jedoch zeigt sich die Überreizung auf die verschiedenste Weise.

Der erste »Ende Januar« datierte Brief ist an Steck gerichtet, der jetzt in der Schweiz wieder eine hohe Stellung hatte (er war Mitglied des Berner Kanton-Tribunals und Erziehungsrats). Das Schreiben wird den Schweizer Freunden bereits gezeigt haben, daß es nicht gut mit Boehlendorff stand. Von dem großen Ärger mit Merkel spricht er hier freilich überhaupt nicht, und die sachlichen Mitteilungen sind ja noch durchaus verständig; er denkt sogar daran, Woltmann nützen zu können, und empfiehlt ihn der Schweiz. Aber wie verworren tauchen die Zukunftspläne der letzten Jahre Boehlendorffs hier noch einmal auf! Die Schweiz — Bremen — ja, da hatte er Ruhe finden wollen, und es war ihm nicht gelungen. Wohin nun? Hier schreibt ein Mensch, der keinen Ausweg mehr weiß.

»Berlin Ende Januar 1803. — — Ob zwei Briefe, ob mein Taschenbuch an Dich und an Frau Zehender gelangt sind, oder nicht? Es waren damals kriegerische Zeiten. — Lieber Steck; melde mir doch in den nächsten drei Monaten einmal, wie es unsern Freunden geht! Ich sehne mich sehr es vor meiner Abreise von hier zu erfahren, und den Weg zu Dir nicht zu verlieren. — Das Leben ist kurz — die Freundschaft ewig. — — Es kann seyn, daß ich im May nach Kurland gehe, doch ists auch möglich, daß ich noch einige Jahre in Göttingen bin. Wenn es entschieden ist, so sollst Du noch einmal Nachricht haben, mein Theurer. Gehe ich an den Nordpol, so müssen wir uns öffter schreiben, wenn auch nur alle halbe Jahre einmal. Das Leben treibt einen sonst aus dem goldnen Alter ganz u. gar heraus, oder vielmehr das goldne Alter aus uns. Denn wo soll man opfern? — — Wenn ich iezt in der Schweiz wäre, und mir wäre nicht wohl, ich könnte aber heraus und wollte, so ging ich nach Bremen, würde da Bürger, lebte mit wenigen Guten, und wirkte viel Gutes. Das läßt sich indes auf meinen Zustand nicht anwenden. Bremen ist vielleicht iezt die einzige ächte Republick. Immer gelingt der innere Tempelbau auch besser, wo der äußere Tempel sich zugleich und von selbst mitbaut, und wo man nicht was Rechtes machen kann, wenn man

dazu gebohren, stiftet man auch nur selten was Gutes. — Gries ist noch in Jena. Er hat sein schönes Werk vollendet. — — Möchte unser aller Leben seyn, lieber Steck! wie des Freundes schönes vollendetes Werck. — — Wenn meine vorigen Briefe an Dich gekommen, so weißt Du, daß ich dieses lezte Jahr hier mit Woltmann zugebracht und ihm in diplomat. und litterar. Sachen etwas geholfen habe — vielmehr habe helfen sollen — Woltmann ist sehr geschickt in Diplomatie, nicht unbeliebt bey wichtigen Leuten, und für das Interesse freier Staaten wohl zu gebrauchen. So hat sich auch Bremen seiner bedient. Er besorgte auch die Angelegenheiten mancher kleinen Reichsfürsten, die iezt schwürig waren, mit Glück. Wem an solchem Manne gelegen ist, kann sich eines treflichen Freundes rühmen — Ich schäzze ihn sehr hoch, ob ich gleich nun von ihm ziehe, und Du weißt, daß nach altem Recht gute Freunde gemeinschaftlich sind. — — Horn ist zum Dank für seine treflichen Dienste Senator in Bremen geworden — obgleich ein Fremder — obgleich ein Lutheraner*) — das ist Republikanismus. — — Grüße Deine Klara. Guten Abend — Vergangenheit! guten Abend — alter Unvergeßlicher! — Herrlicher — und leb wohl

Dein Böhlendorff.

Meine Freundin, die ich liebte, die mir den Eintritt ins Leben erleichtern und verschönern wollte — ist vor fünf Monaten gestorben, wollen meine Freunde auch von mir weichen, so bin ich nun ganz allein — Der Mensch ist sehr allein auf dieser Erde. Ist es nicht so? Als sie noch lebte, da träumte ich von einem unbegränzten — göttlichen Leben. So hatte ich noch nie geträumt — es war ein Traum in vollem Wachen. — Grüße alle Guten — Dein Freund.«

Nach Göttingen wünschte Boehlendorff im Mai zu gehen, das hören wir nun zum zweiten Mal. Dort war Herbart bereits Dr. und Privatdozent. Wenn auch die Briefverbindung der beiden in der letzten Zeit nicht rege gewesen war,[23]) so konnte Boehlendorff doch hoffen, daß ihn der Einfluß des Freundes stärke; vielleicht konnte auch er selbst ihm etwas sein, da Herbart im Dezember seine Mutter, die beiden teuer gewesen war, verloren hatte. Ein Abschluß der Studien (im September sprach Boehlendorff von seiner ursprünglichen Beschäftigung, den Staatswissenschaften), das wäre noch ein Ziel gewesen! Der Brief Boehlendorffs vom 8. Februar an Smidt zeigt aber ein solches Getümmel von Vorsätzen und Hoffnungen, daß wir an keine

*) Der Bremer Senat war nämlich bis dahin rein kalvinistisch.

mehr recht glauben, zumal der so sehr Bedrängte noch immer Züge des alten Leichtsinns zeigt.

Es ergibt sich, daß Boehlendorffs Schwester einen Brief an ihren Bruder nach Bremen gerichtet hatte, seit langen Jahren den ersten. Smidt hatte ihn nach Berlin nachgesandt. Dann war auch noch ein zweiter Brief der Schwester in Berlin eingetroffen. Boehlendorff scheint etwa seit der Schweizer Reise mit seinen Angehörigen, denen er wohl fast als verschollen galt, in keinerlei Verbindung gestanden zu haben. Jetzt hatten vielleicht seine veröffentlichten Schriften die Verbindung erneuert. Boehlendorff schreibt also an Smidt: »Mein Bruder, der zweyter Professor der Theologie und Mitglied des Acad. Raths in Dorpat ist, arbeitet nun, mich dort in Fuss[24]) zu bringen und meine Schwester und mein Schwager, Ratsherr Grabowsky in Mitau versuchen ihr Heil in Kurland; sie haben auch schon vorläufig einiges in Vorschlag gebracht, Stellen an einem Erziehungsinstitut, oder eine Professur in Mitau, worüber ich nähere Erläuterungen gebeten habe. Ich habe ihnen dagegen anheim gegeben, was ich am liebsten wünsche, mir eine Führerstelle bey einem reichen Prinzen zu verschaffen, mit dem ich einige Jahre in Göttingen seyn möchte, und vielleicht mir eine Reise nach Italien erwerben. Nach diesem wollte ich iede anständige dauernde Stelle gern annehmen. Wenn dieser Fall nicht eintreten kann, so bin ich entschlossen, im Frühling zum Baron Sacken zu gehen und die Erziehung seines Sohns zu übernehmen; denn dies schien doch sein liebster Wunsch, weswegen er mich durchaus von hier gleich nach Königsberg mit fortziehen wollte, ob er mir schon wiederhohlt versprach, da er ienen Wunsch nicht zu sagen wagte, mich zum Prof. in Mitau vorzuschlagen. Es ist eine liebenswürdige und interessante Familie, und mir ist iezt iede ruhige Wirksamkeit, wo ich »weltvergessend, und der Welt vergessen« leben kann, die rechte, wofern ich meinem wissenschaftlichen Studium nicht noch einige Jahre hinzusetzen kann. Es ist mir wahrlich! in der Welt um nichts mehr zu thun, um gar nichts, als darum, daß meine Freunde mich als einen nüzlichen Menschen achten können. Ein anderer Wunsch findet nicht mehr statt in meinem Busen.«

Man möchte bei der Bemerkung über den reichen Prinzen und neue Wanderungen noch immer etwas an diesem endgültigen Ernst zweifeln. Eine dunkle innere Gewalt trieb ihn seinem Lose entgegen. Dabei stand es doch jetzt so bitter schlecht mit ihm, wir dürfen es ihm glauben. Der gleiche Brief

an Smidt enthält den Schlüssel für seine augenblickliche Bedrückung. »Mit Recht könntest Du mir Vorwürfe machen, bester Smidt, wenn mein Nichtschreiben Nachlässigkeit oder Trägheit zum Grunde gehabt hätte. Es hat keinen anderen Grund, als weil ich vor Schmerz zu Euch nicht reden konnte. . . . Du frägst mich, was ich gemacht habe? Wenig, lieber Smidt, seit den Merkelschen Streitsachen, die der Nachricht vorhergingen, die ich spät und zufällig von dem Tode meiner Bremischen Freundin erhielt. Diese Nachricht wirkte nur allmählich, nicht plözlich, so schrecklich ich davon überrascht wardt, wie eine totale Ermattung meines ganzen Wesens — ich weiß nicht wie? — Ich habe immer fortgearbeitet, besonders mehreres für Woltmann, das mich unterhalten hat, aber es ist nicht mehr, wie vormals. Wäre Freund Körte nicht gewesen, dessen ganzes Wesen, sein straffer, strenger Charakter, bey dem gefühlvollsten Herzen durch seine beständige Gegenwart zur Energie zwang, ich hätte es noch mehr gefühlt — Doch bewirkte iener Zwang offt desto drückendere Erschlaffung, wenn ich allein war. Betty Gleims Briefe an Körte, die auf seine Bitte übrige Nachrichten öfters von der Verstorbenen einstreute, waren mein liebster unvergeßlicher Trost. Jezt bin ich ruhig, wie Du siehst — und mit mir selbst im Reinen. Nur meinen lezten Brief an die Freundin, der in die Epoche ihrer Krankheit gefallen seyn muß, denn ich wagte darin wohl zu viel, auf ihr weiblich zarthes Gemüth, und sie konnte den tiefern Sinn, und die Zukunft in meinen Worten, vielleicht nicht finden. Ich habe an Albert Gröning geschrieben und ihn gebeten, meine an seine Schwester geschriebenen Papiere und Briefe, wofern sie sie nicht selbst vertilgt oder jemand übergeben, zurückzusenden. Ich möchte sie gern mein Lebenlang bewahren, und wie sollen Andre aus dem deuten, was sie nicht begreifen können? — Ich sehe noch immer ihr Auge, wie ich bey Deiner Schwester von ihr Abschied nahm. Der ganze Himmel lag darin — so habe ich ihn nie gesehen und empfunden — und die früheren Abschiedsstunden desselben Tages in ihrem Hause — Sie verbanden mich zu dem, was ich ihr nachher geschrieben. Es war mein Ernst, ihrer würdig zu werden, und diesen Ernst hat ihr Tod versiegelt.« Er bittet ferner um eine wahre Nachricht, wie die Freundin seiner zuletzt noch gedacht habe. Zum Schluß des Briefes heißt es noch einmal: »Ich habe vieles entworfen und bedacht — aber Muth, Freude und Leben fehlt, und es darf nichts ausgeführt seyn.«

Von der tiefen Ermattung seines ganzen Wesens würde nun der vielleicht wenig merken, der die beiden folgenden Briefe an Anna Noltenius und an Heinrich Noltenius obenhin liest. Sie sind gleichzeitig abgesandt, der eine ist »10. Feb. 1803« datiert, der andre nur »Febr. 1803«. Beide Briefe scheinen Boehlendorff plötzlich von einer ganz neuen Seite zu zeigen: er schildert auf einmal die Außenwelt, nicht sein Inneres; und doch ist die Art, wie er sie schildert, durchaus krankhaft. Die Briefe handeln nämlich fast nur von den Berlinerinnen und von Berlin.

Boehlendorff muß Berlin zuletzt tödlich gehaßt haben, und dieser Haß gegen einen Todfeind hat ihm für kurze Zeit überscharfe Augen gegeben. Denn was er im zweiten Brief über Berlin sagt, ist durchweg charakterisierend, wenn auch meist übertrieben.[25]) Der Brief an Anna Noltenius ist der weit gelindere; Boehlendorff versucht hier zu unterhalten und zu plaudern, es gerät freilich etwas bitter. Er wählt sich drei Berlinerinnen aus, Madame Sander, Madame Herz, Madame Unger, und gesellt ihnen noch eine Eingewanderte zu: Fichtes Frau. Während er bei den zwei ersten Licht und Schatten verteilt, zeichnet er die beiden andern ganz ins Schwarze, die Unger als die häßliche Wollust, die Fichte als den personifizierten Geiz und Neid, als eine verständnislose Nachbeterin ihres Mannes, als ein wahres Nachtstück zu dem Sonnenbilde seines freien Geistes und Gemüts. Er erzählt dann Genaueres von einem Diner, das er bei Madame Sander, an der Seite der Hausfrau, mitgemacht habe. Es seien unter andern noch dagewesen der Romanschreiber Lafontaine und Friedrich Laun, »der eigentlich Schulz heißt und recht artige Erzählungen geschrieben hat«. Man habe sich, wie das in Berlin nicht ungewöhnlich sei, scherzweise in eine Schlegelsche und eine Kotzebuische Partei geteilt, und wie billig habe er selbst mit Madame Sander zusammen die erste Partei gegen Lafontaine verteidigt. Aber er habe es doch nicht unterlassen können, bei dieser Gelegenheit andre Orte in Deutschland zu preisen, wo man das Gute auf jeder Partei anerkenne, und wo nicht, wie in Berlin, die wilden Scharen der Zeitungen zum seelenmordenden Krieg gegeneinander anrückten. In Bremen, habe er gesagt, sei ihm ein solcher Kreis, der für alles Vortreffliche empfänglich sei, bekannt gewesen; und nun habe er sich laut zum Lobe der Bremer Familien und speziell der Bremer Frauen vernehmen lassen, so heftig und beinahe unliebenswürdig, daß Lafontaine ihm in die Rede zu fallen suchte und Madame Sander ihm schnell die zweite Portion Schellfisch

aufschüsselte, um ihn zum Schweigen zu bringen — während er sich doch im Rühmen des Hauses Noltenius nicht stören ließ, in der Erregung ein Glas Wein umwarf und ausrief: »Das zur Libation meinen Bremischen Penaten!« Die verwunderten und ironischen Gesichter der zuhörenden Berliner und Berlinerinnen können wir uns (nach Horns obiger Schilderung) leicht hinzu denken.

An den Gatten von Anna Noltenius, der sich damals wieder in Braunschweig befand, sandte Boehlendorff den andern Brief, eigentlich eine längere Abhandlung mit nur kurzem persönlichem Beginn und Schluß. Es tue ihm herzlich wohl, sagt Boehlendorff anfangs, von Bremen Nachrichten erhalten zu haben, »und mit innigem Wohlbehagen sehe ich in Eure Theegesellschaften, Clubbs, in Euer Bostonspielen, Pestalozzisieren und Paaren, in den Lärm des kleinen frohen Gesindels, und höre mich in die Musick der holden Frauen hinein«. Aber nun folgt der weit ausgeführte Gegensatz! Ein erster Abschnitt handelt über »Berlinische Erziehung«. Diese sei eine absichtliche Vorbildung der Kinder zur Hervorbringung einer frühen Urteilsreife, wodurch die Phantasie ausgerottet werde. Die Kinder würden zum durch die Welt kommen erzogen. Da aber so das eigentliche sittliche Element fehle, gediehen außer der unglaublich verfrühten Urteilskraft die Leidenschaften und der Trieb zu sinnlichem Vergnügen. Ähnlich Gutes weiß Boehlendorff von der »Lebensart der Berliner« zu sagen. Obwohl die Berliner »Häuslichkeit« zu besitzen schienen, sei diese weiter nichts als kluge Ökonomie zum Zweck eines frohen sinnlichen Lebens. Niemandem sei im Grunde wohl zu Hause, man schränke sich nur ein, um bald außer dem Hause desto flottere Genüsse zu haben. Freude sei zu Hause nirgends. Eigennutz und geselliger Schein sei das Charakteristische. Überall schielten die Berliner über ihre Häuslichkeit hinaus. Jeder wolle eigentlich von Hause fort, und die Damen, die Schlegels Vorlesungen besuchten, sehnten sich im südlichen Frankreich sterben zu können — nicht einmal sterben möchten sie daheim. Die Berliner hätten das größte Interesse für alles Fremde und zeigten sich gern allen Fremden. Sie besäßen auch Liebe zu ländlichem Vergnügen. Doch besuchten sie nicht das Land, sondern die damit verbundenen Annehmlichkeiten, welche die Städterei ausschließen würden. Ihre Landfreude und Stadtfreude sei durchaus dasselbe — kultivierte Sinnlichkeit. »Wenig Phantasie bei den Winterfesten, aber um so größere Frechheit des lauten Urtheils, weil sie maskirt seyn darf — wenig inniger Lebensgenuß bey den Land-

freuden, weil das Symbol der Liebe zur Natur, eben diese Innigkeit keinen Grund findet in den Berliner Seelen — Hier die Natur und dort die Kunst sind nur Accompagnement zu dem Gesang des lüsternen Bedürfnisses, und zu der poetischen Prosa der geselligen Selbstdarstellung und Wahrnehmung Anderer durch das Medium des Urtheils.« Im dritten Abschnitt handelt Boehlendorff vom »Geist der Berliner«. Die Berliner hätten keinen Geist, aber viele Talente. Denn es fehle ihnen, bei ihrer einseitigen Ausbildung der Reflexion und des Urteils, bei ihrer Erziehung zu einseitigen Lebenszwecken, alles Elementare. »Nirgends ein Anfang — die Krafft bis zur Seele des Lebens hinaufzusteigen, verschwindet ganz.« Das ausgebildete Urteil werde eine allgemeine Fertigkeit, es entstehe etwas Nationales ohne Eigentümlichkeit. »Jeder Berliner kann sagen: ich bin ein Berliner — und daraus kann man alle seine Meinungen und Gedanken ableiten, was nur einigermaßen zum Allgemeinen gehört.« Alle mechanischen Künste aber, Scharfsinn, Witz seien bei den Berlinern in Flor, und sie wüßten ihre Talente trefflich zu Berlinischen Zwecken spekulativ auszunutzen. Ihr Verkehr sei interessant, gewandt und nicht drückend, aber es fehle ihnen, die stets Zwecke hätten, die freie Unschuld des Umgangs. Bei der Besprechung des »Charakters der Berliner« endlich bemerkt Boehlendorff einleitend: »Die Berliner haben keinen Charakter, aber sehr viele Tugenden.« Die erste sei der Fleiß; sie könnten freilich soviel Nutzen wie die Engländer doch nicht aus ihrem Fleiß ziehen, weil es ihnen stets darauf ankomme, auch dabei scharmant zu scheinen. Dem entspreche es, daß sie in den bildenden und freien Künsten von Natur das Fleißige und Glatte liebten — »und es ist bloße Manier bey ihnen, oder es ist wissenschaftliche Cultur, die auf dem Urtheil ruht, wenn sie manches genialisch rühmen«. »Die zweyte Tugend der Berliner«, heißt es bitter weiter, »ist offne Frechheit in ihren sinnlichen Freuden.« Der Fleiß und die Frechheit repräsentierten sich in der Berlinischen Freiheitsliebe und dem Berlinischen Patriotismus. »Sie bestehen in der Gesinnung, iedes, was den Genuß der Frucht ihres Fleißes einschränkt, zu hassen, und die Vorzüge ihrer Stadt in Ansehung dieser Freiheit vor andern Städten ‚nicht ohne Stolz' anzuerkennen. In ienem Patriotismus zeigt sich auch vorzüglich die Macht der Gewohnheit, denn es ist unmöglich, ihr Urtheil über ihre eignen Vorzüge zu berichtigen. Denn sie raisonniren bloß über sich selbst, philosophiren nie, und erheben sich daher nie zu einer höheren Allgemeinheit, als die tägliche Erfahrung giebt. — Das klein-

städtische dieses Patriotismus zeigt sich besonders darin, daß sie sich den Provinzen des Preußischen Staats durchaus vorziehen — sich durchaus für etwas ganz anderes halten — es ist also kein nationaler Patriotismus — sondern entschlossener Berlinismus.«

Man wird in diesen Äußerungen (die wir ja zu gewissen Bruchteilen bereits im Juni 1802 in einem Brief an Smidt fanden) vielleicht Zeichen der Verwirrung nicht finden wollen. Es ist auch in der Tat möglich, daß Boehlendorff sich hier den Bremer Freunden gegenüber gewaltsam zusammennehmen und ruhig und objektiv schildern will, was ihn ärgert. Und doch entspringt die Darstellung durchaus einer kranken Überreiztheit, wie auch der Schluß des Briefes (denn es ist ja ein Brief!) ziemlich klar zeigt: »Ich muß diesmal hier abbrechen, lieber Heinrich, weil es mit der heutigen Post fort soll. . . Sey versichert, daß ich im Lauf meiner Skizzen auch auf die H— —häuser und nüzlichen Institute kommen werde. Adieu Dein B.«

Anderthalb Wochen später tat Boehlendorff den ersten Schritt, der sich nicht mehr rein vernünftig erklären läßt. Tiefe Ermattung durch jene Trauernachricht, dauernder Ärger an seiner Umgebung, Überreizung durch die journalistischen Angriffe brachten ihn dazu, eine Anzeige seiner bisherigen Schriften aufzusetzen, die an sich nicht unklar ist, aber durch diesen Satz eingeleitet wird: »Einige Nachrichten aus meinem Vaterlande und bemerkenswerte Andeutungen, welche sich in gewissen Zeitungsblättern finden, bestimmen mich, bekannt zu machen, daß ich der Verfasser bin von folgenden schriftstellerischen Versuchen.« Es folgt eine Aufzählung, in der wir den Recurs vermissen, nebst einer Charakteristik des Zweckes der einzelnen Werke. Unterzeichnet ist der Aufsatz: »Berlin, d. 23. Febr. 1803. C. U. Boehlendorff, aus Kurland.«

Bei den »Andeutungen in gewissen Zeitungsblättern« denkt man vor allem an die Spenersche Zeitung, dann auch etwa an den seit zwei Monaten bestehenden »Freymüthigen« Kotzebues. Das erste Blatt bringt denn auch wirklich am 15., 17., 19. und 22. Februar eine Anzahl von höhnischen Anspielungen, die Boehlendorff wohl auf sich beziehen konnte, wenn sie auch nur gegen die ganze Gruppe der romantischen Poesie oder gegen den Redakteur der Zeitung für die elegante Welt, Spazier, gerichtet waren.[26]) Es war da in spottendem Ton von dem »Herausgeber einer bekannten Zeitung«, von der »poetischen Poesie, der wir den Alarcos verdanken«, von der neuen »famösen Clique« die Rede; auch wurde ein verwickeltes Rätsel aufgegeben, hinter dem irgend eine Infamie stecken muß, denn eine Anzahl der aufgeführten

23 »Eigenschaften« passen nur sehr gezwungen zu dem schließlich genannten Lösungswort »Baum« (z. B. »ohne Flügel erhebe ich mich gen Himmel«, »zuweilen hüpfe ich«). Vor allem stand gerade am 22. Februar in der Spenerschen Zeitung ein sicher von Merkel verfaßter ironischer Aufsatz über die Lasten des Rezensierens literarischer Torheiten; jeder andere Halbkopf stehe dem angegriffenen Toren bei und suche über den Rezensenten herzufallen. In seinem jetzigen Zustande kann aber Boehlendorff schließlich durch jede beliebige Zeitungsäußerung aus der Fassung gebracht sein, und wir sind nicht verpflichtet, diese irren Gedankenbahnen alle zu rekonstruieren. Jedenfalls glaubte er sich durch Angabe seiner sämtlichen Schriften gewissen Angriffen gegenüber öffentlich rechtfertigen zu müssen. Die Selbstanzeige vom 23. Februar wurde am 3. März als »litterarische Anzeige« in die Beilage der Vossischen Zeitung aufgenommen.

Wenn uns also nicht zweifelhaft sein darf, daß Boehlendorff diesen Aufsatz veröffentlichte, um sich gegen Angriffe zu verteidigen, die augenblicklich nur in seiner Vorstellung bestanden, so dürfen wir ihm doch auch noch halb vernünftige Nebenabsichten zutrauen. Er wollte öffentlich aussprechen, daß er außer dem poetischen Taschenbuch noch eine Anzahl andrer Schriften herausgegeben habe, die die Rezensenten garnicht beachteten, er wollte sich bekannter machen, wollte etwas erreichen. So hatte er denn auch schon kurz vorher einen ähnlichen Aufsatz nach Mitau gesandt, wo er in Nr. 8 der Mitauschen Zeitung von 1803 abgedruckt ist;[27]) er gibt hier in biographischer Form Rechenschaft über sein Leben und seine Tätigkeit während der letzten neun Jahre. Jener bedenkliche Einleitungssatz fehlt hier, und nur ein sehr selbstbewußter Ton fällt als unnatürlich auf. Offenbar wünschte er durch seine Angaben die Bemühungen seiner Verwandten zu unterstützen, die ihm ja daheim eine Stelle zu verschaffen suchten. In dem gleichen Bestreben hat er am 12. März noch einmal ein curriculum vitae aufgesetzt und an den Kurator der Universität Dorpat gesandt,[28]) an Klinger. Er erbat eine kaiserliche Unterstützung, die es ihm ermöglichen sollte, sich durch weitere Studien für eine Professur an der Universität Dorpat vorzubereiten.

Es sind lauter Hilferufe in innerer Verwirrung und äußerer Bedrängnis. Früher hörten wir ja von Boehlendorff selbst, daß er nie Universitätslehrer werden wolle, jetzt hatte er es doch versucht. Klinger scheint garnicht geantwortet zu haben: ihm, dem Feind der romantischen Bewegung, mag schon das Curriculum, in dem Boehlendorff von seinen Werken sprach, unsympathisch

gewesen sein; vielleicht hat er mit dem älteren Bruder des Bittstellers den Fall kurz und ablehnend behandelt. So blieb dieser Notschrei ohne Wirkung. Ja, Boehlendorff hatte neue öffentliche Beschimpfungen zu ertragen: in Kotzebues »Freymüthigem« vom 18. April wurden seine Beiträge zum Poetischen Taschenbuch, auch die, zu denen er sich erst in der Vossischen Zeitung bekannte hatte, aufs neue scharf angegriffen,[29]) während Gramberg Lob erhielt; als Parteigänger der Romantiker sollte und mußte Boehlendorff lächerlich gemacht werden, denn »auch dieser hat bei Schlegel und Jacob Böhme geschworen«. Der Hauptfeind Boehlendorffs aber, Merkel, kündigte Mitte Mai[30]) eine eigne Zeitschrift in Frölichs Verlag an (der das Taschenbuch verlegt hatte), »Ernst und Scherz«, jenes Konkurrenzunternehmen, das dem Freymüthigen den Rang abgewinnen sollte. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Boehlendorff es war, der am 9. Juni einen sehr heftigen Protest in der Vossischen Zeitung dagegen erließ, daß durch diese neue Zeitschrift das ehrwürdige Berlin zum Schauplatz literarischer Vorpostengefechte gemacht zu werden drohe. Merkel antwortete am 11. Juni in der zweiten Nummer seines neuen Blattes nicht allzu sanft: die Angst des protestierenden Anonymus sei sehr natürlich, er gehöre, seinem Witze und Tone nach, offenbar zur literarischen Bagage, und die gehe oft verloren, wenn ihr das Gefecht zu nahe komme.

Bis zum Mai wollte Boehlendorff bei Woltmann bleiben. Es ist aber überliefert, daß er sich schon Anfang 1803 — also wohl im März — längere Zeit nicht in Berlin, sondern in Potsdam aufgehalten hat.[31]) Von hier soll er im April »aus hypochondrischer Laune« mit Zurücklassung seiner Sachen, »ohne sich seinen Freunden entdeckt zu haben«, plötzlich wieder nach Berlin aufgebrochen sein. Wir wissen nicht genau, was dort in den nächsten Wochen mit ihm vorgegangen ist. Muhrbeck, der Berlin damals auf kurze Zeit aufsuchte, fand ihn seelisch krank, ohne das Genauere erkennen zu können, und mußte sich, selbst leidend, seiner Gesellschaft entziehen.[32]) Weiter wissen wir, daß Fritz Horn am 31. Mai aus Braunschweig an Smidt berichtet: »Den schrecklichen Zustand B.s sagt die Anlage, die Du ganz geheim halten wirst, bis wir uns sprechen. Sie hat mich sehr erschüttert.« Jene Anlage — ein Brief Woltmanns oder Boehlendorffs selbst — hat sich nicht erhalten.

Ende Juni ist Boehlendorff dann aus Berlin nach Greifswald geflohen, um bei Muhrbeck und Schildener Schutz zu suchen. Er fand hier aber keine Sicherheit.[33]) Muhrbeck glaubte sich durch sein eignes Befinden gezwungen, sich auch jetzt zurück-

zuhalten. Man brachte den Freund bei gutmeinenden Leuten unter, wollte ihn einigermaßen wiederherstellen, um ihn dann (womit er auch einverstanden war) in die Heimat zu senden, wo er sichere Unterstützung, pflichtmäßige Sorge und das alte Leben seiner Kindheit fände. Mitten in der Nacht aber brach Boehlendorff plötzlich auf, erklärte seinen aufgeschreckten Wirtsleuten, er müsse sogleich ohne Abschied fort, weil er hier nicht mehr sicher sei. Da das Gerücht von diesen Vorgängen sich am nächsten Morgen in der Stadt verbreitete, er wieder das Wissen der Leute spürte und dadurch in seinen Phantasien bestärkt wurde, so drängte er fast stündlich darauf, von hier entlassen zu werden, und die Freunde, die ihn nicht mehr zu unterhalten wußten, sandten ihn also, da sich Gelegenheit, d. h. Begleitung, bot, nach Lübeck zu Köppen, von wo er weiter in seine Heimat gesandt werden sollte, unter Bewachung durch irgend einen treuen Gefährten, der auf dem Schiff auf ihn acht hätte und Schutz vor den imaginären Verfolgungen biete. Unterdessen schrieben die Greifswalder an Woltmann, um die eigentliche Vorgeschichte der Krankheit zu erfahren. Woltmann scheint aber nicht geantwortet zu haben.

In Lübeck fand Boehlendorff Köppen nicht zu Hause, mochte sich an die übrigen ihm angegebenen Adressen nicht wenden und wanderte weiter zu Berger, der in Neumünster bei Kiel ein Gut Seekamp hatte und hier — zusammen mit seiner jungen Frau — als freier Landwirt unmittelbar in der Natur wirkte und schuf, oft von Freunden besucht. Von Kiel sandte Boehlendorff am 10. Juli zwei Briefe nach den beiden Orten, an denen er in seinem Wanderleben noch am meisten Ruhe gefunden hatte, nach Bremen und Bern.

»Kiel den 10ten Juli 1803.

An Smidt, Noltenius, Horn und Thulesius.

Ich kann Euch, meine theuren Unveränderlichen Freunde erst von hier mit dem Gruße des Lebens grüßen. Mein Schicksal hängt dunkler als iemals über mir, aber ich bin, nachdem ich in Greifswald durch Muhrbeck und Schildener erhalten worden, durch Bergers sich immer gleichbleibende Freundschaft hier mit mehren wohldenkenden Männern bekannt geworden, und von ihnen mit Güte aufgenommen. Professor Müller, bey welchem ich seit ein Paar Tagen wohnte, Syndikus Jahn, Leibmedikus Weber, Kirchenrath Geyser bezeugen durch die That, daß sie sich des Unglücks meiner Tage annehmen wollen, und Berger ist treu der Alte. Ich beziehe heute ein Zimmer auf etliche Wochen,

wofern ich so lang bleiben kann, und bitte und beschwöre Euch, mir, nach Empfang des gegenwärtigen, Nachricht von Euch zu geben. — — Ich wünschte sehr ein solches Blatt von Euch und von meinen andern dortigen Freunden und Gönnern zu erhalten, worin Ihr mit Eurem Nahmen bezeugt, daß Ihr mich kennt, mich lange kanntet und Theil an meinem Schicksal nehmt. Ihr werdet mir diese Bitte nicht verweigern, die vielleicht meine letzte ist — — Addressiret Euren Brief an Herrn Professor Müller in Kiel, meine Addresse sous couvert. — — Meine Reise von Greifswalde über Rostock nach Lübeck bis hieher hat unter Schmerz und Gefahr meinen Muth bis in seinen tiefsten Grund erprüft. Ich stand am Rande eines freiwilligen Verderbens. — — Meldet mir von meinem äußern Schicksal so viel, als Ihr wißt — Ich weiß nur, was ich davon fühle. Die Quellen sind mir verborgen. — — Nach Rußland abzureisen, wie ich wollte, ward mir unter diesen Umständen unmöglich. — Die Menschen mildern mein Elend, aber ich sehne mich meiner Ruhestäte entgegen. — — Wohin ich von hier kommen werde, weiß ich nicht; es hängt nicht von mir ab, zu wählen. — Ein Plaz zur Arbeit — Einsamkeit — Tod! das sind meine Wünsche — — Empfehlt mich den Guten und Ihr meine Beglücker, Wohlthäter, Freunde: lebt wohl und glücklich. B.«

Der zweite, an Steck gerichtete Brief lautet:

»Kiel den 10. Jul. 1803.

In unermeßliches Elend versunken, sucht noch einmal der Freund der schönen Jahre sein Heil an Deiner Brust, wo er es so offt fand. — — Vielleicht das leztemal, daß ich Dir schreibe, mein Steck — in dem ich ganz lebte! — — Auch den lezten Tropfen soll man nicht verschütten — nicht eher aufhören, als bis es all ist — — Suche mir Freund! gute Zeugnisse, von Sinners, Watteville's — besonders aber von den Freunden mit denen ich lebte — von Zehenders, Fischers zu verschaffen und sende sie mir. Dein eignes wird mir das theuerste seyn — Helfen sie nicht mehr — so sind sie doch Denkmal auf meiner Grabstäte. — — Sieh Dich auch — denn wo hört die Hoffnung auf? — nach einem Plaz um für Deinen unglücklichen Freund — Arbeit Einsamkeit — wenn nicht Tod. — — Schreibe mir gleich. — Danke der Zehender ihr leztes Geschenk — das ich durch Ziemssen erhielt — die lezte Freude des Unglücklichen — Vergeßt mich nicht — Dort sehn wir uns wieder — wenn nicht hier. Dein B— f.«

Boehlendorffs Zustand war also zwischen Irresein und Vernunft schwankend; das wird auch durch das folgende Schreiben Bergers an Smidt belegt.

»Neumünster d. 29. Jul. 1803.

Ich ward durch so viele Besuche, eigne Reisen und Geschäfte gehindert, Dir, theuerster Smidt, auf Deinen Brief gleich zu antworten — und bin auch noch für einige Zeit so beschäftigt, daß ich für unsern armen Boehlendorff wenig Muße habe. Seine erste Erscheinung bei mir traf auch gerade auf einen Tag, wo ich das Haus voll Fremden hatte, und wie ich eben mit ihm draußen in vollem Gespräch war, mußte sogar ein Mann mit Band und Stern ankommen, um uns vollends aus aller Fassung zu bringen. Doch ist nichts Wesentliches versäumt, und B. befindet sich in Kiel unter der Leitung und Theilnahme sehr edler Menschen. Aber schreklich, schreklich ist sein Schicksal, oder wenn Du lieber willst seine Stimmung, und die beste Hülfe liegt nur in ihm selbst. Du schreibst mir, als ob Du voraussetztest, ich habe von seinem Unglück gewußt. Es war mir völlig unbekannt, und seine ersten Reden — sein bestimmter Entschluß zu sterben, wenn ich ihm nicht helfen könne — die Zerrüttung die aus seinem ganzen Wesen sprach — Alles setzte mich in das schmerzlichste Erstaunen. Ich hatte in langer Zeit durchaus nichts von ihm erfahren und glaubte ihn frei und froh — und plötzlich trat er vor mir in dieser Gestalt! Ich mußte zuerst aus seinen Reden manche äußere Mishandlung und Beschimpfung, die ihm widerfahren wäre, verstehen. Ich ahnte freilich seinen Zustand bald — aber mein Geist empörte sich zu sehr dagegen. Aus Greifswalde habe ich nun die Bestätigung meiner traurigen Ahnung erfahren. Er selbst hat auch in einem schriftlichen Bekenntniß sich mehrern braven Freunden in Kiel anvertraut. Jetzt ist er zwar einigermaßen beruhigt, arbeitet viel für sich — giebt italiänische Stunden und verspricht mit Pohrt, der jetzt in Kiel ist, nach seinem Vaterlande zurückzukehren. Dies ist auch gewiß der beste Rath für ihn. Aber wenn der Genius in ihm nicht mit höherer Kraft erwacht — wenn sein Wesen nicht in und durch sich selbst sich verklärt und läutert, so ist alles andre nur trauriges Palliativ, und der Tod wäre allein seine Rettung. Ich spreche das Wort ruhig aus — aber freilich — würde er mit Muth sterben und würde der Tod für ihn auch gewiß Rettung seyn? Er foderte von mir gleich Todeswerkzeug in sein Schlafzimmer. Aber Menschen seiner Art phantasiren auch hierüber auf die jämmerlichste Weise. — Traure mit mir über den gesunknen umnachteten Genius.

Aber hoffe auch mit mir für ihn! Denn wir sahen ihn in seiner Freiheit und in seinem Licht, und wir werden so ihn wiedersehen — hie od. dort. — — Ich hätte B. gern bei mir behalten — aber Theils hätte es ihm an Beschäftigung und Anregung von außen gefehlt, — denn das stille arbeitsame Landleben würde ihn wohl nur auf einen sehr flüchtigen Augenblick angezogen haben — Theils hätte sein Anblick meine zartfühlende an allen Unglücklichen oft zu theilnehmende Anne zu sehr angegriffen und erschreckt. Diese Unnatur findet keine Einsamkeit, die für sie einsam genug wäre. Drum rufe ich wieder den stillen Genius an, daß er die Fackel senke für das Leben, das in sich selbst erlischt. — — Ich werde Dir, sobald für B. etwas entschieden werden kann, Nachricht geben. Wenn ich nachher einen Beitrag von Euch zu seiner Ueberfahrt etc. nöthig habe, so rechne ich darauf. — . . . . . Dein E. Berger.«

Und noch ein Brief Boehlendorffs aus den Tagen vor seiner Abreise in die Heimat, die er nicht allzu gern wiedersah, ist erhalten. Er ist seltsamerweise lateinisch geschrieben. Wollte Boehlendorff seine trüben Mitteilungen so davor schützen, von jedem, etwa von den Frauen, gelesen zu werden? War es nur ein irres Aufflackern seines Sprachtalents? Dem Brief liegen bei — ein deutsches Reiselied,[34]) ein italienisches Sonett und ein französisches Gedicht, alle drei mit Boehlendorffs Namen unterzeichnet! Es ist wunderlich, wie in diesem letzten Schreiben an Smidt so viele uns bekannte Elemente noch einmal auftauchen: der Freundschaftsenthusiasmus, das leidenschaftliche Hängen am Dichterruhm. Sogar die Gesellschaft der freien Männer wird noch einmal erwähnt. Dazu kommen auch noch sachliche Mitteilungen, wie er sie früher an Freunde weiter zu geben pflegte, über Schildener, Muhrbeck und Pohrt aus Livland, einen der Begründer der Jenaer literarischen Gesellschaft, der ihm auf der Fahrt in die Heimat wahrscheinlich zur Seite stehen werde.[35]) Mitten dazwischen Zeichen des Irrsinns.

»D. XI. Kal. Aug. III.

Si valetis, optime est. E. v. Nolui cunctari, amice dilectissime, in respondendo tuarum litterarum benignitati, quae quidem summopere amicum tuum, exulem patria, exulem amicis, quae sors acerbissima tulit, gaudio affecerunt. Neque certum mihi adhuc est, quae dies vitae meae miserae exitum benignum datura est, solutium autem omne tristiori animae in amicorum virtute. In ipsa enim post mortem victurus, aequo animo hinc discedendi

facultas inest — Quod ad peregrinationem meam, in illam, quam tu patriam vocas, si per superos, qui vitae meae rationem habent, liceat, consentire animus et acquiescere videatur, nisi forte conscientiae stimulis, suam adversam fortunam in patriam, ad penates transferre recusantis, a proposito avertatur — Caeterum spes qualiscunque ex eo, quod Pohrt cum uxore sua, hinc brevi in provinciam reversurus, Bergeri amicus, nec mihi, ex antiquis istis liberorum virorum vinculis, alienus, in Russiam redire sibi proposuit, haurienda. An vero licitum sit, hic loci diem exspectare, quanquam plurium optimatum benevolentia et honore defensus, ignarus sum. Incertus enim vitae, incertus fautorum, incertus itineris, etiam quid patria ista, diu relicta suadeat, incertus, nihil certum mihi, nisi firmitas animi, ad exspectandam sortem — Libet denique tentare fortunam, quae forsan, irae atque odii furoribus sedatis, pietate flecti potuerit. — Sed satis iam de istis, quae ad me attinent, disserui. Id solum adducere velim, ut sciatis, quibus occupationibus intentus, fatum exspectem; historicos medii aevi Germaniae, Chronicorumque conscriptores, et praecipue hos, qui ad Ludovici Bavari et Friderici pulchri vitam exhibent, partim excerpere, partim legere alioque modo studiis prosequi conatus sum, quos autores Bibliotheca Kilonensis benevolentissime tradidit, cuius gratia et Italicis scriptoribus, quorum sermone uxorem Profess. Hensleri [36]) et quosdam alios instituere coepi, uti acceptum fuit — Diva poesis iacet, libertatis coelique filia, quam exinde usque ad finem licebit, ipsis animi oculis adspicere, sanctisque cordis laudibus venerari. Nec eget verbis — ceterum plura, quae ad vitae rationem attinent, adhuc perscripsi, veritatis studio — quam quidem longe a me abesse, inimici voluerunt — quibis vulneribus φαντασμα quoddam confecerunt — Sed iterum — satis de his, cum quibus nihil negotii mihi in vita fuit. — Sortem adspicio, longe priorem, istius consuetudinis humanae legibus, quae, in me intenta, rapit ab ineunte aetate — Neque, quae vixi, poenitere, nisi, quae amicis duriora; — neque prius perspiciendi, ubi errores fuere, quam nunc, gratia fuit — transeunt monumenta — qualiacunque — durat animus — bonus fuit — semper vobiscum esto, amici! quos cum antiqua caritate amplecti vetant dii — Favete — valete! — — Muhrbeckium, optimum virum, verissimum amicum, aegrum tamen animo, neque corpore satis firmum reliqui — neque, ut vereor, arma colligere validum. — Schildnerus, sorori eius desponsus, vir strenuus, fortunaeque variae patiens. Bene vivit Bergerus, cuius uxor dulcis, amabilis aspectu, neque minus in colloquio versa, quamquam ab ista viraginum Bero-

linensium virtute abhorrens, fortis tamen in agendo — ornamentum et nutrimentum familiae — Ipse rura sua amat, curatque — bene dormit — pauca legit — cum uxore multum diei — fere contentus sorte sua — Liberi desunt. — Nunc oculis aeger, animo ipsissimus, quem cognovisti. — Salutem et gratiam amicis omnibusque bonis. Reipublicae fausta omnia i. c. tibi, Hornioque. it. Eberhardo vitam, amicitiam. Vale. Boehlendorff.

Quid Daniel? quomodo stat? Dulce, meminisse amici certissimi — veracis — nunquam mutandi —!«

Endlich berichtet Berger nach Bremen über Boehlendorffs Abreise nach Kurland in dem folgenden zwischen Hoffnung und trübem Zweifel schwankenden Brief:

»Seekamp d. 29. Septbr. 1803.

Von unsers Boehlendorffs unter glücklichen Auspicien unternommenen Rückreise ins Vaterland und von seiner Ankunft dort würde ich Dich, lieber Smidt, längst benachrichtiget haben, wenn ich nicht überzeugt gewesen wäre, daß er es selbst längst gethan hätte. Es wundert mich, daß er Dir nicht in den letzten Tagen aus Kiel oder Lübeck geschrieben hat. Ich verließ ihn in Kiel am Abend vor seiner Abreise von da ziemlich ruhig und heiter. Köppen hat mir von Lübeck, wo er ein Schiff bestieg, ähnliche gute Nachricht gegeben. Er selbst hat mir aus Riga gleich nach seiner Ankunft einen Brief geschrieben, aus dem viel Lebensmuth und schönere Ruhe des Gemüths athmet. Reimers,[37]) den er dort gefunden, hat ihm gleich eine gute Hauslehrerstelle auf dem Lande angewiesen, die er sogleich anzutreten willens war. Es scheint aus seinem Schreiben überhaupt, als wenn das Wiedersehen des vaterländischen Bodens sehr wohlthätig auf ihn gewirkt habe. In Kiel waren seine wunderbaren Phantasien noch nicht ganz von ihm gewichen. Es war aber dort keine vielversprechende Aussicht für ihn, und da er selbst sich nach seinem Vaterlande sehnte, so hielt ich die Abreise für gut. Ob er nun durch eigne Kraft aus den ängstlichen Träumen seiner Seele zum schönen Leben der Natur sich ermuntern wird und in diesem Leben sich erhalten kan — wer kan es sagen? Der Geist ist unsterblich, aber oft umhüllt ihn für lange Zeiten die dunkle Nacht eines irdischen Todes, und die befreundeten Geister sehen ihn nicht mehr ... Boehlendorffs Briefe gehen an ihn unter Couvert: An Hr. Pander jun. berühmten Kaufmann Riga in d. Jacobstraße.«

Von all den Freunden in der Schweiz und in Deutschland hat Boehlendorff außer Herbart wohl nie irgend einen wieder gesehen. Sie werden überhaupt kaum mehr viel Authentisches von dem verschollenen Kurländer gehört haben, so nahe er gelegentlich daran war, wieder nach Deutschland zurückzukehren. Damals 1803 hat außer Berger sich auch Steck für Boehlendorff bemüht; er sammelte in der Schweiz Zeugnisse und einige Geldmittel und erhielt beides z. B. von Watteville.[38]) Auch die Bremer werden damals sicher beigesteuert haben. Noch 1804 spricht auch Gramberg in einem Brief an Smidt den Wunsch aus, Boehlendorff einiges Geld zu senden, da er von ihm seinerzeit zu viel Honorar für das Taschenbuch erhalten habe. Der gute Oldenburger fügt hinzu: »Von seiner geistigen Verwirrung soll er hergestellt seyn; aber eine vollendete Restauration seines ganzen geistigen Organismus halte ich nicht anders möglich, als wenn er sich bürgerlich-thätig an die Welt anschließt, sich für irgend ein Amt qualifizirt, und so mehr außer sich als in sich lebt. Ich habe ihm das oft gerathen, und würde es ihm jezt mehr als je empfehlen.« Gewiß, gewiß! Aber dazu war es jetzt wohl zu spät.

◇ ◇ ◇

## Siebentes Kapitel.

# Einundzwanzig Wanderjahre — Ende.

### I.

Man glaubte Boehlendorff also als geheilt gelten lassen und ihn zu einer Hauslehrerstelle empfehlen zu können. Wie wir ihn kennen, ein bitteres Los, zumal in seinem jetzigen Zustand, der höchstens der eines Rekonvaleszenten war. Das Schriftstellerlexikon der Ostseeprovinzen[1]) weiß uns denn auch von der nächsten Folgezeit zu berichten: »Er ... kam in der Mitte des Jahres 1803 nach Kurland zurück, ging gleich darauf nach Riga und nahm daselbst eine Hofmeisterstelle an, verließ diese aber nach wenigen Tagen, um sie mit einer gleichen im Pastorate Rodenpois zu vertauschen, blieb jedoch auch hier nur ganz kurze Zeit, und verlor sich, ohne daß jemand wußte, wohin er gekommen war, bis man nach einiger Zeit erfuhr, er sei, in einem sehr zerrütteten Seelenzustande, in Windau, wo ihn niemand kannte, angelangt.«

Ein düsteres Nachspiel des einstigen Stellenwechsels in der Schweiz! So ging es also nicht; wahrscheinlich äußerte der Ruhelose jetzt wieder den Wunsch, in Deutschland, in der Nähe der treusten Freunde, seine Studien beenden zu können. »Seine Verwandten und [Kurländer] Freunde«, berichtet die genannte Quelle, »versorgten ihn 1804 mit einigem Reisegelde, und er machte sich nun auf den Weg nach Deutschland.« Am 6. Febr. 1804, erzählt ein anderer Berichterstatter[2]) aktenmäßig weiter, kam Boehlendorff nach Königsberg, wo er bei dem Gastwirt Haase seine Wohnung wählte. In den nächsten Tagen pflegte er sich größtenteils in seinem Zimmer aufzuhalten, betrug sich still und gesittet und soll keine Spur von Schwermut gezeigt haben. Am 9. Februar verbrannte er viele Papiere und kam am 11. um 9 Uhr vormittags zu seinem Wirt, bei dem er sich vorher nach der leichtesten Art nach Leipzig zu kommen erkundigt hatte, dankte ihm für gute Aufnahme, erklärte, daß er

seinen Koffer abholen lassen werde, drückte dem Wirt eine größere Summe in die Hand mit der Äußerung, daß dies die Zehrungskosten sein würden, und eilte, da dieser versicherte, daß sie bei weitem nicht so viel betrügen, schnell aus dem Hause. Der Koffer wurde nicht abgeholt; er selbst meldete sich nicht weiter. Vier Monate lang forschte die Polizei vergebens nach ihm; in seinem Koffer hatten sich keinerlei Geldmittel vorgefunden, dagegen einige Briefe, die aber keinen näheren Aufschluß geben. Warum der Arme so plötzlich floh, wissen wir nicht. Jedenfalls nahm der ganze Versuch, nach Deutschland zurückzukommen, ein sehr trauriges Ende. In Warschau griff man den Umherirrenden auf und sandte ihn als Arrestanten an die Regierung in Mitau zurück. »Er hatte seinen Pass unterwegs verloren«, erzählt das erwähnte Schriftstellerlexikon, das von der Königsberger Episode und dem dort zurückgelassenen Koffer nichts weiß — »und war demnach als verdächtig eingezogen und transportiert worden. Seit der Zeit irrte er durch ganz Kurland, von Gut zu Gut, von Pastorat zu Pastorat, im elendesten Aufzuge, oft kaum notdürfig bekleidet, herum und fiel jedem zur Last, den er heimsuchte. Bei alle dem verließen ihn die Musen nicht ganz, wie mehrere von ihm unterdes gelieferte Gedichte dartun.«

Es ist in der Tat verwunderlich, daß sich unter den in Boehlendorffs späterer Zeit veröffentlichten Gedichten ein paar befinden, die überhaupt seine besten sind. Läßt sich auch bei einem der späten Gedichte nachweisen, daß es sich nur um Bearbeitung eines früheren handelt, so scheint sich das doch keineswegs verallgemeinern zu lassen und jedenfalls auf die zwei schönsten Gedichte nicht zuzutreffen. Daß Boehlendorff durch sein beispielloses späteres Wanderdasein dem wirklichen Leben und echtem Gefühlsausdruck näher gebracht wurde, wäre ja nicht sonderbar. Aber trotz der zeitweiligen Besserung im Spätsommer 1803 (die vielleicht durch das zu früh übernommene neue Hauslehrertum wieder zu nichte gemacht wurde) blieb er ein Halbirrer bis zum Tode. Sein Zustand scheint indes der Art gewesen zu sein, daß gute und schlechte Tage bei ihm ziemlich wahllos wechselten, man konnte ihn nicht krank nennen und nicht gesund. Und so sind unter den sicher unzähligen Gedichten, die er noch bis 1825 schrieb, ein paar ergreifende und schöne gewesen — ein paar, nicht mehr. Daß in der Lyrik sein eigentliches Können liege, mag er gefühlt haben; bereits 1805 suchte er sie gesammelt herauszugeben. In den von Johann Friedrich Recke geleiteten Mitauer »Wöchentlichen Unterhaltungen«[3]) wurde am 3. Juli 1805 angezeigt,

daß Herr Ulrich Boehlendorff, bekannt als Verfasser des Ugolino und des Fernando sowie als Mitherausgeber des Poetischen Taschenbuchs, im Verlage der Zeitschrift (Steffenhagen & Sohn) einen Band seiner Gedichte auf Pränummeration herauszugeben beabsichtige. Als Probe wurden in der nächsten Nummer zwei längere »Ulrich Böhlendorff« unterzeichnete Gedichte abgedruckt. Weiter scheint die Angelegenheit aber nicht gediehen zu sein.

Die Freunde in Deutschland, die fast alle angesehene, wenn nicht berühmte Männer wurden, fragten in den ersten Jahren noch öfter nach dem unstäten Wanderer. Besonders scheint Gries auf sichere Kunde gedrungen zu haben. Am 21. Dezember 1804 weiß ihm Herbart nur Ungewisses zu berichten: »Du fragst nach andern Freunden. Ich weiß wenig. Böhlendorff ist der Unglücklichste von allen . . . Möchte er nur ganz hingegeben leiden; so würde die Zeit ihn wol heilen. Eine Erkundigung, die ich seinetwegen anstellte, war bisher ohne Folgen. Und, die Wahrheit zu sagen, ich scheue mich, jetzt auf ihn aufmerksam zu machen.« Herbart, der des Freundes Leichtsinn kannte, beurteilte seine jetzige Lage also noch zu günstig und meinte, daß er durch ernsthaftes Leiden den Krankheitsstoff ausscheiden könne. Davon konnte keine Rede mehr sein, und als Herbart am 22. September 1806 wieder eine Mitteilung an Gries sandte, hat er das auch eingesehen. Einer der in Göttingen von ihm geleiteten jungen Leute, Baron Rahden, stammte aus Kurland, ein anderer, der Hannoveraner von Grote, hatte Rahden dort besucht: den beiden hatte er Auftrag gegeben, sich zu erkundigen, und weiß nun zu berichten: »Waffnen wir uns mit fröhlichen Bildern gegen ein trauriges, dessen Mittheilung, so wie ich es in diesen Tagen aus guter Hand empfing, die Freundschaft mir gebeut. Unser Freund Böhlendorf, nur halb geheilt, irrt umher in dem gastfreundschaftlichen Curland, — geschäftslos, — und wol meist gedankenlos. Grote kommt eben von dort zurück, er und Rahden haben ihn da gesehen und gesprochen. Er träumt, wie es scheint, viel von der Vergangenheit, — eine Zukunft hat der Arme nicht mehr. Daß es ihm äußerlich fehlen möge, ist wol nicht zu besorgen. Unter andern scheint Firks sich seiner anzunehmen.« Peter von Firks ist der Freund aus der Jenenser Zeit, an den Boehlendorff einst jene unklar überschwänglichen Stanzen gerichtet hatte,[4]) die in den Worten gipfeln:

»Durch Sturm und Nacht und durch des Glückes Wogen
Führt uns der Stern, der uns emporgezogen.«

Auch dieser Freund sollte ihm aber nicht mehr lange zur Seite stehen; Boehlendorff scheint jedoch Wohltaten der Familie Firks weiter genossen zu haben. Etwas ganz Neues erfuhr Gries über Boehlendorff, als er 1808 in die Schweiz reiste. Dort fand er zwar den allverehrten Steck nicht mehr unter den Lebenden,[5]) aber andere hatten etwas von Boehlendorff gehört. Am 16. November 1808 schreibt Gries an Herbart: »Von Böhlendorff sagte mir der Pfarrer Wyttenbach in Bern, er sey plötzlich aus Curland weg und nach Petersburg gegangen, um dort, den Wissenschaften gänzlich absagend, das Buchbinderhandwerk zu erlernen. Womit wird der Unglückliche noch enden? Der Tod des guten Peter Firks ist mir um seinetwillen doppelt schmerzhaft.« Hiermit enden die Nachrichten über Boehlendorff in den Briefen der Jenenser Freunde; nur einer — Herbart, der 1809 nach Königsberg übersiedelte — hätte später noch etwas über ihn mitteilen können, doch ist nichts erhalten. Die andern sprachen vielleicht gelegentlich von ihm, aber sie wußten nichts Sicheres.[6]) Noch 1814 hat sich übrigens der wahnsinnige Hölderlin ziemlich deutlich Boehlendorffs erinnert; man gab ihm damals ein »kleines Büchle« des einstigen Freundes, er freute sich sehr darüber und sagte: »Ach der Gute ist früh gestorben, es war ein Kurländer; ich habe ihn in Homburg gekannt, es war ein rechter guter Freund von mir.«

Damals — 1814 — stand Boehlendorff aber erst in der Mitte seiner großen Wanderfahrten. Wenn er 1808 wirklich bis Petersburg gekommen war, so blieb er dort jedenfalls nur ganz kurze Zeit und zog dann weiter, der »Freiheit Panier« treu bleibend, wie es in seinen Versen aus dieser Zeit heißt. Den Schriftstellern Deutsch-Rußlands (seit 1795 war ja Kurland russischer Besitz) war er wohl bekannt. Ulrich von Schlippenbach nahm in seine beiden Sammlungen »Curonia« (1808) und »Wega« (1809) im ganzen sechs der nicht immer klaren Gedichte Boehlendorffs auf; der Dorpater Bibliothekar und humoristische Dichter Karl Petersen,[7]) vermutlich einer der Mitbegründer der Gesellschaft der freien Männer,[8]) war sein naher Freund. Noch immer zuckte aber in dem Wandrer gelegentlich der Wunsch auf, nach Deutschland zurückzukehren oder doch die literarischen Verbindungen dort wieder aufzunehmen, wie die folgenden beiden Zeitungsinserate beweisen, die uns auch Aufenthaltsorte angeben:[9])

»Mitausches Intelligenz-Blatt. 1809. Nr. 104.

Unterzeichneter Privatsecretair des Geheimen Legations-Raths von Woltmann, sucht, wegen seines öconomischen Unvermögens

in Kurland, um einen Creditbrief von 100, sage Einhundert Thaler Albertus, auf den Herrn Nikolaus Kulenkamp, wohnhaft bey der Jakobi-Kirche in Bremen, bey einem der Herren Kaufleute in Riga oder in Mitau an, und wird sich seiner Umstände wegen dahin begeben.

Firks-Ruschenhoff, den 18ten December 1809.

Casimir Ulrich Böhlendorff,
Privatsecretair des Herrn Geh. Legations-Raths von Woltmann.«

»Mitausches Intelligenz-Blatt. 1810. Nr. 82.

Literärische Anzeige.

Unterzeichneter, der auf seinen mühseligen Reisen und Wanderungen, die er in der größten Entbehrung und Dürftigkeit zu seinem Erwerb unternommen hat, eine neue Durchsicht seiner frühern Schriften gemacht, bietet sie den vorigen Verlegern hierdurch an; nämlich: das Trauerspiel Ugolino Gherardesca, für die Bühne neu und völlig umgearbeitet, der (sel.) Gerlachschen Buchhandlung zu Dresden,[10]) und Fernando oder Kunstweihe, unter dem veränderten Titel: Fidelis oder Glaubensweihe,[11]) der Wilmanschen Buchhandlung in Frankfurt am Mayn. Doblen, den 30. September 1810.

Kasimir Ulrich Böhlendorff, Privat-Secretair.«

Es war wohl ein Glück für Boehlendorff, daß es ihm nicht gelang, wieder nach Bremen zu kommen — denn was hätten die Freunde mit ihm tun sollen? In den baltischen Ländern mußte er nun schon bleiben. Daß sich dort die Verwandten — der Bruder in Dorpat und die Schwester in Mitau — nicht völlig von dem Verwahrlosten wandten, steht fest;[12]) jedoch wird namentlich dem Bruder, als Theologieprofessor und später als Staatsrat, die Teilnahme nicht leicht geworden sein. Denn der arme Poet war eigentlich — ein Landstreicher. Praktische Brauchbarkeit und bürgerliche Tüchtigkeit bildeten aber das Ideal der guten Gesellschaft in den baltischen Provinzen,[13]) vielleicht um so mehr, als Gestalten wie unser Boehlendorff keineswegs so selten in jenen Gegenden waren. Eine gewisse Zurückhaltung der Familien solchen Mitgliedern gegenüber ist wohl verständlich. Im übrigen aber hatte es solch ein Wanderer in Kurland besser als im eigentlichen Deutschland. Wer sich nicht durch ihn kompromittiert zu fühlen brauchte, nahm ihn gern auf; ja es herrschte in den alten kurländischen Gutshöfen und

Pastoraten eine märchenhafte Gastfreiheit, die vielen Heimatlosen das Leben ermöglichte. Gerade erwerbsunfähige Literaten (meist ältere Leute) waren darunter, »terminierende Candidaten« hat man sie genannt. In einem gewissen Kreise von Gütern und Pastoraten pflegten sie herumzuziehen; »sie blieben vier bis fünf Wochen an Ort und Stelle und zogen dann weiter, bis sie ihre Tour vollendet hatten und wieder am ersten Ort nach einiger Zeit anlangten«. In diesen Stand war nun auch Boehlendorff eingetreten, und seine Mitgefühl erregende Geistesverwirrung wurde ihm dabei geradezu zum Freibrief. Es ist wohl zu viel gesagt, wenn oben einmal mitgeteilt wurde, er sei jedem zur Last gefallen, bei dem er einkehrte. Immerhin wird er doch mehr Interesse eingeflößt haben als die meisten seiner Schicksalsgenossen; die literarische Vergangenheit, die Weite und die aller Vergleiche spottende Dauer seiner Wanderungen gaben ihm zweifellos etwas Geheimnisvolles.

Einen genauen und anschaulichen Bericht, der uns auch sagt, daß Boehlendorff noch immer wieder eine Rückkehr nach Deutschland vorschwebte, haben wir aus dem Jahre 1817. Im Februar oder März schrieb der russische Dichter Zukovsky,[14]) der 1815 bis 1817 dauernd in Dorpat lebte, an A. I. Turgenjev in Petersburg einen Brief, den Boehlendorff selbst zu überbringen hatte. Zukovsky schildert und empfiehlt den Überbringer mit folgenden Worten:

»Da schicke ich Dir einen Sonderling, einen Poeten, einen Vagabunden, ein Kind, einen Greis. Werde nicht wütend auf mich, daß ich Dich mit unnötigen Bekanntschaften belästige. Der Übergeber dieses Briefes wird Dir nicht zur Last fallen; er durchwandert die Welt und beschreibt seine Wanderungen in Versen; niemals hat er einen Groschen; seine ganze Garderobe (zwei Röcke, zwei Westen und wahrscheinlich zwei Hosen, mit einer großen Tabakspfeife in der Tasche) hat er stets an, alle seine Werke trägt er stets auf der Brust; was nicht hineingeht, wird verbrannt. Er geht nach Petersburg, um sich sagen zu können: ich war in Petersburg. Geld hat er aber nicht, und er hat dann keine Sorgen. Er will in diesem Jahre auf Subskription seine Lieder herausgeben: Subskriptionspreis 1 Silberrubel. Such ihm ein paar Subskribenten zusammenzubringen, damit er in Petersburg was zu essen hat. Ein Hauptzweck seiner Reise nach Petersburg ist, die Ostersonntagsfeier zu sehen und in Versen zu beschreiben. Sicher giebt's da auch für Dich eine Strophe. Im allgemeinen enthalten seine Verse viel Schönes, freilich auch viel Ungehöriges. Er selbst ist eine ungewöhnliche Erscheinung auf der Welt. Er hat etwas Kind-

liches, bis zum heutigen Tage hat er noch nicht angefangen an den morgigen Tag zu denken. In 15 Jahren hat er etwa zwanzigtausend Werst zu Fuß durchwandert. In Petersburg wird er zwei Wochen bleiben; von da nach Reval, von Reval nach Bremen; wo er absteigen wird, weiß ich nicht. Aber wenn er in Petersburg irgend etwas brauchen sollte, so hilf ihm.«

Also Boehlendorff beabsichtigte, wenn die zwei Wochen in Petersburg vorbei waren, aufs neue nach Bremen aufzubrechen! Bis Königsberg scheint er in der Tat auch diesmal gekommen zu sein. Es steht nämlich fest, daß er in diesen Jahren Herbart in seiner Wohnung am Roßgarten in Königsberg aufgesucht hat,[15]) auch die junge Frau des Freundes scheint er gesehen zu haben; wahrscheinlich ist es eben im Jahre 1817 geschehen. Es wird für Herbart ein erschütternder Tag gewesen sein. Dauernd war hier ja garnicht zu helfen; er wird unterstützt, geraten, zugeredet haben, und dann wird Boehlendorff nach Mitau zurückgewandert sein. Herbart hat ihm auch noch einen mahnenden Brief mit bestimmten Ratschlägen nachgesandt.

In seiner Heimat wurde der rastlose Wanderer allmählich eine allgemein bekannte Gestalt. Überliefert ist, daß er im Jahre 1818 in einem Wahnsinnsanfall alle seine Papiere verbrannt haben soll.[16]) Im Frühling 1819 gelangen ihm aber noch ein paar Gedichte, die im nächsten Jahr in Carl Eduard Raupachs »Inländischem Museum« abgedruckt wurden, und deren letztes Boehlendorffs schönstes Wanderlied ist:[17])

»Mit dem Pflüger wach und auf,
Walle weiter, Thalhinauf —
Walle Pilger! schau den Pflug,
Schau der tiefen Furchen Zug,
Grabe dich mit Thränen ein,
Endlich wird's ein Grablied seyn!

Kämpfe denn nach deiner Pflicht,
Bis der Wanderstab zerbricht,
Der dich soviel Jahre trug,
Der dir keine Wunden schlug;
Bis dich einst der Morgen grüßt,
Wenn du alle Schuld gebüßt.

Singt denn, wenn die Knospe blüht,
Lerchen, mir ein Morgenlied!
Der bey eurem süßen Schlag
Oft verseufzte seinen Tag,
Oefter auf den Bergen stand,
Grünen Stab in seiner Hand.«

## II.

Boehlendorff näherte sich dem 50. Lebensjahre; da geschah etwas Unerwartetes. Er, der 21 Jahre lieber an der Landstraße übernachtet als eine tägliche Pflicht auf sich genommen hatte, wurde plötzlich noch einmal mit seinem geschwächten Geist ein stetiger Arbeiter. Freunde werden zugeredet haben; vor allem mag ihm selbst auf einmal das Gefühl der Jugend und damit der Wandertrieb abgestorben sein, er mag sich auf einmal ängstlich nach stiller Ruhe gesehnt haben. So war er drei Vierteljahr ordentlich und arbeitsam wie nie in seinem Leben — bis er es nicht mehr aushielt.

Ein jüngerer Freund verschaffte ihm im Sommer 1824 eine Hauslehrerstelle; es war der im Jahre 1796 geborene damalige Pastor adjunctus Carl Brandt, der in seinem Heimatsort, zu Angern, seinem gelähmten Vater, dem Pfarrer Johann Peter Brandt, im Amte half.[18]) Es wäre denkbar, daß Boehlendorff ihn als Knaben selbst zeitweilig unterrichtet hat, und daß Brandt deshalb an ihm hing. Anfang Juni war Boehlendorff eine Woche lang zu Angern im »Ostsee-Pfarrhaus«, wie er sagt, als Gast und fuhr von dort aus mit dem Wagen nach der Pfarr-Filiale Marggrafen, wo er bei dem Gutspächter Redlich zum Unterrichten der beiden Kinder aufgenommen wurde. Ein Mahl und ein Nachtlager waren bereits für ihn gerüstet, als er ankam, wie er beglückt berichtet. Und er weiß in seinen Versen weiter zu erzählen von dem Leben in Marggrafen; von der fleißigen Arbeit vom frühen Morgen an und von den lauschenden Kindern, von Gängen und Ritten an die Ostsee, vom Bad im Meer, vom Thee im Försterhaus, von den Wagenfahrten, die ihn am Samstag durch den Wald nach Angern führen. Carl Brandt muß damals verlobt oder eben verheiratet gewesen sein; Boehlendorff preist Bräutigam und Braut im Pfarrhause, spricht von einem gütigen Feenherzen, das ihm dort gewogen ist, und von schönen Mädchen, die die Besuchszeiten lustig machen. Er fühlte sich dort geborgen und ahnte nicht, daß sein junger Gastgeber Carl Brandt selbst einmal um Stellung und Haus kommen und einem unstäten Leben ausgesetzt sein sollte.[19])

Auch zu seinem eigentlichen Brotgeber in dieser letzten Zeit, dem »Arrendator« Redlich, scheint Boehlendorff in den Beziehungen eines Freundes gestanden zu haben. Er war ihm dabei äußerst dankbar und wünscht in einer Ode »Menschengüte« vom Herbst 1824 allen Segen des Himmels auf die Bewohner Maggrafens herab. Redlich war anscheinend ein Bieder-

mann, der sich in seiner Tätigkeit genügte und wohl fühlte und die Ideale eines kurländischen Landwirtes auch gelegentlich in leidlichen Versen auszusprechen vermochte.[20]) Er hatte zwei Kinder, einen Sohn zwischen 10 und 11 Jahren und ein Mädchen. Beide hatte Boehlendorff, gegen freien Lebensunterhalt und völlige Versorgung während seines Aufenthaltes, zu unterrichten, und er tat es, so weit er das noch vermochte, mit aufopfernder Sorgfalt. Seine Lehrgegenstände waren hauptsächlich Sprachen; der Halbirre unterrichtete z. B. im deutschen Stil, im Russischen, Französischen, Italienischen und Lateinischen. Er setzte schriftlich Einführungen in die Schulbücher auf, suchte, gleichfalls schriftlich, sich über Unterrichtsprinzipien klar zu werden, arbeitete Gebete für die Kinder aus (einmal in Prosa und Vers zugleich) und führte seine Erfolge in vierteljährigen Prüfungen den Eltern und geladenen Gästen vor, wobei er selbst, teils an die Kinder, teils an die Erwachsenen, eine einleitende Ansprache hielt. Seine dichterischen Gaben suchte er nach eigenem Rechenschaftsbericht für den Unterricht auf folgende Art zu verwerten: »Um die Lesung des Virgil vorzubereiten, und das Studium der lateinischen Sprache mit Geschichte und Mythologie zu verbinden, habe ich das erste Buch von Virgils Äneis übersetzt, und die vorkommenden mythologischen Figuren... mit Erläuterungen versehen, und wie es die Veranlassung gab, der übrigen Götter kurze Geschichte beizuliefern angefangen.« Für das Gedeihen seines Zöglings Otto Redlich war Boehlendorff mit innerster Seele interessiert; in plötzlicher Angst, daß er von ihm scheiden müsse, ruft er ihm in einer Ode vom 8. September 1824 zu:

»Daß du von mir nicht schiedest, bleib' es ein Wunsch!
Gebet und nicht Wunsch! ich hoffte
Einen Sieger in dir, den Römer
Und den Griechen in dir! ...
Habe das deine lieb! leb' wohl! verdirb' nicht!«

Trotz dieses ehrlichen Eifers war er sich bewußt, eigentlich kein guter Lehrer zu sein, und er spricht es einmal rührend vor sich selbst aus: »Ich sehe ein, daß mir vieles zum Lehrer fehlt, z. B. strenge Gleichförmigkeit, woran mich persönliche Umstände hindern, Gleichförmigkeit in der Gemüthsart, im Benehmen, im Ausdruck, aber es hat mir nicht an Neigung zu diesen Beschäfftigungen gefehlt, die, wie ich gehofft hätte, die gleiche Neigung dafür hätten einflößen können. Ich bin, troz mancher kaum geahnten Schwürigkeiten und falschen Be-

ziehungen weder überdrüssig noch müde geworden, und glaubte meine, sehr an Verlusten gewohnte Zeitberechnung [?] nicht besser durch Thätigkeit bezeichnen zu können.«

Woher wissen wir aber von alledem so genau? Boehlendorff hat alle die Hauptbelege und -Resultate seines Unterrichts reinlich aufgeschrieben und, wahllos vermischt mit seinen poetischen Versuchen der letzten Zeit, in einem handschriftlichen Buch mit zwei Registern gesammelt. Wir haben es mit einem Halbirren zu tun: das Buch hat den Titel »Puff- und Modejournal eines Unschuldigen geschrieben im Jahr 6341 oder in der Bauchredner-Olympiade«; als Verlagsort ist angegeben: »im Horazischen Städtchen unter der Erde«. Das Buch zerfällt in zwei »Hefte«, die als Leitsprüche folgende Citate auf dem Titel tragen:

»Ille quidem vult plura loqui: Sed lingua repente
In partes est fissa duas. Nec verba volenti
Sufficiunt. Ovid. Metam. l. IV. v. 585/87.«

»Si qua fides miseris, hoc me per numina iuro
Non meruisse nefas. Patior sine crimine poenam.
Viximus innocuae: si mentiar, arida perdam,
Quas habeo, frondes, et caesa securibus urar.
Ovidii Metam. l. IX. vers. 371.«

Ein Halbirrer; aber es ist ein Halbirrer, der sehr oft ein deutliches Gefühl für seinen Zustand hat. Das sagen ja schon die Wahlsprüche. Es ist ein seelisch Kranker, der sich oft im halben Bewußtsein seines Zustandes tief unglücklich fühlt.

Noch zwei andere Manuskripte aus der letzten Zeit hat Boehlendorff hinterlassen: eine Sammlung von 53 Gedichten, betitelt »Marionetten — 1825 — Philadelphia auf Unkosten des Verfassers« — und einen letzten Versuch auf dramatischem Gebiet, eine vollständige Bearbeitung von Schillers »Räubern«. All diese Manuskripte enthalten nichts, was als Ganzes bestehen könnte; sie interessieren uns nur, weil sie uns den Abschluß der psychologischen Skizze ermöglichen.

Unter den letzten Gedichten Boehlendorffs ist manches direkt sinnlose; ein Sonett ist etwa der Regel nach gebaut und dabei ohne jeden Inhalt. Da Boehlendorff — abgesehen von dem »Räuber«-Manuskript — hier stets mit lateinischen Lettern schreibt und alle Hauptwörter (außer Eigennamen und Ähnlichem) mit kleinen Anfangsbuchstaben setzt,[21]) so erhalten manche der wohlklingenden und sinnlosen Poeme etwas Geheimnisvolles, das an die Schule Stefan Georges mahnt. Andere sind kindisch im Inhalt und reizen durch ihren Ernst zum Lachen. Einige gesellig-familiäre könnten halbwegs passieren.

Endlich aber enthält eine ganze Reihe von Gedichten Stellen, die ergreifend im Ausdruck sind oder zum mindesten Teilnahme erwecken. Auch in poetischer Prosa (in dem ersterwähnten Manuskript) finden sich solche Stellen.

Eine sieben Tage vor Boehlendorffs Tod geschriebene »Schlußempfehlung« zu den »Marionetten« sagt es offen, daß ein »verstecktes Schmerzgesicht« hinter den Gedichten zu suchen sei, das sich aus Scham verberge. Und sehr bitter klingt der Hauptteil einer Art Vorrede zu Anfang des sogenannten Puff- und Modejournals: »Was in wenigen Monaten, nach eingezognem Segel der poetischen Schiffarth als Korn und Aussaat ländlicher Einsamkeit und Geselligkeit, als Dünkel[22]) der Schulstunde ausfällt, was sich durch den kurzen Sommer und wenige Winter-Nebelwochen zu entwickeln bereit war — das mag der Liebhaber der unzärtlichen Natur, die auch, unter der Zerrüttung ihres Gefässes noch ihre Wirkung beweiset, die ihn beschäftiget und bisweilen ergözt, in diesen Tagebuchsblättern suchen und finden. Wenn ein funfzigiähriger Freund der Natur, den sie ihre Gaben unter Aufopferungen und Mühseligkeiten, unter der Spreu ihrer Erndte, wie den Hahn die Perle finden ließ, noch einmal seine Kehle erregt fühlt, dem anbrechenden Morgen die ahndungslose Stimme zu leihen, und zu klagen, daß die Perle kein Weizenkörnlein war, so wird es niemanden befremden, der der Klage eines schuldlosen Hahns einen Schäzzungswerth zuspricht.«

Also hier spricht der Arme selbst von der »Zerrüttung« seiner Seele, und in der gleichen Vorrede nennt er sich »den Einsamen, Verlassenen, Unbeglükten, den seiner wahren Eigenschafften Beraubten«. Ein Sehnen, das nicht Sprache fand, raube ihm Verstand und Willen, heißt es an andrer Stelle. Wir können ähnliche Zitate aus verschiedenen Gedichten häufen:

»Eine Kraft wohnt in der Seele,
Doch die Seele ward ihr fremd« —

»Doch Psyches Flügel, ach! am Staub gebunden,
Sie flattern bis ins Abendroth« —

»Heim ist das Gute, sagt das Herz,
Heim ist das Liebe, klagt der Schmerz,
Heim ist das Eine, Trost der Frauen,
Heim ist nicht außen, singt Vertrauen!

Doch heim ist nicht mein eignes Ich,
Das sucht, vor allem andern, sich:
Wo ist denn heim, daß ich es finde
Und ieden Zweifel überwinde?«

Und so ist es nur natürlich, daß er sich endlich verzweifelnd die Antwort gibt:

»Des Gottes Gabe
Ist's, heim zu ruhn, daheim, im Grabe!«

Es fehlt nicht an plötzlichen Regungen des Selbstbewußtseins, die namentlich eine lange verworrene Ode »Der moderne Ossian« durchziehen, die wir im Anhang geben. Wir werden ja auch noch hören, wie dieses Selbstbewußtsein noch einmal unmittelbar vor dem Ende gewaltsam in Boehlendorff aufflackerte. Im ganzen aber ist in den Gedichten bereits das Gefühl vorwiegend, daß es dem Ende zugeht, daß auch durch poetische Aussprache die Seele nicht mehr frei wird. Ein Stummgewordener versucht zu reden: es »zerfließet im Odem des Gesangs der stumme Wehelaut der verzweifelnden Seele«. Und so taucht denn bei allen Ansätzen zur Selbstbesinnung die Frage auf: wozu lebe ich noch?

»Und nicht streiten, und nicht wagen —
Irren ohne Gängelband
Ist mein Loos! werd' ich es tragen
Ohne Licht und ohne Hand?«

Das ruhige arbeitsame Leben mitten in der Natur hatte den Heimatlosen zuerst erquickt. Das nahe Meer, der Angernsee mit seinen Inseln, die Fischer am Strande und auf dem Wasser in ihrer Tätigkeit, die Linden und Birken der »kurischen Gegend zwischen Wald und Wiesen« — all das kommt in den Versen dieser Zeit vor. Aber die wohltuende Wirkung hielt nicht dauernd vor; das drücken Verse aus wie:

»Mir gefällt das stille Leben,
Aber mich verfolgt der Sturm.«

Er ist nicht rein froh, wehmütig knüpft er an das Wanderlied vom Frühjahr 1819 im September 1824 an:

»Der Mensch geht sorgend durch die Welt
Und bekränzt sich den Stab!
Aber das Laub am Stabe verwelket dahin! O du Herbst
Der eilenden Stunde! warum entlaubest
Du den grünen Pilgerstab! er trug
Doch als Stütze den Muth?«

Anfangs jedoch war die Wirkung der ruhigen Seßhaftigkeit immerhin so groß, daß es Boehlendorff auch gelang, sich noch einmal zu umfangreichen poetischen Arbeiten zu erziehen. Von seiner Übersetzung des ersten Buches der Äneïs sind zwei

»Dritteile« in dem »Journal« enthalten. Die gleiche Sammlung enthält auch ausgewählte Szenen aus der Bearbeitung der »Räuber«. Die Hexameter jener Übersetzung vertragen aber eine probeweise Wiedergabe nicht, und auch über die umgearbeiteten »Räuber« — die ja außerdem in einem besonderen vollständigen Manuskript, datiert »Marggrafen Julius 1824«, vorhanden sind — genügen wenige charakterisierende Worte.

Seine verfehlten epigonischen Bestrebungen auf dramatischem Gebiete hat Boehlendorff auf eine geradezu symbolische Art beschlossen: er hat Schillers »Räuber«, die ihm dem Stoffe nach gut lagen, in — Jamben umgeschrieben! Man darf das nicht etwa nur als eine Tat des Irrsinns hinstellen — es ist für ihn, den innerlich zerrissenen Landstreicher und den Schüler der großen Meister, durchaus bezeichnend, daß er dem geliebten wilden Stück diese erlernte Form gegeben hat. Er ging auch mit Überlegung zu Werke und hat sein Verfahren in einer Vorrede vom 17. August 1824 begründet, etwa so, wie Julius Grosse seine in epigonischer Anwandlung verfaßte Jamben-Bearbeitung der Hebbelschen Judith zu motivieren versucht hat.[23]) Ganz vernünftig vergleicht Boehlendorff die Räuber mit Emilia Galotti und dem Julius von Tarent und meint, die ästhetisch-reine Prosa dieser Dramen scheine über der forcierten Shakespeare-Nachahmung des Stiles der Räuber zu stehen. Dabei habe sich das Schillersche Frühwerk durch »seine jugendliche Herrlichkeit und Unschuld« auf den Theatern mehr endgültig durchgesetzt als die Dramen von Lessing und Leisewitz, und es bleibe lebendig, trotzdem sein Verfasser sich schon im Don Carlos eine neue dramatische Welt zu bilden angefangen, die er dann im Wallenstein, in Maria Stuart zur Vollendung ausgebildet habe. Die Folgerung ist also der Wunsch, auch dies mächtige Werk auf den Kothurn zu heben. Für sein persönliches Interesse an den »Räubern« führt Boehlendorff dann mehrere Gründe an: gerade der Ruhm und Theatererfolg dieses Werkes sei zu den »Ostseeischen« gedrungen; außerdem habe ein dem Bearbeiter nahe stehender Kreis, eine »Sozietät«, vor drei Jahrzehnten ganz und gar in diesem Drama gelebt, »so daß die Gesellschaft ihre Mitglieder bei den Namen der Räuber hätte aufrufen können« und mancher Einzelne (z. B. Boehlendorff selbst) sich ganz »zum Eigentum des Stückes oder seines Verfassers« gemacht habe, welche Wirkung eben jetzt noch fortdaure. Also aus der Gesellschaft der freien Männer leitet Boehlendorff sein Interesse für die Räuber her! Er sagt weiter: »So entstand dieser Versuch der Bearbeitung in Jamben nicht

aus Selbstvergessenheit, Anmaßung, oder vorherbedachter Entschließung — sondern eine Reihe von Jahren hatte den Grund gelegt, eine freie Thätigkeit in diesem Geschäft auszuüben, und (lang nach des Meisters Tode) mit seinem kräftigen Schatten zu ringen. — Ich glaube, wie ein nicht ungeweihter Verehrer des Meisters an seinem tugendhaften Jugendwerk gelesen und geschrieben zu haben, und meine Absicht in dieser Arbeit Elastizität und Energie zu beweisen, mag der Maasstab der Beurtheilung des Kenners seyn, wenn ich ienen auch nicht einen Zug seiner Treflichkeit gekostet habe.« Indes habe er gewagt, die Anordnung der Szenen zu verändern und »ein paar nicht ohne Eingebung hinzugefügte Momente — besonders in der im Urwerke nicht ausgeführten Katastrophe« hinzuzutun. Zum Schluß der Vorrede spricht der Bearbeiter die Hoffnung auf theatralische Darstellung aus.[24])

An eine solche war nun nicht im entferntesten zu denken. Denn das Experiment bleibt in seinem Resultat das Werk eines Kranken, der zwar Szenen aus Theatergründen umstellt, aber z. B. die Exposition nicht demgemäß umändert, so daß Taten geschehen, die garnicht vorher eingeleitet sind! Er vertauscht die Szenen miteinander und versifiziert trotzdem im allgemeinen sklavisch.[25]) Sehr töricht setzt Boehlendorff auch in der Szene zwischen dem alten Daniel und Karl Moor (bei Schiller IV, 3) für Karl Moor Kosinsky ein, obwohl er alle Hauptreden von Schiller übernimmt und nur ganz Weniges ändert. Der Arme will nämlich den ihn begeisternden Freundschaftsbund zwischen Karl und Kosinsky mehr hervorheben. Und so läßt er zum Schluß die zwei zusammen sterben — das ist seine Hauptänderung. Unter dem Ruf »Die Freiheit!« stechen sich die beiden den Dolch ins Herz.

So versuchte Boehlendorff noch einmal, sich mit Schiller zu messen. Trotz der Nutzlosigkeit des ganzen Unternehmens müssen wir uns doch wundern, daß es dem Ruhelosen gelang, sich zu dieser Arbeit zu sammeln. Der gesamte Inhalt der drei starken Manuskripte, die wir besprachen, ist ja in den Monaten Juni 1824 bis April 1825 entstanden.[26]) Und dazu kam seine Lehrtätigkeit! Aber freilich, auch dies Zusammenraffen sollte ein Ende haben.

Die letzten Gedichte Boehlendorffs sind voll von Anspielungen auf einen nahen Tod. Er geht durch den Wald und sieht den Kuckuck; der aber schweigt und weissagt ihm nicht ein einziges Jahr — »o Schweiger, kennst du mich?« schließt das Gedicht. Seine Phantasie beschäftigt sich immer wieder mit den Bildern des Todes:

»Und die Hoffnung schreib' mir nimmer
Auf ein schwarzes Blatt, so leuchtet
Mattes Silber an den Särgen —
Man versenkt sie in die Nacht.«

Er wünscht sich auch mehrfach den Tod. Und er kündet geradezu sein eigenes Ende voraus in einem Gedichtchen von einem erschossenen Kuckuck, dem er ein »kleines Gukguksliedchen« singt,

»Nicht Elegie zu nennen
Und doch ein Liebesliedchen
Nicht ohne Tod und Jammer.«

Wenigstens geben die Verse

»Ihn klagten Knab' und Mädchen,
Und auch, die auf ihn zielte,
Die Hand war blutig worden« —

beinah wörtlich Boehlendorffs eignes Schicksal an. Wie er es mehrfach auch in seinem früheren Leben vorausgeahnt, hat er sich selbst den Tod gegeben; und wir dürfen dem Halbklaren bei so sicheren Vorzeichen nicht die zum bewußten Handeln gehörige Entschlußkraft absprechen — auch wenn er, wie wir noch hören werden, nach der entscheidenden Tat im bittern Schmerz Reue empfand. Er hatte sich gedacht, es werde auf einmal aus sein — aber er war wie so oft im Handeln ungeschickt gewesen.

Was hat diesen letzten Schritt veranlaßt? Erst auf einem Umwege ist Boehlendorff so weit gelangt. In ewigem Auf und Ab hatte sich sein früheres Leben bewegt; noch einmal wiederholte sich dies Schauspiel.

Ostern 1825 kam heran und damit sicher eine Ferienzeit für Boehlendorff. Er hatte — trotz aller Anfälle von Schwermut — in den letzten Monaten wieder gemerkt, daß er noch arbeiten könne, er begann auf einmal wieder Wünsche für sein Leben zu haben. Noch einmal — wie früher so ungezählte Male — wagte er sich an einen Phantasieplan: jetzt wollte er ausführen, was er früher versäumt; er wollte seine Studien abschließen und ein seiner würdiges Leben führen. Denn es war doch nicht das Rechte für ihn, unbemerkt schwere Arbeit zu leisten. Er konnte mehr sein! So setzte er drei Briefe, drei Bittgesuche, auf: an den König von Preußen, an den Professor Herbart in Königsberg und an einen kurländischen Gönner. Die sollten ihm zu einem verhelfen: daß er in Königsberg als 50jähriger doktorieren und seiner Freunde und seiner Anlagen würdig werden könne. Diese Briefe ließ er acht Tage liegen und überlegte. Und in diesen Tagen ist der furchtbare Rückschlag gekommen nach dem letzten Aufflackern. Wir wissen

ja, er vermochte nicht selten seinen Zustand gefühlsmäßig zu erkennen. Auf einmal kam das vernichtende Gefühl über ihn: es ist zu spät; du bist nicht, der du warst. Die furchtbare Beschämung hat ihn dann zur Waffe greifen und so spät noch einen Dichtertod wählen lassen.

Jene drei Briefe[27]) lauten:

»An Se. Majestät den König Friedrich Wilhelm III. Preußens über Königsberg.

Sire! Königlicher Herr!

Ein Kind ist mehr, als ich. — Ew. Majestät fleht um die Gestattung bey Ihrem Herrn Professor Herbart in Königsberg noch etwas in Männerehre zu gewinnen, dem Berlin im Jahre 1803 ein gastfreundliches Jahr gestattete. Das alte Schauspiel Schillers, die Räuber, in Iamben neu disponirt, bittet er um Allerhöchste Erlaubniss, Ew. Majestät unterthänigst dediziren und in Königsberg drucken zu dürfen. Sire! Der Männer Ehre ist ein männlicher Tod.

Ew. Königlichen Majestät allerunterthänigster Knecht
Boehlendorff
Russischkayserlicher Unterthan. Philosoph. Doctorand der Universität Jena.

Marggrafen in Curland den 2ten April 1825.«

»Sr. Wohlgebohren
des Herrn Professor der Philosophie, Dr. Herbart an der Universität von Königsberg wohnhaft am Markt Rossgarten.

Herrn Professor Herbart Wohlgebohren

Marggrafen in Curland 2ten April 1825.

Liebster Freund und . . . . ![27])

Das Studieren muß noch einmal angehen. Seit neun Jahren war ich nicht in Deiner heilbringenden Nähe. Sollte ich nicht, darum wollte ich Dich inständigst ersuchen, ein halb Jahr durch Freicollegien bey der Königsberger Albertine erlangen können, wenn Deine Empfehlung mein spätes Ansuchen unterstützen will? Dein unnachahmlich Schreiben habe ich noch nicht recht zu Herzen genommen und bitte bey Dir um dreißig Stunden — Ich kann mit Erlaubniss Russischer Regierung wohl bis Königsberg kommen, doch wird meine Cassa sehr eingeschränkt seyn. Ich habe zulezt acht Monate auf diesem Hofe conditionirt und nichts dabei verdient. Die Philosophie der Geduld soll im Eingang meines funfzigsten Jahres ihr Doktordiplom erhalten, wenn

ich bey Dir, d. h. in Deiner Sphäre ein Jahr Repitition gehalten habe. Ich verehre die Wissenschafften und ihre Geweihte, um einen theuern Preis. Nur schwer, sehr schwer wird es mir, mich dem heiligen Geschlecht der Frauenzimmer zu empfehlen. Daher verfolgen mich die Kinder der Vornehmen und Bauern, die der Liebeskunst kundiger sind. Der Prediger Carl Brandt, in der Nähe hier, der ein Jahr bey Pestalozzi in der Schweiz zugebracht, hat mein leztes achtmonatliches Asyl verstattet; sonst hätt' ich noch Straßenlektür, wie zwanzig Jahre durch fortsetzen müssen. Gieb, mit Deinem besten Wissen und Denken, dem Herrn Regierungspräsidenten von Auerswald einen günstigen Winck, und fördere mit Deinem Beistand, Du liebreicher Gefährte früher Jugendiahre! das hoffnungsvolle Beginnen

Deines Dich mit Inbrunst und Freundschafft begehrenden
Dieners Cas. U. Boehlendorff.

N. S. Empfiehl mich Deiner Frau. Ich will Ihr Schillers Räuber in Jamben vorlesen —«

»Sr. Hochwohlgebohren des Herrn Oberhauptmanns und Ritters von Korff[28])
Erbherrn der Aprickenschen und mehrerer Güter, zu Hasenpoth.

Marggrafen den 2ten April 1825.

Hochwohlgebohrner Herr!

Hochzuverehrender Herr Oberhauptmann und Ritter!

Es sind so lange und bittre Jahre seit jenem 1803ten verflossen, da ich des Vaterlandsboden wieder betrat, daß nach ausgestandenem Elend auch den Carl von Carlsberg[27]) gelüstete, einmal wieder den Baum der Freiheit zu schütteln, um mit einer gewonnenen Frucht sich in denselben Boden einzugraben, wo er entsprossen ist. — Ew. Hochwohlgebohren, als Schwager meines Freundes, des Herrn Hauptmanns von Holtey gehe ich, als soviele Zeit pilgernder Einsiedler — als dreimal (leben Sie dafür hoch!) Ihr academischer Gast im Vaterlande, — als vormahliger Bekannter Ihrer Lieblinge und Vettern, der Herren Söhne Ihrer Frau Schwester aus Paddern, um Empfehlung und Hülfe zu einem Jahresaufenthalte bey der Universität von Königsberg an, wo ich zwar Freunde und academische Stunden umsonst hoffe, aber das Pflaster des Lebens mir — der erst in diesem Hofe, seit acht Monaten Unterricht gebend, das Sitzen wieder erfahren hat, wie theuer es kostet, — kaum zu bestreiten seyn wird. Diesen Sommer dahin reisend, wollte ich noch ein Jahr

philosophiren und — der Stäte mit getrostem Blick entgegensehen lernen, wo wir alle einst seyn werden. Ich habe an Professor Herbart geschrieben. Er wird mir nicht entstehen. Ich kenne keinen so menschenfreundlichen Genius und füge kein Wort hinzu. Mit der größten Ehrerbietung unterzeichne ich mich

Hochwohlgebohrner Herr
Hochzuverehrender Herr Oberhauptmann und Ritter
Ew. Hochwohlgebohren gehorsamster Diener
Casimir U. Boehlendorff
philosoph. Doctorand der Universität Jena.
einstweilen Lehrer im Marggrafen.«

Auf Grund der 1825ger Akten des Hauptmannsgerichtes zu Talsen, dem Marggrafen unterstand, hat sich 1839 ein Sammler[29]) die folgenden Aufzeichnungen über Boehlendorffs Tod gemacht:

»Casimir Ulrich Boehlendorff, Candidat der Rechte, lebte seit dem 10. Juni 1824 auf dem Pr. Gute Marggrafen in Kurland bei dem damaligen Arrendator Redlich als Hauslehrer, wo er sich am 10. April 1825 Morgens um 6 Uhr durch einen Pistolenschuß das Leben nahm. Redlich war an diesem Morgen auf der Jagd gewesen und hatte, von dieser zurückgekehrt, auf dem Hofe gestanden, als er in B.s Zimmer einen Schuß fallen hörte, worauf er aber Anfangs nicht achtete, weil er gewohnt war, ihn oft aus dem Fenster mit einem von ihm geliehenen Pistol nach Sperlingen schießen zu hören. Als er aber das jämmerliche Hülferufen des Unglücklichen hörte, da eilte er und der ganze Hof herbei und man fand ihn im bloßen Hemde auf der Diele sich in seinem Blute wälzend. Er hatte sich mit einer starken Ladung von Schroot in die linke Brust geschossen, wodurch die aufsteigende Aorte zerrissen und sein baldiger Tod unvermeidlich war. Als Redlich, in dessen Hause er mehr aus Mitleid und Freundschaft aufgenommen war, erschrocken rief: Boehlendorff, was hast Du gethan? erwiederte der Unglückliche nur: ‚ich habe es nicht so gemeint, ich dachte es anders.' ‚Ach Gott! ach Jesus! ach meine liebe Schwester!' jammerte er beständig, und mit Qual und Verzweiflung ringend, war er durch den starken Blutverlust so geschwächt, daß er später nur wenig Vernehmbares sprechen konnte. Unter dem Wehklagen hatten die Anwesenden von ihm noch vernommen: ‚die rechte Hand hat diese Sünde getan' — ‚ich habe es nicht so gemeint' — ‚ich kenne was ich liebe, darf es aber nicht nennen' — — und hierauf verschied er noch denselben Tag Nachmittags um drei Uhr und ehe ein Arzt, um dessen Hülfe

er dringend angefleht hatte, angelangt war. — Nach dem Zeugnisse seines Dieners, war er den Abend vorher ruhig und heiter zu Bette gegangen und auch an dem verhängnißvollen Morgen hatte der Diener ihn kurz vorher ruhig schlafend gefunden. Redlich versichert, bis zum letzten Augenblicke nicht bemerkt zu haben, daß er lebensüberdrüssig gewesen oder Attentate gegen sein Leben im Sinne gehabt habe. — Seine Vermögensumstände waren gänzlich in Ruin gekommen und sogar mit Kleidern und andern Bedürfnissen wurde er von Redlich versehen. — Unter seinen nachgelassenen Papieren hatte Redlich folgende gefunden und sie dem Talsenschen Hauptmannsgericht überliefert: 1) eine Umarbeitung von Schillers »Räubern« in Jamben . . . 2) 53 Gedichte verschiedenen Inhalts . . . 3) drei von ihm selbst am 2ten April 1825 geschriebene und noch unversiegelte Briefe[30]) . . . , welche B. wahrscheinlich noch abzusenden willens war. — Sein Bruder war damals Professor an der Universität zu Dorpat und eine Schwester von ihm soll derzeit im Wittwenstifte zu Mitau gelebt haben. — Lebensüberdruß und eine Geisteszerrüttung, an der er seit mehr als 20 Jahren gelitten, wie dies der derzeitige Angernsche Pastor Carl Brandt, welchem er von seiner frühsten Kindheit[31]) an bekannt war, bezeugt, mochten ihn wohl verleitet haben, gewaltsame Hand an sein Leben zu legen.«

Einen Nachruf für Boehlendorff brachte am 21. Mai 1825 die Lettische Zeitung in Mitau.[32]) Sie hatte schon 1824 ein lettisches Gedicht Boehlendorffs veröffentlicht und ließ nun ein zweites[33]) folgen. Aus den Begleitworten (gleichfalls in lettischer Sprache) heben wir das Folgende heraus:

»Gott hatte ihm eine besonders gute Begabung mitgegeben. Aber er wurde geisteskrank, und da er überall fürchtete, daß die Menschen ihm seine Freiheit nehmen wollten, wanderte er mehr als zwanzig Jahre umher, viele Mal ganz Kurland und einige Mal auch Livland zu Fuß durchquerend. Der verehrte Leser. . . wird ihn, mit dem Bündel mit Büchern auf der Landstraße wandernd, gesehen haben. Zuletzt ist er anscheinend gesund geworden und übernahm das Amt eines Lehrers bei den Kindern des Marggrafenschen Arrendators, welche er beinahe 10 Monate treu unterrichtet hat. Mag er nun im Grabe den Frieden finden, welchen er hier auf Erden wohl überall suchte, aber nirgends fand.«

◇ ◇ ◇

# Anmerkungen.

## Gedruckte Quellen.

Über die nur handschriftlich erhaltenen Quellen ist im Vorwort das nötigste gesagt; Einzelheiten werden in den Anmerkungen nachgeholt. Von den gedruckten Quellen der Biographie nenne ich die folgenden im voraus, Einzelheiten auch hier für die speziellen Anmerkungen aufsparend:

Briefe von und an Herbart. In vier Bänden. Herausg. von Theodor Fritzsch. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann), 1912. (Band 16—19 von Herbarts Sämtlichen Werken, herausg. von †Karl Kehrbach und Otto Flügel.) Zitiert als »Briefe«.

Johann Smidts Aufsatz über Herbart. Abgedruckt im 1. Bande der Sämtlichen Werke Herbarts, herausg. von Karl Kehrbach. Ebenda 1882.

Johann Georg Rist, Lebenserinnerungen. Herausg. von G. Poel. Gotha 1880. 1. Band.

H. Ratjen, J. E. von Bergers Leben. Mit Andeutungen und Erinnerungen von J. R[ist]. Altona 1835.

Johann Smidt, ein Gedenkbuch. Bremen 1873. (Darin der Aufsatz von Elard Hugo Meyer: Johann Smidt als Student, Candidat der Theologie, Prediger und Professor der Philosophie, 1792—1800.)

R. Steck, Der Philosoph Herbart in Bern. Neues Berner Taschenbuch auf 1900, S. 1.

Aus dem Leben von Gries, als Handschrift gedruckt 1855. (Von Elise Campe, geb. Hoffmann.)

Carl C. T. Litzmann, Friedrich Hölderlins Leben. In Briefen von und an Hölderlin. Berlin 1890.

Henrik Steffens. Was ich erlebte, Breslau 1840/44 (besonders 4. Band).

Recke und Napiersky, Allgemeines Schriftsteller- und Gelehrten-Lexikon der Provinzen Livland, Esthland und Kurland. Mitau 1827/59.

## Vorwort.

1) Siegfried Schmid war seit 1802 in Erlangen Hofmeister bei einem jungen Grafen Piper; 1804 scheint er von Erlangen in die Irrenanstalt Haina bei Marburg gebracht zu sein (vergl. Meusels Lexikon, Band 11 und 15). Nach zwei Jahren war er aber wieder genesen, wie aus einem Brief Sinclairs an Clemens Brentano aus Marburg vom 20. September 1806 hervorgeht: »Siegfried Schmidt wird, wie mir seine Eltern, der Bürgermeister Schmidt zu Friedberg vorgestern bei der Durchreise sagten, nächstens das Kloster Hayn wieder verlassen, weil ihm die Vorsteher dort bezeugt haben, daß er auch nicht die Spur des Wahnsinns habe. Seine Eltern wünschten nun für ihn eine kleine noch so unansehnliche Versorgung finden zu können, auch nur eine schlichte Hof Meisterstelle, damit er nicht die Kränkung hätte, in Friedberg izt sein zu müssen. Ich schreibe meinen Freunden sich um ihn zu bemühen. Hätten Sie Gelegenheit seine nähere Bekanntschaft zu machen so würde gewißlich sein Umgang Sie sehr interessiren.« (Original in Berlin, Kgl. Bibliothek.) Über Siegfried Schmid orientiert im übrigen C. Th. Schwab, Westermanns Monatshefte 1871, Band 30, S. 660 ff.

2) Von E. Trösch, in Walzels Forschungen, Neue Folge, X.

3) Außer den später im Text erwähnten Gedichten von Gries und Boehlendorff wäre noch Franz Horns überjugendliches Drama »Der Fall der Schweiz« (1799 verfaßt, 1800 erschienen) zu nennen. Daß Boehlendorff Verfasser der in Woltmanns »Geschichte und Politik« erschienenen »Geschichte der Helvetischen Revolution« ist, war den Spezialisten der Helvetik bisher unbekannt (vergl. Joh. Strickler, »Die Helvetische Revolution«, S. 141). Trösch erwähnt aus Boehlendorffs Kreis S. 106 Eschens Hexameteridylle »Der Auswandernde«.

4) Vergl. Deutsche Literatur-Zeitung vom 10. Juni 1911.

## Erstes Kapitel.

1) Boehlendorff selbst nennt sich Ende 1824 und Anfang 1825 einen Fünfzigjährigen. Der Geburtstag war trotz Nachforschungen nicht herauszubekommen; da Boehlendorff einmal seinen Freund Steck »Mitgeborner« anredet, könnte man annehmen, dessen Geburtstag — der 16. Mai — sei auch der seine gewesen.

2) Wörtlich nach der Lettischen Zeitung in Mitau vom 21. Mai 1825 (Exemplar in der Universitätsbibliothek Göttingen). Der ältere Bruder unseres Boehlendorff erhielt 1822 durch seinen Rang als Staatsrat den erblichen russischen Adel, der durch Attest von 1847 und Diplom von 1862 bestätigt ist. Der Enkel dieses Staatsrats Boehlendorff, Herr A. von Boehlendorff in Riga, schreibt mir freundlichst: »Nach einer Familienüberlieferung sollen die Boehlendorffs sich schon vor meinem Großvater ‚von' genannt haben und adlig gewesen

sein, doch fehlt dafür jeder dokumentarische Beweis.« Aus der gleichen Quelle erfahre ich, daß der Vater der beiden Brüder Boehlendorff in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts aus Preußen (angeblich Stettin) nach Kurland eingewandert sein soll. Bei späten und nicht authentischen Berichterstattern habe ich auch unsern C. U. Boehlendorff gelegentlich »von« genannt gefunden (z. B. in R. M. Werners Schrift »L. Ph. Hahn«).

3) Nach zusammenstimmenden Nachrichten aus der Lettischen Zeitung und von den Herren A. v. Boehlendorff und Hofrat Diederichs.

4) Die erste Frau hieß Katharina Barbara, geb. Stammeyer, Tochter des Amtsmeisters der Schneiderinnung zu Mitau; sie starb im August 1764 (Diederichs). Von der zweiten Frau ist leider nichts bekannt.

5) Aus biographischen Angaben in Friedrich Nicolais Nachlaß.

6) Vergl. die Sonette in Grambergs und Boehlendorffs poetischem Taschenbuch auf 1803 S. 410 und S. 292. Ein Gedicht vom Jahre 1824/5 erlaubt den gleichen Schluß.

7) Vergl. Taschenbuch, der Liebe und Freundschaft gewidmet, für 1803, S. 147.

8) Brief an Steck vom Ende Januar 1803.

9) Johann Smidts Tagebuch vom 12. August 1797.

10) Brief an Herbart vom 10. September 1800.

11) Lettische Zeitung vom 21. Mai 1825.

12) Auf Grund der Mitteilungen des Herrn Hofrats Diederichs.

## Zweites Kapitel.

1) Mit den Vornamen Ulrich Karl. Freundliche Mitteilung aus der Jenaer Matrikel durch den Herrn Direktor der Universitätsbibliothek Dr. Brandis. Außer Familiennamen, Vornamen, Heimat, Immatrikulationsjahr und Datum ist für jene Jahre in der Matrikel nichts überliefert.

2) Noch in der Todesurkunde von 1825 hieß Boehlendorff »Candidat der Rechte«. Das Manuskript in Nicolais Nachlaß teilt mit: »Er wollte anfänglich dort [in Jena] die Rechte studiren, legte sich aber späterhin auf Philosophie, Geschichte und Dichtkunst.«

3) Andern Mitgliedern der gleich zu erwähnenden »Gesellschaft der freien Männer« waren beide freilich noch 1799 unbekannt. Indes stand jedenfalls Sinclair einmal nahe davor, in diese Gesellschaft aufgenommen zu werden, freilich zu einer Zeit, in der Boehlendorff noch nicht Mitglied war, im Winter 1794/5. Vergl. den rückblickenden Brief Breunings an Herbart am 29. Oktober 1795 (Briefe IV, 69). Breuning schreibt »Stclair« = Saint Clair, wie auch Bettina Brentano den Namen Sinclair einmal nach falscher Aussprache schreibt.

4) Nach Rists Angaben kam man alle zwei Wochen zusammen, nach Smidts Bericht jede Woche. Wahrscheinlich trifft Smidts Mitteilung zu, denn später erfahren wir einmal aus Briefen, daß das Mitglied

Steck eine Woche nach seiner Aufnahme wieder einer Sitzung beiwohnt. Smidts Schilderung, der wir mehrfach genau folgen, steht in seinem Aufsatz über Herbart.

5) Am 14. Februar 1795 sang man z. B. Goethes Bundeslied nach einer Melodie, welche der freie Mann Krüger aus Lüneburg erfunden hatte. Später dichteten auch Mitglieder Bundeslieder, z. B. Gries. In seinen »Gedichten und poetischen Uebersetzungen« (1829) ist S. 116 des 1. Bandes gedruckt »Des Bundes Trennungslied,« das am 12. April 1798 gesungen worden ist, wohl bei einem Ferienabschied; dies Lied ist mit einer Melodie von Naumann auch in Beckers »Taschenbuch zum geselligen Vergnügen« für 1800 erschienen. In Gries' handschriftlichem Nachlaß liegen übrigens auch zwei Heftchen mit Kommersliedern, von denen das eine von Gries, das andere vielleicht von Boehlendorff angelegt ist.

6) Briefe IV, 68.

7) Daß Berger August 1795 aus der Gesellschaft ausgetreten sei, wie Ratjen S. 20 berichtet, muß übertrieben sein. Die entstandene Spannung ist offenbar durch Smidt gehoben (Smidt-Gedenkbuch S. 56); wir sehen Berger weiterhin in lebhafter Verbindung mit allen freien Männern.

8) Ob dieser von Johann Smidt für den Professor Hartenstein 1842 angefertigte Protokollauszug die Mitglieder ganz vollzählig angibt (abgedruckt Briefe IV. 68), bleibt zweifelhaft, da Smidt anderswo Personen nennt, die hier fehlen, und die doch zum engsten Kreis gehören.

9) Für das Folgende sind zugleich Rists Lebenserinnerungen und Rists Anhang zu der Biographie Bergers von Ratjen benutzt.

10) In den »Gedichten und poetischen Uebersetzungen« (1829).

11) In Gries' handschriftlichem Nachlaß in der Stadtbibliothek zu Hamburg liegen sechs Oktav-Hefte »Versuche« mit gleichem hellrotem Umschlag, Gedichte aus der Zeit 1795—1807 enthaltend. Auf dem ersten Blatt steht immer »Versuche . . .« mit einer Jahreszahl, die das Jahr bezeichnet, in dem das Heft angelegt wurde. Dabei liegt ein Registerheft, nicht von Gries geschrieben, den Inhalt aller in Hamburg bewahrten Gedichthefte (auch der späteren) von Gries angebend. In den »Versuchen« stehen viel ungedruckte Gedichte, ferner ist die Entstehungszeit sämtlicher dort gesammelter Gedichte und der Ort, an dem sie etwa zuerst einzeln gedruckt wurden, angegeben. Diejenigen Stücke, die 1829 in den »Gedichten und poetischen Uebersetzungen« erschienen sind, sind in den Versuchen häufig in abweichender Urfassung enthalten, oft erklärt auch die Überschrift die sonst unbekannten persönlichen Beziehungen der Poeme.

12) In »Versuche 1795« stehn zwei Abschiedsgedichte »An Rist« vom März 1796; unter den folgenden Stücken sind mehrere übersentimentale an den in der Schweiz abwesenden Berger. Bald nach Rists und Bergers Fortgang schrieb Gries noch für andere Freunde ein allgemeineres Ab-

schiedslied, das offenbar am 29. April 1796 auf der Schwarzburg gesungen ist.

13) Unmittelbar vorher am Schluß eines Poems »In August Herders Stammbuch«, dann am Schluß eines späteren Gedichts an Boehlendorff.

14) Rist bringt in seinen Lebenserinnerungen (I, 72/73) die Jahre 1796 und 1797 durcheinander! Das Manuskript seiner Memoiren war sicherlich nicht endgültig fertig gestellt und durchgesehen.

15) Rist behauptet (I, 56) fälschlich das Gegenteil. Ebenso irrt Rist, wenn er sagt (I, 73), Boehlendorff sei bis Hamburg mit ihm gereist. Das kann nur für Fromm zutreffen. Vergl. Boehlendorffs Brief an Rist aus Göttingen vom 28. März 1797: ». . . hier wo wir uns zuletzt sahen und hörten« (Briefe I, 55).

16) Der Ausdruck bei Rist I, 58. So schreibt auch Gries an Berger am 17. Juni 1808 von der unverlöschlichen »Erinnerung an jene Heldenzeit unsrer Jugend« (Original in der Hamburger Stadtbibliothek).

17) Rists Lebenserinnerungen I, 57 f.

18) Rist im Anhang zu Bergers Leben von Ratjen S. 62 f.

19) Rist an Herbart aus Kiel 1. Juni 1796 (Hs. in Königsberg).

20) Im Anfang des zweiten, 1802 erschienenen Bandes. Daß Brentano mit dem Dichter Haber, an den er dort seine spottenden Auseinandersetzungen über die verliebte Freundschaft richtet, Gries gemeint hat, steht ja fest.

21) Rists Lebenserinnerungen I, 71.

22) In »Versuche 1796«; Titel des Gedichts »An Böhlendorff. Im Januar 1797«.

23) Brief Boehlendorffs an Smidt vom 2. März 1797.

24) Rists Lebenserinnerungen I, 59 und Briefe I, 26.

25) Rist I, 82.

26) Briefe I, 98.

27) Briefe I, 33.

28) Briefe I, 27.

29) Briefe I, 34.

30) Briefe I, 35.

31) Briefe I, 15.

32) Briefe I, 36.

33) »Versuche 1795.«

34) Das Gedicht »An Böhlendorff. Im Januar 1797« hat im ganzen 24 Strophen! Oben sind die Strophen 18 und 19, hier die Strophen 1—4 und 14—17 zitiert.

35) Briefe IV, 77.

36) Rist I, 57 und 60, Briefe I, 36.

37) Vergl. R. Steck, Neues Berner Taschenbuch auf 1900, S. 5.

38) Briefe I, 31.

39) Berner Taschenbuch auf 1900, S. 9.

40) Die Braunschweiger (unter ihnen auch zwei ältere Brüder von Franz Horn, der Jurist Fritz Horn und der Mediziner Kurt Horn) bildeten einen besonderen Kreis in Jena, zu dem Boehlendorff in Beziehung stand (Briefe I, 34). Einige aus diesem Kreise traten unter die freien Männer, so Fritz Horn, so Spiegel, den Rist (I, 56) »einen durchaus trefflichen Menschen, weit über das Gewöhnliche hinaus, dabei anspruchslos und heiter« nennt. Der Brief Boehlendorffs an Spiegel kam nach Spiegels Tod in Smidts Besitz (jetzt im Smidt-Archiv).

41) Als Gedicht nämlich.

42) Friedrich Ludwig Lindner, geboren 1772 zu Mitau; später Professor und Legationsrat, bekannter Publizist, Verfasser des einst vielgenannten »Manuskripts aus Süddeutschland«. Er starb in Stuttgart 1845.

43) Die beiden Heftchen sind genau gleichen Formats wie Gries' eigene »Versuche«. Das erste ist wahrscheinlich kurz vor der großen Trennung der Freunde im Frühjahr 1797 angelegt, früher kaum, da Eschen, der nicht vor Herbst 1796 nach Jena kam, schon als Verfasser von Nr. 14 auftritt. Trotzdem können die vorhergehenden 13 Gedichte von Boehlendorff natürlich teilweise wesentlich früherer Zeit entstammen; das ist sogar ziemlich sicher, da der gleich zu erwähnende Wettgesang zwischen Boehlendorff und Floret, der wahrscheinlich schon 1795, sicher im Juni 1796 vorhanden war, erst in Nr. 17 bis 19 erscheint. Gries sammelte Anfang 1797 eben nachträglich. Aus der Schweiz sandte Boehlendorff Nr. 28 an Gries, freie Rhythmen »Beim ersten Anblick des Montblank«. Bei Nr. 32 des ersten Heftchens ist Berger, aus der Schweiz zurückgekehrt, wieder in Jena (er traf dort Anfang Oktober 1797 wieder ein), denn er schrieb sein Gedicht »Beim Wiedersehn des Hüttchens« mit eigener Hand ein. Das zweite Heftchen ist nur teilweise gefüllt; Nr. 1—8 stammen von Berger und Eschen, die in Jena Winter 1797/98 Gries' nächster Verkehr waren. Dann tritt Boehlendorff im zweiten Heftchen auf; Nr. 10 »Vaterlandslied der neuen Helvetier« kann er noch aus der Schweiz gesandt haben, bei Nr. 12 »Auf dem Trippstein den 16. September 1799« ist er wieder zurückgekehrt. Dies Boehlendorffsche Gedicht ist das letzte des zweiten Heftchens. Im ganzen hat sich Gries so 45 Gedichte von Freunden gesammelt. Davon stammen 22 Nummern von Boehlendorff, unter denen ich 15 der ersten Jenaer, 6 der Schweizer Zeit zuweise, das 22. Gedicht ist ja genau datiert. Von Floret stammen 7, von Berger 9, von Eschen 7 Nummern. Ein Distichengedicht »In Rousseaus Zimmer auf der Petersinsel« ist von Smidt (je eins von Berger und Boehlendorff zum gleichen Thema folgen). Mit Smidt war Gries übrigens noch 1809 nicht persönlich bekannt, wie sein Brief an Berger vom 13. Oktober 1809 ergibt (Hamburger Stadtbibliothek); unter diesem Kern der freien Männer ein Ausnahmefall!

44) Anhang zum Leben Bergers, S. 63.

45) Briefe I, 26. Herbart komponierte das Gedicht (Br. I, 29).

46) Briefe IV, 79.

47) Im ersten Heft Nr. 17 und 18.

48) In »Versuche 1795«.

49) »Mein Lied«, Nr. 13 des ersten Heftes der Griesschen Abschriften.

50) Gries' Abschriften I, 19.

51) Im Göttinger Musenalmanach auf 1799 stehen zwei Gedichte »Friede 1795« und »Amors Flügel«, die »Wilhelm Floret« unterzeichnet sind, im Inhaltsverzeichnis steht der Name »Wilhelm Kaspar Floret«. »Friede 1795« ist das eben besprochene Gedicht; »Amors Flügel« (etwas leichtblütige Distichen) steht nicht in Gries' Abschriften. Dagegen steht wieder dort das in Grambergs und Boehlendorffs poetischem Taschenbuch S. 398 abgedruckte Gedicht »Pygmalion«.

52) Rists Lebenserinnerungen I, 57. — Boehlendorff spricht bereits 1801 von Floret wie von einem Verschollenen (vergl. das Distichengedicht »An Floret« im Taschenbuch der Liebe und Freundschaft auf 1802, S. 86ff.).

53) »Gedichte und Poetische Übersetzungen« (1829) II, 3. In »Versuche 1795« steht das Gedicht unter dem Titel »An Floret, wie ich ihn zum ersten Male in den Pandekten sah, den 3. Mai 1796«. Der Schluß spielt wieder auf Florets Gedicht »Friede« an.

54) Fritz Horn läßt Herbart z. B. am 4. November 1800 um die Komposition eines kleinen Gedichts bitten, das er in die Zeitschrift »Mnemosyne« einrücken lassen möchte. Vor allem s. Briefe I, 66!

55) Rists Lebenserinnerungen I, 60; Briefe I, 255.

56) Gries' Abschriften I, 12.

57) Gries' Abschriften I, 1.

58) In Gries' »Versuchen 1796« steht ein langes Poem »An Floret zum Abschiede. Im Oktober 1796«.

59) Briefe I, 44 und IV, 68 (mit geringem Widerspruch).

60) Gedruckte Bücher oder Abhandlungen des jüngeren Muhrbeck existieren scheinbar nicht, auch nicht in Greifswald. Ich habe vergebens alle erdenkbaren Wege beschritten. Eine Dissertation hat er zur Promotion nicht zu liefern brauchen, sondern er hat »disputiert«. Die Promotionsakten der Universität Greifswald habe ich einsehen dürfen; bei ihnen lag auch die Anmeldung des jungen und ein Brief alten Muhrbeck. Aus dem Schreiben des Vaters ergibt sich, daß der Sohn, um jeglichem Verdacht entgegen zu treten, darauf bestanden hat, einer von den andern Examinatoren, nicht sein Vater, solle die mündlichen Prüfungsmaterien bestimmen. — Mit dem Nachlaß Friedrich Muhrbecks sind — vor allem, wenn man an Hölderlin denkt — sicher Schätze verloren gegangen. Die alten Papiere der Familie waren zuletzt im Besitz des Geheimen Sanitätsrats Muhrbeck, der seinen jüngeren Bruder Friedrich um mehrere Jahrzehnte überlebt hat. In dessen Hause hat sie ein Brand um die Mitte des vorigen Jahrhunderts

vernichtet. Es existieren nur noch Familienbilder (im Besitz des Herrn Amtsrats Muhrbeck in Berlin) und eine Büste unseres Friedrich Muhrbeck (im Besitz des Herrn Rat Viergutz in Potsdam). Auch einen Nachlaß des mit Friedrich Muhrbeck verschwägerten Karl Schildener habe ich nicht finden können. — Die Familie Muhrbeck stammt aus Schweden. Hölderlin schreibt mehrfach »Morbeck« — das ist wohl die ursprüngliche schwedische Schreibung, deren Aussprache eben durch die Schreibung »Muhrbeck« für Deutsche angegeben wird. — Űber den Vater Friedrich Muhrbecks vergl. E. M. Arndt, Erinnerungen aus dem äußern Leben.

61) Vergl. R. Steck im Berner Taschenbuch auf 1800, S. 5.

62) Am 18. Februar antwortet ihm auf sein Angebot Steiger »durch rückgehende Post« mit »ja«, am 2. März weiß Boehlendorff, daß Herbarts Engagement sicher ist. Also dauerte die einmalige Briefbestellung etwa 14 Tage (bestätigt durch Briefe I, 120), und Herbart wird etwa am 5. Februar an Steiger geschrieben haben.

63) Trotz der Darstellung der Mutter Herbarts, Briefe I, 72.

64) Briefe I, 51.

65) Vergl. für den Schluß des Kapitels Briefe I, 54ff. und »Aus dem Leben von J. D. Gries« S. 10f.

66) Brief an Steck vom 30. September 1797.

67) Vergl. R. Steck im Berner Taschenbuch auf 1900, S. 12f.

68) Vergl. Taschenbuch, der Liebe und Freundschaft gewidmet, auf 1803, S. 149.

## Drittes Kapitel.

1) Für die historische Schilderung ist mehrfach Boehlendorffs eigene Darstellung (Geschichte der helvetischen Revolution) benutzt.

2) Smidts Tagebuch vom 23. Juli 1797.

3) Smidts Tagebuch vom 15. August.

4) »Geschichte und Politik«, eine Zeitschrift herausg. von K. L. Woltmann, 1802, 3. Band. S. 110f.

5) Häufiger wird das Städtchen Avenches genannt. Es liegt zwischen Bern und dem Neuenburger See, unweit Murten. Wahrscheinlich lag die Amtstätigkeit Sinners in der Landvogtei Avenches schon weiter zurück, und er war jetzt — wie Herbarts Hausherr Steiger von Interlaken — in Bern Mitglied des großen Rats. Jedenfalls wohnte die Familie zu Boehlendorffs Zeiten in und vor Bern.

6) Die Frau war eine geborene Tscharner; vergl. Briefe IV, 93. Sinner und seine Söhne werden Briefe IV, 120f. charakterisiert.

7) Briefe I, 51.

8) Bewahrt im Archiv der Smidt-Stiftung zu Bremen. Das Tagebuch bietet uns auch weiterhin anschaulichen Stoff.

9) Diese Angaben beruhn auf Smidts Tagebuch und einem Brief Smidts an Horn, Thulesius, Noltenius vom 24. Juni 1797.

10) Südlich von Bern.

11) »Geschichte und Politik«, 1802, 3. Band, S. 125.

12) Escholzmatt.

13) »Meyer« ist unleserlich. Vielleicht ist gemeint: Joh. Heinr. Meyer, Malerische Reise in die italienische Schweiz, Zürich 1793.

14) Axur, ré d'Ormus, einst sehr bekannte Oper von Antonio Salieri, Text von Abbate Casti; zuerst aufgeführt in Wien 8. Januar 1788. Frau Eckart hatte noch im Anfang des 19. Jahrhunderts großen Ruf.

15) »Milesisches Märchen« und »Der Genfersee«, zwei längere Gedichte von Matthisson, ein erzählendes und ein beschreibendes. — Die Freunde haben also Matthissons Gedichte mit auf die Reise genommen.

16) Einzelnes aus dem Gespräch der Freunde steht im Smidt-Gedenkbuch S. 72.

17) »Geschichte und Politik«, 1802, 3. Band, S. 124.

18) Freundliche Mitteilung des Herrn Professors R. Steck in Bern.

19) Briefe I, 178.

20) Quelle ist außer dem Brief Boehlendorffs an Herbart nur noch der Brief Eschens an Herbart vom 19. Februar 1798 (Briefe IV, 105). Leider habe ich die sehr zahlreichen Briefe Boehlendorffs an Gries (vergl. Briefe I, 126) nicht auffinden können. Sie scheinen vernichtet zu sein. In der Campeschen Autographensammlung (Hamburger Stadtbibliothek), in die ja große Teile der Griesschen Korrespondenz übergingen, liegen sie jedenfalls nicht.

21) Boehlendorff ließ ihn durch L. Otth überbringen.

22) Möglicherweise hat Boehlendorff bei diesem Mann Vorlesungen gehört. In einem halbirren Poem von 1824/5 sagt er:

»Einst zu B—rn
Sucht ich auch der Weisheit Kern
In Natur und Vorlesungen.«

An der Akademie zu Bern kann er ja nun mancherlei Vorlesungen gehört haben. Gerade bei J. S. Wyttenbach, der sich selbst »Pfarrer z. H. Geist und Lehrer am Medizin-Institut« unterschreibt, hörten aber auch später Bekannte Boehlendorffs wie Eschen und Ziemssen (vergl. Halems »Irene« 1801, 1. Band, S. 172f.). Noch 1808 wußte Wyttenbach über Boehlendorff ziemlich genau Bescheid, wie wir hören werden.

23) Vergl. »Geschichte und Politik«, 1802, 3. Band, S. 278.

24) Es sind die in der 43. Anmerkung des zweiten Kapitels erwähnten; die beiden schrieben ihre Verse offenbar an die Tür, und Smidt setzte dann später seine hinzu (Smidt-Gedenkbuch, S. 70).

25) Veröffentlicht in Halems »Irene« 1802.

26) Nach dem Briefbruchstück Boehlendorffs vom Juli 1798.

27) Mit Weglassung aller Namen gedruckt in den »Gedichten« (1829) I, 93, als »Nachruf«. In Gries' handschriftlichen »Versuchen 1798«, nach denen wir zitieren, heißt das Gedicht »An Eschen. Im Junius 98«. V. 13 steht »Fischer, und ihn« des Metrums wegen für »und ihn, Fischer«.

28) Briefe IV, 104.

29) In einem undatierten Briefchen an Steck von 1798.

30) Briefe IV, 120 f.

31) Briefe IV, 138.

32) Briefe I, 121 und 138.

33) Briefe I, 82.

34) Undatierter Brief an Smidt (Bremen).

35) »Nach dem 18. Fruktidor der Schweizer im August 98« (»Versuche 1798«). Mit Veränderungen gedruckt in den »Gedichten und poetischen Übersetzungen« I, 77 als »An die Helvetier«.

36) »Ode auf die Eroberung von Mantua im September 97« (gedruckt zuerst in Posselts »Weltkunde« vom 17. Junius 1798 und in Posselts »Taschenbuch für die neuere Geschichte« auf 1799) und »Malta im Julius 98« (zuerst in der »Allgemeinen Zeitung« September 1798 und in Posselts Taschenbuch für 1799). Beide stark verändert in den »G. u. p. U.« I, 69 und 73; handschriftlich in der Urfassung (nebst der S. 54 zitierten Ode »An Otth«) »Versuche« 1797 und 1798.

37) Zeitungsnachrichten hierüber stehen in Posselts »Weltkunde« vom 24. Juni 1798. Boehlendorff spricht darüber in »Geschichte und Politik« 1802, 3. Band, S. 296.

38) Muhrbeck an Herbart aus Homburg 1799: »Erfülle sobald du kannst unsern Vertrag in Enkistein.«

39) Briefe I, 98.

40) Muhrbeck an Herbart aus Homburg 1799: »Mein Bruder schrieb, ich habe ein Vermögen von 10000 Rth., jetzt empfinge ich vermuthlich schrieb mein Vater 400 Rth. Gehalt.«

41) Brief an Herbart vom 30. Juli 1799.

42) Das kulturhistorische Werk von Barthélemy gab es auch in deutscher Übersetzung: »Reise des jüngern Anacharsis durch Griechenland viertelhalbhundert Jahre vor der gewöhnlichen Zeitrechnung«, übersetzt von Biester, Berlin 1790/3 (7 Teile). Von Jagemann besaß Boehlendorff wahrscheinlich das »Magazin der Italienischen Literatur und Künste« (8 Teile 1780/5), oder aber die »Geschichte der freien Künste und Wissenschaften« (5 Bände, 1777/81).

43) Fischer an Steck und Zehender 26. März 1799 (Mitteilung von Professor R. Steck). Vergl. auch Briefe IV, 143.

44) Briefe I, 91.

45) Auch in Fischers Haus war Boehlendorffs Exemplar von »Hermann und Dorethea« gewandert (Fischer an Steck 25. September 1798).

46) Briefe I, 99 f.

47) Beilage zum 27. Stück der Vossischen Zeitung von 1803 (3. März).

48) Die Zeitung »Helvetische Annalen« gab 1798 der Berner Karl Ludwig Haller heraus. In Cottas Verlag erschien die »Neueste Weltkunde«, ein täglich herauskommendes politisches Nachrichtenblatt,

herausg. v. Dr. E. L. Posselt (vom 9. September 1798 ab »Allgemeine Zeitung«); nach J. Strickler war die »Weltkunde« gerade für 1798 fleißig und gut bedient.

49) Joh. Strickler, »Die Helvetische Revolution (1898), S. 141: sicher sei, daß die Arbeit von einem in Bern lebenden und dort vertrauten Fremden herrühre.

50) S. 159 und 185!

## Viertes Kapitel.

1) Mitausche Zeitung, 1803, Nr. 8.

2) Briefe I, 79.

3) Briefe I, 102.

4) An Steck 14. Mai 1799: »Zehender hat doch zwey Briefe von mir, aus Rastatt und aus Homburg erhalten?«

5) Briefe IV, 108.

6) Am 26. Oktober 1802 sendet Sinclair einen Brief an Smidt in Bremen und beruft sich auf die beiderseitige Freundschaft zu Horn.

7) Carl C. T. Litzmann, »Fr. Hölderlins Leben« (1890), S. 480.

8) Ähnlich heißt es in Hölderlins Hyperion (herausg. v. W. Böhm, Jena und Leipzig 1905, S. 172): »Aber nur dir, mein Bellarmin, nur einer reinen freien Seele, wie die deine ist, erzähl' ichs.«

9) Herbart schreibt zwar auch: »Ich danke dir — schon schätzte [schätze?] ich sie« — das »Schätzen« kann sich aber nur auf Boehlendorffs bisherige Schilderung gründen, kaum auf die Kenntnis der bisher erschienenen Hyperion-Teile.

10) Briefe IV, 116. — Ich will hier anfügen, daß ich mich auch nach Sinclairs Nachlaß aufs neue umgetan habe. Ziemlich starke Manuskripte Sinclairs hat sich Varnhagen zu verschaffen gewußt. Aber alle Briefe an Sinclair werden dauernd verloren sein. Varnhagen unterhielt sich mehrfach mit der Prinzessin Marianne, Gattin des preußischen Prinzen Wilhelm, über Hölderlin und Sinclair. Sie war eine geborene homburgische Prinzessin und wußte viel Einzelheiten über die beiden Dichter zu erzählen; Sinclair hatte in Berlin ihren Ehevertrag abgeschlossen und war ihr auch sonst bekannt. Ein Zettelchen Varnhagens spricht von solchen mündlichen Mitteilungen der Prinzessin Wilhelm, ein anderer Zettel enthält Notizen Sinclairs (»nach dem Tod von Herrn von Sinclair auf seinem Schreibtisch gefunden«), die sie 1844 aus ihrem Besitz für Varnhagen abgeschrieben hat. Und in einem Brief Varnhagens an den Homburger Stadtbibliothekar Hamel vom 16. Februar 1849 heißt es: »Der litterarische Nachlaß Sinclairs scheint unwiederbringlich verloren . . . Was von ihm noch in dem Nachlaß der Prinzessin Wilhelm hier vorhanden sein mag, ist fest verschlossen. Indeß dürfte die Ausbeute dieser Papiere in Bezug auf Sinclair eben nicht groß sein.« Das Archiv des Kgl. Hauses in Charlottenburg wies mich weiter

an das Großherzogliche Haus- und Staats-Archiv zu Darmstadt. In dem dort befindlichen Teil des Nachlasses der Prinzessin Marianne-Wilhelm befinden sich einige wenige Briefe von Sinclair selbst, weiter nichts. Diese Briefe befassen sich meist mit politischen Angelegenheiten. Literarisch interessant, so erfuhr ich, sei nur die folgende Stelle eines Briefes, der aus Cassel (Castell bei Mainz) vom 26. September 1806 datiert ist: »Ew. Hoheit sind so gnädig gewesen sich Hölderlins zu erinnern. Die Änderungen in Homburg haben seinen längeren Aufenthalt dort unmöglich gemacht. Er ist noch vor meinem Abgang dort abgereist nach Tübingen, wo ihn ein geschickter Arzt in die Kur nehmen wird. Übrigens hat es mich sehr gefreut, daß seine litterarische Celebritet so zunimmt, daß im Fall der Wiederherstellung es sehr zu seinem Fortkommen beitragen wird, und es gewiß auch bei der Nachwelt einen Ruhm für des Herrn Landgrafen HFD sein wird, sich sein im Unglück angenommen zu haben. Ich habe kürzlich die Bekanntschaft von Friedrich Schlegel, Ludwig Tieck und Clemens Brentano gemacht. Alle diese Männer, die Ew. Hoheit gewiß dem Ruf nach als ausgezeichnete Köpfe bekannt sein werden, sind die größten Bewunderer Hölderlins und weisen ihm eine der ersten Stellen unter den Dichtern Teutschlands zu. Vielleicht wird dies I. D. die Prinzeß Auguste freuen zu erfahren, die immer viel Gnade für Hölderlin hatte und die ich in langer Zeit nicht mehr das Glück hatte zu sprechen.« Sinclairs eigner Korrespondenz-Nachlaß, dessen Bedeutung Varnhagen mit Recht hoch einschätzte, bleibt anscheinend verloren. Recht ausführlich wird über Sinclair und seinen Nachlaß gehandelt in dem Buch von Karl Schwarz, »Landgraf Friedrich V. von Hessen-Homburg«. Im 43. und 44. Sonntagsblatt des Taunusboten von 1875 ist ein Vortrag über Sinclair vom Homburger Stadtpfarrer Encke abgedruckt. Außer auf die Allgemeine Deutsche Biographie ist für Sinclair noch auf einen biographischen Versuch zu verweisen, den der Homburger Stadtbibliothekar Hamel 1858 der Universität Jena im Manuskript schenkte. Die recht unbedeutende Arbeit ist in der Jenaer Bibliothek unter der Signatur: (prov.) 98 fol. zu finden.

11) Vergl. Litzmann S. 488.

12) Der erste ist in der Anrede allgemeiner »An meine Freunde« gerichtet, befindet sich aber auch in Stecks Nachlaß.

13) Boehlendorff wohnte in Homburg »bey dem Mezger Fischer«.

14) Briefe I, 64 (Zeile 7/8).

15) Worte aus Hölderlins Brief an Boehlendorff vom 2. Dezember 1802.

16) Litzmann S. 515.

17) Briefe I, 122 und IV, 116.

18) Briefe I, 112.

19) Mitausche Zeitung 1803, Nr. 8.

20) Ich habe mich vergebens bemüht, das Original des bei Litzmann S. 525 f. als Bruchstück abgedruckten Briefes aufzufinden. Das Schreiben steht dort als »Brief eines Ungenannten«. Von allen bekannten Freunden Hölderlins kann nur Muhrbeck der Verfasser sein.

21) »Im Winter 1799/1800 führte Schelling in seinen Vorlesungen den transcendentalen Idealismus bis zur Kunstphilosophie fort und behandelte die organische Physik nach den Prinzipien der Naturphilosophie.« (Schellings Werke, Auswahl in drei Bänden, Leipzig 1907, 1. Band, S. LIII.)

22) Dies war ein Irrtum; erst der Jahrgang 1800 wurde der letzte.

23) Vergl. Boehlendorffs nächsten Brief an Schiller.

24) Es waren anwesend beide Schlegel und Tieck, von der jüngeren Generation Brentano.

25) Steffens war damals nur zu Besuch in Jena, von Freiburg in Sachsen aus.

26) Nach den Mitteilungen der Jenaer Universitätsbibliothek las Schlegel im Sommer 1799 über Ästhetik und über Methode des Altertumsstudiums, im Winter 1799/1800 über griechische und römische Literaturgeschichte.

27) In jenem bei Litzmann S. 525f. gedruckten Brief.

28) Smidt an Professor Hartenstein 25. April 1842: ». . . bin ich in den Besitz eines Protokolls jener Gesellschaft gekommen, das mit dem 18. Januar 1794 anhebt und mit dem 6. März 1799 schließt.«

29) Boehlendorff wohnte jetzt im Gasthof zum Bären, Zimmer Nr. 11 (an Schiller, 15. Juli 1799).

30) In »Versuche 1799« mit dem Datum »den 16. September 99«. In den »Gedichten und poetischen Übersetzungen« I, 106 unter dem Titel »Rückkehr«. Das Gedicht erschien in Schillers Musenalmanach auf 1800.

31) Aus dem 2. Heft der Griesschen Abschriften »Gedichte von Freunden« (vergl. die 43. Anmerkung des zweiten Kapitels).

32) In »Versuche 1799« steht neben dem Titel: »Angefangen in Schwarzburg, den 18. September 1799, geendigt im November 99.«

33) »Aus dem Leben von Gries«, S. 37. Daß die Freunde in Weimar Iffland auftreten sahen, wie in Gries' Leben bemerkt ist, scheint unmöglich, da von einem 1799er Gastspiel Ifflands in Weimar nichts bekannt ist.

34) Briefe I, 122.

35) »Aus dem Leben von Gries«, S. 37.

36) Briefe IV, 116.

37) In der Mitauschen Zeitung, 1803, Nr. 8 stellt Boehlendorff selbst die Sache so dar: »Er schrieb hier [in Jena] die dramatische Idylle ‚Fernando oder die Kunstweihe', welche in Bremen, in Wilmans Verlage, erschienen ist. — Durch diese Schrift erhielt er die Gelegenheit, den Sommer des Jahres 1800 in Dresden zuzubringen, und in dasigen

Museen und Gallerien, mit Benutzung der Bibliothek, jene Studien fortzusetzen.« Hieraus und aus einer Stelle in Gries' Leben S. 40 (die besagt, Savigny habe seine Mittel auf die Ausbildung minder begüterter Freunde verwandt) hat offenbar Neubrunn kombiniert, Savigny habe für den Verfasser des »Fernando« Interesse gefaßt und ihm den Dresdener Aufenthalt ermöglicht. Das ist, wie meine Darstellung zeigen wird, ausgeschlossen.

38) Jede einzelne Möglichkeit habe ich natürlich durchgeprüft.

39) Briefe I, 152.

40) Briefe I, 149.

41) Brief Boehlendorffs an Herbart vom 20. April 1800.

42) Original im Besitz von Herrn Prof. R. Steck.

43) Vossische Zeitung vom 3. März 1803.

44) Ganz anders hat Smidt im Alter geurteilt; vergl. Anmerkung 8 des fünften Kapitels.

45) Am 7. Januar 1800 bereits schrieb Boehlendorff an Smidt: »Herbart warte [= erwarte] ich täglich.« Daß Herbart nach Bremen gehen würde, sah er durchaus nicht voraus. Noch am 20. April schreibt er an Herbart: »Nun, vor allem schreibe mir nächstens, wo du und die Mutter den Sommer über bleiben . . .«

46) Mengs' Apollo. Das Original des Gemäldes »Apollo unter den Musen« ist aber in Petersburg!

47) »Aus dem Leben von Gries« S. 21 f.

48) »Aus dem Leben von Gries« S. 26/29. Gries war vom 12. Mai bis 1. Oktober 1798 in Dresden. Seine handschriftlichen »Versuche« enthalten die genaue Datierung der Sonette.

49) Er veröffentlichte solche in der Zeitschrift »Mnemosyne«, in Beckers »Taschenbuch zum geselligen Vergnügen« und dessen »Erholungen«, in Halems »Irene« und seinem eigenen Taschenbuch für 1803.

50) Carl Schildener schrieb die beiden kleinen Aufsätze »Umriß meines Lebens, für das Conversations-Lexikon entworfen« (Leipzig 1840) und »Einiges aus meinem Leben, zum Verständnis und Abschied. Handschriftlich für Freunde« (Greifswald 1838). Die seltenen Schriften sind in der Berliner Kgl. Bibliothek unter der Signatur At 6964ª n. 4 zu finden. Auch Schildener hatte 1798 in die Schweiz reisen wollen, sah dann aber davon ab wegen der Schwierigkeiten, »welche die in der Mitte Deutschlands aufgestellten französischen und österreichischen Heere Reisenden machten«. In der Allgemeinen Deutschen Biographie steht eine falsche Angabe.

51) Geboren 1777.

52) Genaueres ist über Brentanos persönliches Bekanntwerden mit Boehlendorff nicht zu ermitteln. Wir wissen nur vom späteren Briefverkehr.

53) Geboren 1779.

54) Er wohnte Altstadt Dresden, Wilsdruffer Gasse Nr. 207, 2 Treppen.

55) Über Kanne vergl. Wurzbachs Biographisches Lexikon des Kaisertums Österreich.

56) »Der stille Geist.« Gedicht von Boehlendorff, in Musik gesetzt von Fr. Aug. Kanne. Bur. de. Mus. in Leipzig.

57) In Schellings »Zeitschrift für spekulative Physik«. — »Elend« nennt Boehlendorff die Kritiken von Vermehren über Maria Stuart und Lucinde.

58) »Aus dem Leben von Gries« S. 27.

59) Brief an Herbart vom 20. April 1800.

60) Wie Gries im selben Jahr mit dem übersetzten Tasso, Eschen mit dem übersetzten Horaz. Das mochte spornen, zumal die Freunde schon durch kleinere Veröffentlichungen voraus waren.

61) Exemplar in der Universitätsbibliothek zu Kiel. — Am 6. Februar 1800 schrieb Berger aus Gr. Flottbeck an Gries über die geplante Zeitschrift: »Rist, Hülsen und Schetelig, den du durch R. kennen wirst, und du und ich, und ich denke auch die andern Freunde sind zu diesem erfreulichen Unternehmen verbunden. . . . Wenn wir wollen, muß diese Unternehmung zu vieler Freude für uns alle gelingen, und zum Redakteur bist du unter uns allen gewiß der Geschickteste.« (Original in der Stadtbibliothek zu Hamburg.) Gries und Hülsen sind in den zwei erschienenen Heften anscheinend nicht vertreten.

62) Im ersten Heft der »Mnemosyne« ist unter den »Vermischten Gedichten« gleich das erste (S. 106) nachweisbar von Berger — es findet sich auch in jenen Abschriften von Gries. Sicher stammen außerdem von Berger die »B.« unterzeichneten Beiträge des ersten Heftes, »Briefe über die Natur« (Fortsetzung im 2. Heft) und »Der Hain der Erinnerung«. Rist gab den Einleitungshymnus und »Die Geschichte von dem blinden Spielmann«.

63) Über Fischer siehe R. Steck, J. R. Fischer von Bern und seine Beziehungen zu Pestalozzi, Bern 1907. Über Eschens Tod vergl. Briefe I, 167f. und Halems »Irene« 1801, 1. Band, S. 156ff. Nachgelassene Idyllen Eschens dachte Ziemssen herauszugeben und war Ende 1801 bereits mit dem Verleger der Horazübersetzung (Orell, Füssli und Co. in Zürich) einig; vergl. Briefe I, 240. Es sei hier bemerkt, daß ein literarischer Nachlaß Ziemssens, wie die Enkel versichern, heute nicht mehr vorhanden sein soll; ein Brand hat offenbar die alten Papiere vernichtet (vergl. Otto Ziemssen, Familien- und Lebenserinnerungen, Gotha 1913, S. 14). — Auf Eschens Tod nimmt vielleicht Boehlendorffs Gedicht »Die Reise nach den Alpen« Bezug (Taschenbuch, der Liebe und Freundschaft gewidmet, auf 1802. S. 80ff.).

64) Briefe I, 103.

65) An Goethes »Iphigenie« erinnernde Worte.

66) Briefe I, 178.

67) An Steck 25. Dezember 1801.

68) Zur Beurteilung mancher Schwankungen in den Mitteilungen des Briefes ist die Stelle aus dem letzten Viertel wichtig: »Du wirst an meinen Blättern erkennen, daß ich zu verschiedenen Stunden, und in wechselnden Stimmungen daran geschrieben habe, indessen soll dir, hoffe ich, doch aus allen so ziemlich die allgemeine Stimmung, in der ich lebte und lebe, fühlbar werden.« Wann der Brief beendet ist, steht also nicht genau fest, trotz des Anfangsdatums.

69) Briefe I, 103.

70) Vergl. Bergers humoristische Äußerungen, Briefe I, 74.

71) Auf ihn als den vermutlichen Helden des Boehlendorffschen Versuchs »Die Spartaner in Ägypten« wies zuerst Neubrunn S. 13f. seiner Abhandlung.

72) Herbart besaß offenbar (außer Barthélemys kulturhistorischem Sammelwerk) Gillies »History of ancient Greece« und Mably »Observations sur les Grecs«; im Juni 1799 schreibt er jedenfalls an Boehlendorff über diese Bücher.

73) Gemalt 1520/3. Als Vision des unten angebrachten Evangelisten Johannes gedacht. Boehlendorff spricht freilich von dem »Dom« Parmas; dessen Kuppel enthält aber Correggios »Verklärung Marias«, auf die Fernandos ausführliche Beschreibung durchaus nicht paßt. Fernando redet zwar auch von Maria als einer unten angebrachten Nebengestalt des Bildes; das muß aber auf einem zweiten Irrtum Boehlendorffs beruhen.

74) Daß Boehlendorff diese gut kannte, steht in seiner Besprechung des »Poetischen Journals« von Tieck (Erlanger Literatur-Zeitung vom 26. April 1802).

75) Neubrunn S. 17. So gut Neubrunn die literarische Ableitung des Fernando durchführt, den Schluß des Werkes selbst hat er doch völlig mißverstanden. Er meint nämlich, Fernando verschmähe den Übertritt, bleibe seinem Glauben treu und verliere Cäcilie so. Wahrscheinlich hat Neubrunn sich dadurch irreführen lassen, daß Boehlendorff in späterer Zeit die »Kunstweihe« zu »Fidelis oder Glaubensweihe« umgearbeitet hat; wir werden noch davon hören. Für die Beurteilung des ursprünglichen Werkes kommt diese nur dem Titel nach bekannte Umarbeitung nicht in Betracht.

76) S. 87 des »Fernando«.

77) In dem Brief an Herbart vom 10. September 1800 spricht Boehlendorff davon, das Heft werde bald erscheinen.

78) Auch an Friedrich Heinrich Jacobi sandte Boehlendorff (wahrscheinlich durch einen Freund, etwa durch Köppen oder Gries) ein Exemplar mit der handschriftlichen Widmung:

»Fr. Heinrich Jacobi
Dem Heiligen der Zeit, dem Sohn der Liebe
Dies Denkmal frommer Ehrfurcht, heil'ger Treu!«

Die Kgl. Bibliothek zu Berlin besitzt das Exemplar (vorn Jacobis Exlibris); nach Neubrunns Bericht war es unaufgeschnitten, als er es in die Hand bekam.

79) Brief an Goethe. Siehe das fünfte Kapitel.

80) Vossische Zeitung 1803, Beilage zum 3. März.

81) Auch Dante läßt ihn auftreten, im 16. Gesange des Fegefeuers.

82) Paolo Tronci, »Memorie istoriche della citta di Pisa«, Livorno 1682, S. 247.

83) »Horen« 1795, achtes Stück, S. 47.

84) Schlecht und mühsam ist es motiviert, daß Francesco und der bald erscheinende Hauptmann erst am Morgen und nicht schon am vorhergehenden Abend Ugolino aufgesucht haben, wozu sie, da sie die Stadt noch Tags verlassen haben, Gelegenheit gehabt hätten. Boehlendorff wünscht aber im Interesse der Einheit, daß ihre Mitteilungen den darauf folgenden der Pisanischen Bürgermeister: die Stadt sei seit der Nacht in Aufruhr, direkt vorangehen. Miterleben durften Francesco und der Hauptmann diesen vom Bischof geschürten Aufruhr innerhalb der Stadt auch nicht — daher die künstliche Verknüpfung.

85) Hier findet sich ein besonders auffallender Anklang an den »Wallenstein«. Ruggieri stellt Ugolino und seinen Sohn dem päpstlichen Legaten mit der Schmeichelei vor, auf beide abwechselnd deutend:

»Die Weisheit und die Schönheit — Muth und Stärke!«

In derselben galanten Art präsentiert Oktavio dem kaiserlichen Gesandten die Generäle Buttler und Isolani:

»Es ist die Stärke, Freund, und Schnelligkeit.«

86) Das eingelegte Gedicht ist — wie im »Fernando» S. 73 — äußerst schwach.

87) Unter dem Personenverzeichnis sagt eine Notiz: ».... der fünfte Akt wird von dem vierten durch eine unbestimmte Zahl von Tagen getrennt angenommen.«

88) In den Reden der Kinder sind noch Spuren Dantes.

89) Eigentlich könnte er freilich noch nicht wissen, daß alle im Turm bereits tot sind.

90) Wenigstens sagt Schubarts Vorbericht nur: »Der Verfasser ... war davon begeistert und ermuntert, die Geschichte bis dahin zu führen, wo sie bey Gerstenberg anfängt.«

91) Der literaturkundige Schack hatte ja sicher einmal die Goethesche Rezension des Boehlendorffschen »Ugolino« gelesen und verschaffte sich eben das Buch selbst. Von wörtlichen Berührungen nenne ich die folgenden:

| Boehlendorff. | Schack. |
|---|---|
| Ruggieri (S. 16): den Mann, Der früh in mir das Blut zur Galle kochte | Ruggieri (S. 16): »bis der Bericht Dir ganz das Blut zur Galle kocht.« |

Ugolino (S. 82 f.):
»Ich bin nicht Guelf, noch Ghibellin! . .
Was ist denn Ghibellin und Guelf? was will
Das Wort bedeuten? längst schon starb der Sinn« . . .

Francesco, am Schluß des dritten Aufzuges, sich von dem Vater losreißend (S. 117):
Was ist die Welt,
Wenn uns der Führerstern des Lebens fällt?«

Ugolino (S. 56):
»Was Ghibellin, was Welfe! hohle Worte,
Nicht werth des Athems, um sie auszusprechen!
Weg warf ich all die Hülsen . . .«

Guelfo zu seinem Vater Ugolino, den er auf immer verlassen will, am Schluß des zweiten Aktes (S. 67):
»der bisher
Du meines Lebens hoher Leitstern warst . .«

Außerdem finden sich bei Boehlendorff wie bei Schack diese Einzelheiten: Ugolino hat eine traurige Jugend gehabt; seine geliebte Gattin heißt Cornelia (in den Chroniken finde ich den Namen nicht); sein ältester Sohn hat vor Beginn des Stückes einen Sieg gegen Lucca erfochten, der Vater schmückt ihn dafür mit einem Siegeskranz und nennt den Tag den schönsten seines Lebens; er sieht in diesem Sohn den Vollender seines Werkes; er erblickt in der Zwietracht den Hauptfeind Pisas — um diese Gefahr zu beseitigen, will er Fürst sein; aber nicht nur in Pisa will er als solcher einigend und aufbauend wirken, sondern er will ganz Italien von der inneren Zerrüttung und der Gefährdung durch die Fremdlinge erlösen und zu einem Reich zusammenfassen; diesen Standpunkt vertritt er in längeren Reden mit größter Bestimmtheit und ist durch keine Vorstellungen: er müsse auf die Freiheit der Einzelnen mehr Rücksicht nehmen, davon abzubringen; er entzweit sich durch die rücksichtslose Verfolgung dieses Zieles mit seinem liebsten Sohne. Ruggieris dämonisch-verschlagener Charakter stand den übrigen Vorlagen nach zu fest, als daß hier noch eine starke Beeinflussung Schacks durch Boehlendorff anzunehmen wäre; immerhin zeigen auch die Monologe einige Verwandtschaft, in denen sich Ruggieri bei beiden Autoren der unvergleichlichen Rache rühmt, die er für alte und neue Kränkungen nehmen wolle. Auch darin liegt eine auffällige Berührung, daß der Seher Marco Lombardo bei Schack wie bei Boehlendorff nach dem Sturz Ugolinos den Standpunkt wechselt, daß er den Eingekerkerten zu helfen sucht und, nachdem Rettungsversuche nichts mehr gefruchtet haben, nachdem aber auch Ruggieri Todes verblichen ist, das Schlußwort des Dramas spricht.

92) In Bremen, Kiel, Marggrafen gab er italienischen Unterricht, auf der Reise nach Mailand sprach er unter den Freunden am besten italienisch, im »Taschenbuch der Liebe und Freundschaft« auf 1803 steht seine Übersetzung des »Prolog des Amynta« nach Torquato Tasso; auch in den Manuskripten von 1824/5 steht noch aus dem Italienischen Übersetztes.

93) Außer dem Pisaner Tronci, der stofflich der Reichhaltigste ist, benutzte Schlegel hauptsächlich Giovanni Villanis »Storia« und Uberti Folietae Genuensium historia, als florentinische und genuesische Quelle.

94) Eine Rezension für die Literaturzeitung, von Landvoigt, lag schon im Manuskript vor.

95) Dies Trauerspiel war Boehlendorff sympathisch. Am 6. Dezember 1802 schreibt er an Savigny: »Auch der Regulus ist nicht zu verachten, und ich unterschreibe das kurze Urtheil, welches die elegante Zeitung darüber äußerte« (vergl. Zeitung für die elegante Welt vom 25. September 1802).

96) »Der Geburtstag, eine Jägeridylle in vier Gesängen«, Hadamar 1803 (Exemplar in der Kgl. Bibliothek zu Berlin, der Verfasser stammt aus dem Westerwald) und »Athenor, ein Gedicht in 16 Gesängen«, neue verb. Ausgabe, Mannheim 1804 (von Anton Ritter von Klein).

97) Mir lag vor die »Neue Ausgabe, Leipzig 1818«: »Johann Friedrich der Großmüthige, Churfürst von Sachsen. Ein historisches Trauerspiel aus den Zeiten der Reformation« (Exemplar in der Universitätsbibliothek zu München). Unter der Vorrede nennt sich der Verfasser Karl Sebald.

98) Marco Lombardo wird nicht erst im dritten Akte erwähnt; Ugolino geht nicht über die Bühne, ehe, sondern nachdem Ruggieri niedergestochen ist; Ruggieri sieht ihn sterbend.

99) Dieser Charakterzug des Boehlendorffschen Helden konnte aus einer Fußnote Schlegels (Horen 1795, achtes Stück, S. 39) Nahrung ziehen (» . . . von düsterm Ernste wie überwölkt . . .«)

100) Dies ist wohl nicht zutreffend; Boehlendorff hatte sicher auch eine Aufführung gesehen. Wahrscheinlich hat Goethe den empfangenen Brief Boehlendorffs, in dem nur vom Erscheinen Wallensteins die Rede war, zu Rate gezogen. Möglich wäre es auch, daß Schiller inzwischen mündlich die Meinung geäußert hatte, Boehlendorff habe das Manuskript des Wallenstein, das Schiller am 13. April 1799 auf kurze Zeit Gries anvertraute (»Aus dem Leben von Gries« S. 34), zusammen mit dem befreundeten Gries (Goethe und Schiller erfuhren durch Boehlendorffs Brief an Goethe von dieser Freundschaft) schleunigs durchstudiert. Boehlendorff war aber damals noch in Rastatt oder Homburg. Er wird aber nicht versäumt haben, einer oder mehreren der späteren Bühnendarstellungen beizuwohnen; leicht zugänglich waren ihm die Weimarer Aufführungen vom 12.—17. Februar 1800 sowie die Rudolstädter Darstellung von Wallensteins Tod vom 19. September (auf der Rückkehr von der Schwarzburg!). Vergl. C. A. Burckhardt, Das Repertoire des Weimarischen Theaters unter Goethes Leitung, 1891.

101) In der Hamburger Stadtbibliothek liegt ein überschwenglicher Brief von Steffens an Gries (29. November 1799) voll heftiger Freundschaftszweifel.

102) »Was ich erlebte«, 4. Band, S. 385. — Steffens irrt hinsichtlich Boehlendorffs um ein Jahr; er spricht von seinem Tharandt-Dres-

dener Aufenthalt 1801. Damals war Boehlendorff nicht mehr in Dresden, wir wissen vielmehr, daß Steffens bei den längeren Besuchen des vorigen Jahres mit ihm vertraut geworden war. — Die Stelle aus »Was ich erlebte« glaubte zuerst R. Steck auf Boehlendorff deuten zu können (Neues Berner Taschenbuch 1900, S. 44).

103) Tieck war erst 1801 in Dresden, nach Boehlendorffs Fortgang; dieser kann die Vorlesung also nicht mit angehört haben.

104) Das Boehlendorff verfolgende Mißgeschick wußte in die Widmung einen ärgerlichen Druckfehler einzuschmuggeln — »Sterk« statt Steck. Der Widmung hinzugefügt sind die Verse des Goetheschen Tasso, erster Aufzug, V. 388—90.

105) Auf das Werk wird auch in der Exposition hingedeutet; es steht (historisch eine Unmöglichkeit) im Audienzsaal Ruggieris, und Nino redet es in beziehungsreichen Worten an. — Schlegel hatte schon in seinem Aufsatz gelegentlich das Laokoon-Thema mit dem Ugolino-Thema verglichen (S. 61 und 69); noch Hettner spricht hinsichtlich des Gerstenbergschen Werkes von der »Laokoonsgruppe, zurückübersetzt in den Stil der Tragödie«.

## Fünftes Kapitel.

1) Briefe IV, 123.

2) Briefe IV, 119 f.

3) Briefe IV, 119 und I, 174.

4) Briefe I, 178.

5) Briefe I, 178 f.

6) Briefe IV, 127.

7) Boehlendorff stellte 1803 (Mitausche Zeitung, Nr. 8) den Übergang nach Bremen anders dar: Smidt habe ihn zur Übernahme seiner Vorlesungen berufen. Smidt im Alter, ex eventu gegen Boehlendorff eingenommen, sagt, das Gerücht von Herbarts Beliebtheit bei den Bremer Frauen habe Boehlendorff »aus Jena« nach Bremen nachgezogen. Unsere Darstellung hat ergeben, daß Boehlendorffs Gedanken an einen Aufenthalt in Bremen und an dort zu haltende Vorlesungen in eine Zeit zurückreichen, in der Herbart noch nicht aus der Schweiz zurück war. Smidt irrt hier also. Irrig läßt er auch den kurzen Mißerfolg des Livländers Pesarovius in Bremen gewissermaßen als Nachspiel des Boehlendorffschen Ansiedlungsversuches erscheinen. Pesarovius (später russischer Staatsrat) war vielmehr 1796 in Bremen gewesen (Briefe IV, 80). Die Fülle der Gestalten, die Smidt in seinem reichen Leben gesehen hat, verwirrt ihm nach so viel Jahren die Reihenfolge der Ereignisse; Rist und Steffens täuschen sich ja ähnlich. Smidts Bericht über Boehlendorff ist gedruckt: Herbarts Sämtliche Werke (1882), 1. Band, S. XVII ff.

8) Briefe I, 188.

9) Die alten Protokolle der Oldenburger Literarischen Gesellschaft sind verbrannt. Briefe Boehlendorffs an Halem und Gramberg zu finden, ist mir nicht gelungen.

10) Vergl. »Johann Smidt, ein Gedenkbuch«, S. 61, 67, 70, 75. Am bekanntesten sind die ohne Smidts Willen gedruckten Gegenxenien geworden (mit Zusätzen von Fritz Horn), »An die Xeniophoren, ein kleines Meßpräsent, 1797«; vergl. Smidt-Gedenkbuch S. 61 f.

11) Briefe I, 202.

12) Briefe I, 193.

13) An Clemens Brentano.

14) Im gleichen Brief.

15) Vergl. das vierte Kapitel S. 199. — Die »Theaterfreunde« können recht wohl Boehlendorffs Bremer Bekannte gewesen sein. — Bremen hatte übrigens selbst ein öffentliches Theater, an das Boehlendorff sich auch gewandt haben mag (in der Zeitung für die elegante Welt vom 9. November 1802 — »Über Bremen« — wird die Bühne getadelt).

16) Aus allen drei Besprechungen ist offenbar nichts geworden.

17) Bisher war ja noch kein Werk von ihm in Buchform erschienen.

18) Unter dem Brief steht die nicht genau erklärbare Notiz: »So eben erhalte ich eine verteufelte Nachricht — gut daß ich den Brief nur zuzusiegeln brauche« —

19) Briefe I, 204 ist zu lesen »vom göttlichen Schlemm« statt »von göttlichen Schlamm«.

20) Nach Smidts Aufsatz über Herbart, S. XVII f.

21) Briefe I, 193.

22) Am 25. Februar 1801 schreibt er Brentano seine Adresse: »Molkestraße, wohnhafft bey Wundarzt Meyerhoff«.

23) Briefe I, 215.

24) Vergl. den Aufsatz vom Dr. J. S.[midt] in der Weser-Zeitung vom 18. Januar 1913.

25) Ein Brief an Frau Senator Smidt aus dem Jahre 1801 hat die Adresse »Bey Madame Scharf in Tenever«.

26) Abgedruckt in Grambergs und Boehlendorffs Poetischem Taschenbuch auf 1803, S. 311.

27) Boehlendorff sagt 1802 in seinem »Recurs« (S. 10), er habe das Gedicht an einen abwesenden Freund gerichtet.

28) Trotzdem der »Ugolino« die Jahreszahl 1801, der »Fernando« die von 1802 trägt.

29) August Winkelmann, der Jena im Mai 1801 verließ, schrieb bereits von Jena aus an Brentano über ein von Boehlendorff vorbereitetes Taschenbuch.

30) Nur aus dem ersten Brief sind Kleinigkeiten über das geplante Taschenbuch gestrichen.

31) Brief vom 18. Juni 1802.

32) Brief vom 8. Februar 1803.

33) Im mehrfach erwähnten Aufsatz über Herbart.

34) Vergl. »Recurs« (1802), S. 27.

35) Vergl. den Schluß des sechsten Kapitels.

36) Beigegeben sind Kupfer zu Heinses Ardinghello, dann ein Kalender mit weiteren 12 kleinen Kupfern.

37) Durch Steck ließ er »die liebenswürdige Lotte Otth« um ein paar Gedichte bitten. Ein Gedicht von ihr »An F. Eschens Grab« steht in der »Zeitung für die elegante Welt«, 1807, Nr. 194 (Goedeke).

38) Vossische Zeitung, 1803, 3. März.

39) »Kränze«, 3. Teil: Blumen deutscher Dichter aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, Oldenburg 1805, hrg. v. G. A. H. Gramberg.

40) Sie finden sich mit genauer Datierung in Gries' handschriftlichen Versuchen und sind, teilweise verändert, wiedergedruckt im 1. Band der »Gedichte und poetischen Uebersetzungen« (1829).

41) Mit der Jahreszahl 1799 wiedergedruckt in den »Gedichten« von Crisalin(= Sinclair), Frankfurt a. M. 1811, S. 270.

42) Eins der mit Boehlendorffs Namen bezeichneten Gedichte (»Das Bächlein«, S. 337 f.) ist an diesen »F. M.« = Friedrich Muhrbeck gerichtet.

43) Kaum stammt es von Smidts Frau Wilhelmine, da es an einen »L. P.« gerichtet ist.

44) Wie alle Briefe Winkelmanns an Brentano ohne Datum. Winkelmann war vom Mai 1799 bis zum Mai 1801 in Jena. — Ich finde Boehlendorff noch in zwei andern Briefen Winkelmanns an Brentano (Kgl. Bibliothek zu Berlin) erwähnt.

45) Postskript zu dem Brief an Savigny vom 6. Dezember 1802: »Grüßen sie Brentano u. fragen Sie ihn, ob er zu meinem künftigen Taschenbuch mir bald etwas schicken will — wie ich ihn herzlich drum bitte.« — Für seinen Compagnon Gramberg suchte Boehlendorff Brentano schon im Brief vom April 1801 einzunehmen.

46) Nicht recht zu passen scheint nur das Gedicht S. 423.

47) Boehlendorff an Heinrich Noltenius, Februar 1803: »Die Inlage an Franz Horn in meinem letzten Brief ist von Wichtigkeit — du wirst sie gewiß gleich besorgt haben.«

48) Die Gedichte und Sonette zum »Fernando« und »Ugolino« mitgerechnet.

49) Vergl. die Sonette »Der Wechsel« und »Der Mittag« im Anhang, nebst den Vorbemerkungen.

50) Erhalten in Gries' Abschriften; vergl. die 43. Anmerkung zum zweiten Kapitel.

51) »Friede« in Gries' Abschriften, erstes Heft, Nr. 33.

52) Beides in Gries' Abschriften, zweites Heft, Nr. 10 und 11.

53) Brief an Steck vom 30. September 1797. — Auch Eschen wurde übrigens Voß unter dem Einfluß der Schlegel halbwegs untreu. Vergl. Brief Schillers an Goethe vom 8. Mai 1798 und Briefe I, 240.

54) Aus Schleiermachers Leben III, 217.

55) Viertes Bändchen, S. 283 f.

56) Z. B. »Der Traum«, Poetisches Taschenbuch auf 1803, S. 333.

57) »Mnemosyne«, Eine Zeitschrift, Altona 1800, 2. Stück, S. 300 ff.

58) Siehe Anhang.

59) Poetisches Taschenbuch auf 1803, S. 309.

60) Siehe Anhang.

61) Im »Recurs« von 1802, S. 3—10.

62) Mit diesem Gedicht — das für die Bremer von Interesse war — beginnen die Gedichte Boehlendorffs im Taschenbuch.

63) »Blumentrauer«, Poetisches Taschenbuch auf 1803, S. 302; »Mutter und Kind«, daselbst S. 295. Das letzte liegt handschriftlich im Smidt-Archiv.

64) In Boehlendorffs Taschenbuch stehen drei; im Ugolino wird eine vierte vorgesungen. — Vielleicht gehören auch die beiden sehr schwachen erzählenden Gedichte Boehlendorff zu, die in Sophie Mereaus »Kalathiskos«, 2. Bändchen (1802), S. 234/47 stehen; sie sind »B—f« unterzeichnet. Im April 1801 schrieb Boehlendorff an Brentano, er »strebe nach dem Kalathiskos«, d. h. dem 1. Bändchen von 1801.

65) Wahrscheinlich ist auch das in der »Irene« 1802, 3. Band, S. 283 abgedruckte über Neptun ein Gemäldesonett.

66) In erster Linie wird immer der Hausherr erwähnt.

67) Nach dem Brief an Savigny vom 6. Dezember 1802.

68) Am 30. Juli 1799. Ähnlich an Steck 12. Mai 1799: »Sowie ich noch bin, kann ich mich nicht niederschreiben.«

69) An Savigny 6. Dezember 1802.

70) Meusel sagt im 17. Bande seines Lexikons: eine einzige Rezension in der Erlanger Literaturzeitung stamme von Boehlendorff; als früherer Redakteur wußte Meusel vielleicht Bescheid.

71) An Savigny 6. Dezember 1802. Außer den eingesandten Aufsätzen habe er noch mehrere über Jean Paul, Herder, Wieland und andere liegen gehabt.

72) An Savigny 6. Dezember 1802, an Brentano April 1801. — Über den Alarcos sagt Boehlendorff: »Ich habe ihn mit wahrer Bewunderung offt und viel gelesen.« Der Ion scheint ihm den Geist und die Kunst des Altertums wiederzubringen, der Alarcos den Geist des Modernen mit der Kunst des Altertums zu verbinden und Goethes Vorspiel »Was wir bringen« das durch den Besitz der alten und modernen Schätze modifizierte, aber aus sich selbst entsprungene neue Drama, wie das Weltalter um eine Reflexionsstufe erhöht, darzustellen; so philosophiert der Brief an Savigny.

73) An Brentano April 1801.

74) An Brentano: »Wo finden wir Deutsche noch einen Goethe!« Eine leise Einwendung nur im Brief an Savigny: »Doch muß ich gestehen, scheint mir auch hier [in »Was wir bringen«] der Kunstverstand

des Meisters hervorzutreten und die innere Fülle zu überragen — ia selbst der Ausdruck und der Buchstabe scheint mir mehr den Entwurf eines solchen Wercks als das Werck selbst auszusprechen . . . befriedigt aber auch so — macht mich reicher als der Geist des Alarcos . . .«

75) Poetisches Taschenbuch auf 1803, S. 342.

76) An Clemens Brentano, 25. Februar 1801.

77) Boehlendorff nennt den Führer der Schweizer Albrecht von Stein stets de la Pierre, nennt Fleuranges wiederholt den Abenteurer. Schon deshalb ist auf französische Quellen zu schließen; Fleuranges nennt sich in seinen Memoiren ja stets l'Aventureux, sagt auch natürlich de la Pierre. Die die Schweizer aufstachelnden fanatischen Reden des Kardinals von Sitten werden gleichfalls speziell bei Fleuranges erwähnt. Die hauptsächlichen französischen Quellen sind: 1) Histoires des choses mémorables depuis l'an 1499 jusques en l'an 1521 mis par escript par Robert de la Mark Seigneur de Fleuranges et de Sédan. 2) Le loyal serviteur, La tres joyeuse, plaisante et récréative hystoire du bon chevalier sans paour et sans reproche, 3) Symphorien Champier, Les gestes ensemble la vie du preux chevalier Bayard, 4) Les Mémoires de Martin du Bellay. Französisch war Boehlendorff geläufig (seine Chamfort-Übersetzung!). — Über die sehr zahlreichen Quellen zur Geschichte der Schlacht bei Marignano handelte neuerdings Harkensee (Göttinger Dissertation 1910).

78) Gedruckt war Stettlers Chronik.

79) Pauli Jovii Historiae sui temporis; Guiciardini, Istoria d'Italia 1492—1534.

80) »Recurs«, 1802, S. 21.

81) Auf diesen Schiller-Monolog folgt noch eine hymnische Fortsetzung im Goetheschen Ton.

82) Eine wörtliche Berührung S. 106: »Nichts von Berichten . . .« Vergl. »Jungfrau von Orleans«, Prolog, Vers 302.

83) Liebende Frauen in Kriegstracht ließ man damals sehr gern in Bühnenstücken auftreten. Das Motiv wird z. B. benutzt in Kotzebues »Bayard« (1800), in Siegfried Schmids »Die Heroine oder Zarter Sinn und Seelenstärke« (1801), in Karl Sebalds »Johann Friedrich Churfürst zu Sachsen« (1804). Bei Boehlendorff handelt es sich ungewöhnlicherweise um die Schwester des Helden.

84) (S. 187, Z. 1 ff.) Vergl. S. 63 dieser Arbeit!

## Sechstes Kapitel.

1) Nach dem Aufsatz von J. S[midt] in der Weser-Zeitung vom 18. Januar 1913.

2) Nach Brockhaus' Konversationslexikon von 1822, Nachtrag, Artikel »Franz Horn«.

3) Brief an Johann und Minchen Smidt vom 18. Juni 1802. — Vergl. Rists Lebenserinnerungen I, 238.

4) Vergl. K. L. Woltmanns Selbstbiographie in dessen Sämtlichen Werken, 1. Band (1827), S. 68.

5) Hier ist benutzt Arend Buchholtz, »Die Vossische Zeitung«, Berlin 1904. Eine Redakteurtätigkeit Boehlendorffs erwähnt Buchholtz nicht, sie soll in den Akten (nach Dr. Buchholtz' freundlicher Mitteilung) nicht hervortreten. Die Vossische Zeitung selbst hat mir auf Anfragen, ob ich Einblick in die Akten erhalten könnte, nicht geantwortet.

6) Die in der 60. Anmerkung des zweiten Kapitels erwähnte Büste stellt Friedrich Muhrbeck († 1827) in späteren Jahren dar; ein feines Gesicht (die Unterlippe ist etwas vorgeschoben), mit einem Zug müder, fast ironischer Resignation.

7) Stecks Gattin war französische Dichterin; vergl. den Artikel »R. Steck« der Allgemeinen Deutschen Biographie.

8) Die Zeitung erschien damals Dienstags, Donnerstags und Sonnabends (das Sonnabendblatt wurde wohl am Sonntag früh ausgegeben).

9) Merkel war 1798 in Dresden mit Gries bekannt geworden, dem er aber verhaßt war; im gleichen Jahr ist Merkel auch in Bremen gewesen (vergl. Merkels »Skizzen«, Riga 1812, S. 111), bei Kotzebues Schwester, die mit Smidt bekannt war (Briefe I, 263).

10) Merkels »Skizzen« S. 155 und S. 360.

11) Merkels »Skizzen« S. 370.

12) An Smidt, 5. Dezember 1802.

13) Boehlendorffs »Recurs« (1802), S. 1: »eine Beurtheilung die beinahe mit der Erscheinung dieser Sammlung gleichzeitig war . .«

14) »Skizzen« S. 361. — Speziell Boehlendorff gegenüber hat Merkel später einmal, Dezember 1802, im 97. seiner »Briefe« ein klein wenig eingelenkt; da aber erschien der Recurs!

15) So wird auch Friedrich Schlegel »Wahnsinn« zugeschrieben, wegen seiner Beiträge zu Vermehrens Almanach auf 1803 — in der Neuen Allgemeinen Deutschen Bibliothek von 1802, Band 74, unmittelbar vor einem Angriff auf Boehlendorff.

16) Band 74, S. 348 f. Unterzeichnet in Fraktur »Gk.«; nach Parthey ist der Verfasser von Rohr, Regierungsrat in Berlin. — Die Zeitung für die elegante Welt brachte am 16. November 1802 eine zwar lobende, aber kurze und ziemlich nichtssagende Besprechung des Taschenbuchs.

17) In der Mitauschen Zeitung 1803, Nr. 8.

18) Am 6. Juni schrieb Horn an Smidt, Boehlendorff habe die Redaktion für innere deutsche Angelegenheiten erhalten; am 19. September sagt dieser selbst im Brief an Steck; er »sei — doch nur auf kurze Zeit — Mitredakteur.«

19) Speziell vom Februar 1803 ab.

20) Sicher zusprechen möchte ich ihm nur die Besprechungen von Corneilles »Rodogune« am 5. August 1802 und von Zieglers »Mohrin« am 14. Dezember 1802; außerdem käme eventuell die vom 8. Juli 1802 über Schillers »Turandot« in Betracht.

21) Sämtliche Werke, 1. Band (1827), S. 68.

22) Datiert »Nürtingen, den 2. Dezember 1802«.

23) An Smidt, 8. Februar 1803: »Wie erfährt man etwas von Herbart. Den Tod seiner Mutter wird er, wenn ich ihn recht kenne, schwer fühlen. Aber sie wird der Ruhe froh seyn — Sie war eine seltne Frau, aber sie konnte nie glücklich seyn.«

24) »In Vuss« scheint in der Handschrift zu stehen.

25) Daß das damalige verhältnismäßig kleine Berlin geistig nicht viel anders war als das heutige große, geht aus Boehlendorffs krankhaft erregter Schilderung ziemlich klar hervor. Höchst auffällige Berührungen mit der Gegenwart kann man auch in einem (natürlich nicht von Boehlendorff verfaßten) Artikel »Über den gelehrten Ton in Berlin« finden, der in der Zeitschrift »Brennus« vom Mai 1803 steht.

26) Am 17. Februar wurde von Merkel in der Spenerschen Zeitung auch der mit Boehlendorff gut bekannte Franz Horn geschmäht, wegen seines (Muhrbeck gewidmeten) Romanes »Guiscardo der Dichter«, der in den Frauenzimmerbriefen noch einiges Lob erhalten hatte.

27) Diese (trotz der Erzählungsform in 3. Person zweifellos von Boehlendorff selbst herrührenden) biographischen Angaben sind dann später ziemlich unverändert in die literarischen Handbücher übergegangen.

28) Mitteilung in der Schrift von Adolf Neubrunn (S. 11) nach dem von Georg v. Sabler in der Universität Dorpat aufgefundenen Gesuch und »Memoire« Boehlendorffs.

29) Merkel behauptet, damals nichts für den »Freymüthigen« geschrieben zu haben, was man ihm wohl glauben kann, da er ja bald auf kurze Zeit Konkurrent des Blattes wurde; die Besprechung ist aber im Geist der aus den »Frauenzimmerbriefen« verfaßt.

30) Am 14. Mai im Intelligenzblatt der Zeitung für die elegante Welt (also im Blatt Spaziers, des Feindes Merkels und — Kotzebues!) als Wochenschrift angekündigt.

31) Manuskript in Friedrich Nicolais Nachlaß.

32) Muhrbeck an Smidt aus Greifswald 18. Juli 1803.

33) Quelle ist der eben genannte Brief Muhrbecks.

34) Siehe Anhang, »Die Reise«.

35) Pohrt stammte aus Riga. Smidt berichtet über ihn bei der Aufzählung der Gründer der Jenaer Gesellschaft: »Pohrt wurde Erzieher der Kinder der bekannten Friederike Brun geb. Münter, mit der er viele Jahre in Italien usw. zubrachte — er ist als Prediger in Liefland gestorben.« (Herbarts Sämtliche Werke, 1. Band [1882] S. VI.)

36) Der Professor Hensler war auch mit Gries und — Merkel bekannt; vergl. »Aus dem Leben von Gries«, S. 26.

37) Reimers aus Livland, am 10. Februar 1794 unter die freien Männer aufgenommen.

38) Der französisch geschriebene Brief Wattevilles ist im Nachlaß Stecks erhalten. Watteville teilt Steck mit (am 20. August 1803):

augenblicklich wisse er in seiner Bekanntschaft keine offene Hauslehrerstelle; er werde aber wieder schreiben, sobald sich etwas bieten sollte. Er sendet 2 Louis und »un Certificat pour le tems court, que Mr. Böhlendorff a été chez moi«.

## Siebentes Kapitel.

1) Von Recke und Napiersky, 1827, 1. Band.

2) Ein Ungenannter sandte vier Monate später einen eingehenden Bericht über Boehlendorffs Leben und jüngste Schicksale an Friedrich Nicolai, offenbar zur Veröffentlichung in der Neuen Allgemeinen Deutschen Bibliothek. Der Bericht beginnt: »Das vielleicht sehr traurige Schicksal eines Mannes, der sich durch Fähigkeiten und Kenntnisse auszeichnete, scheint dem Verfasser dieser Nachrichten, der zugleich die früheren Nachrichten vom Leben dieses Mannes hier zusammenstellt, der Aufmerksamkeit nicht unwürdig zu seyn, um so mehr, da der unglückliche Mann durch Hypochondrie verleitet an irgend einem Orte leben und ein Beweis der öffentlichen Theilnahme ihm vielleicht tröstend und für ihn aufrichtend seyn könnte.« Der Ungenannte muß aus dem Osten stammen, da er im weiteren Boehlendorffs Selbstbiographie aus der Mitauschen Zeitung benutzt und zum Schluß so genaue Kenntnis von den Vorgängen in Königsberg zeigt. Nicolai hat den Aufsatz nicht abgedruckt; das Manuskript ist enthalten im 5. Band von Nicolais Briefwechsel (Kgl. Bibliothek zu Berlin) unter »Boehlendorff«.

3) Exemplar der Zeitschrift in der Universitätsbibliothek zu Göttingen.

4) Vergl. das zweite Kapitel, S. 30.

5) Am 17. Juni 1808 schreibt Gries aus Heidelberg an Berger (Original in der Stadtbibliothek zu Hamburg): »Vielleicht weißt du es noch nicht einmal, daß auch unser trefflicher Steck schon seit zwei Jahren nicht mehr unter den Lebenden wandelt. Ich wenigstens erfuhr es erst vor kurzem durch Otth. Sein Tod hat mir wieder eine meiner liebsten Hoffnungen vernichtet. Ich verdanke ihm mehr, als er vielleicht selbst wußte. Er war ein edler Mensch, in der vollsten Bedeutung des Worts.« Vielleicht beziehen sich auf die Nachricht von Stecks Tod die beiden Sonette S. 210 und 211 des ersten Bandes von Gries' »Gedichten und poetischen Übersetzungen« (1829). In den handschriftlichen »Versuchen«, die ja nur bis 1807 reichen, fehlen diese Sonette.

6) Smidt hielt ihn für früh im Irrenhause gestorben; Rist verschweigt sein Ende in den »Lebenserinnerungen«, Gewisses wußte er sicherlich nicht. — In den Nachschlagewerken war über Boehlendorff das folgende zu finden. Meusel sagt im 17. Bande seines Lexikons von 1820, eigene frühere Angaben widerrufend: »Böhlendorf (Kasimir Ulrich) war weder jemahls Doktor noch irgendwo Professor, lebt seit 1803 unstät und ohne sich zu etwas zu bestimmen, in Curland, wo er hinkommt, bald hier, bald dort.« Friedrich Raßmann berichtet 1818 in der »Gallerie der jetzt lebenden deutschen Dichter«: »Böhlendorf...

lebt jetzt in seiner Heimath Kurland (in Geisteszerrüttung).« Wiederholt ist diese Nachricht in Raßmanns »Pantheon der jetzt lebenden Dichter« (1829); Raßmann war zugleich mit Boehlendorff Mitarbeiter an Halems »Irene« gewesen, wußte durch solche Verbindungen vielleicht von Boehlendorffs Geschick. Genaueres ist über dessen Geisteszerrüttung bisher nicht bekannt geworden.

7) Vergl. Karl Petersens Poetischer Nachlaß, hrg. von seinen Freunden, Cöln o. J., S. XVIII.

8) Briefe IV, 68; Petersens Nachlaß S. VI.

9) Exemplare im Kurländischen Museum zu Mitau.

10) Bibliographisch ist überliefert, daß 1814 und 1818 in Leipzig ein Trauerspiel in vier Aufzügen Ugolino Gherardesca erschienen ist. Goedeke (6. Band) nimmt zwei neue Auflagen des Boehlendorffschen Stückes an; daß diese Annahme zutrifft, ist nicht sehr wahrscheinlich. Das Auskunftsbüreau deutscher Bibliotheken in Berlin vermochte mir die beiden Erscheinungen von 1814 und 1818 leider nicht nachzuweisen.

11) Also hatte der Halbverwirrte jetzt wohl die Handlung völlig auf den Kopf gestellt und Fernando seinem Glauben treu bleiben lassen. Vergl. die 76. Anmerkung zum vierten Kapitel.

12) Boehlendorff redet den Bruder und die Schwester in einem der Gedichte von 1824/25 freundschaftlich an; von der Schwester sprach er noch im Tode.

13) Herr A. v. Boehlendorff in Riga schrieb mir, daß er daraus die Tatsache erkläre, daß in der Familie keinerlei Papiere seines Großoheims aufbewahrt seien. — Über die Zustände im alten Kurland orientiert Ernst von Rechenberg-Linten (»Zustände Kurlands im vorigen und diesem Jahrhundert«, Mitau 1858), den ich im folgenden zitiere (nach »Zustände« S. 75).

14) In Goethes Tagebüchern kommt er als »Herr von Jonkowsky« vor. Auf die Briefstelle wies mich freundlichst Prof. Paul Diels. Der Brief ist gedruckt: Pisma V. A. Zukovskago K. Aleksandru Ivanoviču Turgenevu. Izdanije »Russkago Archiva« Moskva 1895, p. 176.

15) Am 2. April 1825 schrieb Boehlendorff an Herbart, er habe ihn seit neun Jahren nicht gesehen. Es kommt wiederholt vor und ist beinahe typisch, daß Boehlendorff bei Zeitberechnungen zu viel angibt; wahrscheinlich hätte er eben schreiben müssen: seit acht Jahren.

16) A. Neubrunn, »C. U. Boehlendorffs Leben und dramatische Tätigkeit«, 1. Teil, S. 12.

17) Unterzeichnet ist das Gedicht »Dr. C. U. Boehlendorff«. Auch 1803 hatte es Boehlendorff einmal für nötig gehalten, bei einer Adresseangabe sich fälschlich »Dr.« zu titulieren (unter dem Brief an Steck vom Ende Januar 1803). Im »Inländischen Museum«, dessen Mitarbeiter vor allen Akademiker sind, nennen übrigens andere als ihren Titel auch »stud. phil.«; Boehlendorff hatte sich vielleicht »Doktorand« unterschrieben (vergl. die Briefe vom 2. Februar 1825).

18) Nach Recke und Napiersky. — Über Angern und über sein Pastorat (auch über die Filialkirche in Marggrafen) findet man einiges Anschauliche bei Edgar Baumann, »Im Gotteslándchen«, Reval 1904, S. 62—64.

19) Herr Hofrat H. Diederichs teilte mir mit: »Karl Brandt war 1796 zu Angern, wo sein Vater Johann Pastor war, geboren, besuchte 1812—14 das Gymnasium illustre zu Mitau und studierte von 1814—16 in Dorpat Theologie, darauf in Berlin Theologie und Philosophie, war 1817 Lehrer an Pestalozzis Institut zu Yverdun für ein Jahr, lebte dann bald in Angern, bald in Mitau und wurde 1822 Pastor adj. seines Vaters in Angern. Nach dem Tode seines Vaters wurde er 1835 dessen Nachfolger, geriet aber durch seine geistige Verschrobenheit und Streitsucht und zuletzt teilweise Geistesverwirrung in Zwiespalt mit seiner Gemeinde und seinen Patronen und wurde deshalb 1836 abgesetzt. Er führte seitdem ein unstetes Wanderleben und starb 1848 in Dorpat. Er hat mancherlei verwirrte Schriften verfaßt.«

20) In Boehlendorffs handschriftlichen Sammlungen steht: »Copia von Herrn Redlich seiner Aria von einer kurländischen Gegend zwischen Wald und Wiesen.«

21) Ich gebe dies in der Schreibung der Citate nicht wieder.

22) Dünkel = Dinkel.

23) Judith, Tragödie in fünf Aufzügen von Friedrich Hebbel. Metrisch bearbeitet von Julius Grosse. Band 7 der dramatischen Werke Grosses, Leipzig 1870.

24) Wie in einem Theatermanuskript sind auch einige Stellen des Textes in eckige Klammern gesetzt, zum Zeichen, daß sie weggelassen werden können.

25) Das Stück beginnt bei Boehlendorff mit folgendem Monolog Franzens:

»Ich hab' ein großes Recht, mit der Natur
Zu hassen — und bey meiner Ehr'! ich will's
Auch geltend machen! Warum kroch' ich nicht
Der Erst' aus meiner Mutter Leib? warum
Der Einz'ge nicht? Sie konnte diese Bürde
Von Häßlichkeit mir auferlegen, grade mir?
Als wär' ich eine Nachgeburt. — [Sie paarte
Dies Mohrenmaul, diese Lappländer-Nase
Mit diesen Hottentotten-Augen!] Ha! ich glaube,
Von jeder Menschensorte häufte sie
Das Scheußliche und machte mich daraus!
Mord! Mord! und Tod! wer gab ihr Vollmacht — jenem
All' das zu geben, was ich selber wünsche,
Und es mir zu entziehn? — [könnt' einer schmeicheln,
Eh' er noch war? beleid'gen, eh' er würde?]
Warum war sie partheiisch in dem Werk?«

26) Außer der Gesamtdatierung zweier von den drei Manuskripten finden sich sehr viele Einzeldatierungen von Einträgen.

27) Der erste Brief ist der Feierlichkeit wegen wieder in Antiqua und mit kleinen Anfangsbuchstaben der Substantiva geschrieben, was ich nicht wiedergebe. — Der zweite Brief (an Herbart) enthält in der Anrede ein undeutbares und offenbar unsinniges Wort: Cooßquqeu. — Im dritten Schreiben vergleicht Boehlendorff sich mit dem Helden des Romans von Salzmann »Carl von Carlsberg oder über das menschliche Elend« (1783—88). Bemerkenswert ist, daß die Silhouette des 2. Teiles dieses Romans einen Mann mit Pistole und Strick in den Händen darstellt.

28) Carl von Korff, geb. 1779, gest. 1852, Besitzer von Apricken, war 1817 Piltenscher Landrat, darauf bis 1852 Oberhauptmann (Regierungspräsident) in Hasenpoth. Er war vermählt mit Caroline Ernestine von Holtey. Deren Bruder, der gleich erwähnte Wilhelm von Holtey (1781—1829), war 1817—26 Hauptmann (etwa Landrat) zu Friedrichstadt, darauf Oberhauptmann in Goldingen. (Nach freundlichen Mitteilungen des Herrn Hofrats Diederichs.)

29) Er war es, der die Boehlendorff-Manuskripte zusammen mit seiner Aufzeichnung über den Tod des Autors 1842 dem Kurländischen Provinzialmuseum schenkte: Joh. Heinrich Woldemar, lettischer Herkunft, aber durchaus verdeutscht. Gestorben ist Woldemar 1881, als zweiter Archivar der kurländischen Gouvernementsregierung. Seine reichen Privat-Sammlungen von Schriftstücken, Urkunden und Altertümern aus Kurlands Geschichte kamen nach seinem Tode in den Besitz der kurländischen Ritterschaft. Von Haus aus war Woldemar unbemittelt gewesen, hatte nur eine höhere Elementarschule besucht; ein brennender Wissensdrang und Sammeleifer war ihm aber von früh an eigen.

30) In dieser Angabe bleibt also das eine Manuskript (»Puff- und Modejournal«) unerwähnt.

31) Unter »seiner frühesten Kindheit« kann nur Karl Brandts Kindheit verstanden sein; er war 1796 geboren.

32) Exemplar in der Universitätsbibliothek zu Göttingen.

33) Es ist ein Neujahrsgedicht für 1825, das in deutschem Text auch in den »Marionetten« steht. Herr Seminardirektor Pastor Krüger in Potsdam, der mir die Gedichte und den folgenden Zeitungsabschnitt freundlichst verdeutschte, erklärte, die Gedichte hätten einige gute und dem lettischen Wesen abgelauschte Stellen, dann aber auch ganz unklare, mit künstlichen Reimen und Sprachfehlern. Das 1824 veröffentlichte lettische Gedicht ist ein »Lied zu Altjohanni 1824«. Johanni wird auch in den handschriftlich erhaltenen deutschen Gedichten mehrfach gefeiert. Über die kurländische Johannisfeier aus jenen Tagen kann man nachlesen in dem Buch von P. Seeberg, »Aus alten Zeiten«, Stuttgart 1885.

◇ ◇ ◇

# Anhang.

## I. Übersicht der gedruckten Schriften Boehlendorffs.*)

Gedichte sind zu finden (dem Erscheinen nach geordnet): 1. Neuffers Taschenbuch für Frauenzimmer auf 1800, S. 154/5. 2. »Mnemosyne«, eine Zeitschrift, ersten Bandes zweites Stück, Altona 1800 (Exemplar Universitätsbibliothek Kiel), S. 295—304. 3. »Erholungen«, herausg. von M. G. Becker, 1800, viertes Bändchen, S. 283/4. 4. Taschenbuch zum geselligen Vergnügen, herausg. von M. G. Becker**), eilfter Jahrgang 1801, S. 283 und 312/4. 5. Taschenbuch, der Liebe und Freundschaft gewidmet, auf 1802, S. 75—88. 6. »Irene«, eine Monatsschrift, herausg. von G. A. von Halem, 1802, dritter Band, S. 282—294. 7. »Erholungen«, herausg. von M. G. Becker, 1802, drittes Bändchen, S. 227. 8. Taschenbuch für 1803, der Liebe und Freundschaft gewidmet, S. 211—216 (Prolog des Amynta nach Tasso). 9. Poetisches Taschenbuch auf 1803, herausg. Gramberg und Böhlendorff, S. 289—348. 10. Taschenbuch zum geselligen Vergnügen, herausg. von M. G. Becker, dreizehnter Jahrgang, 1803, S. 313. 11. Zeitung für die elegante Welt vom 9. Dezember 1802. 12. Wöchentliche Unterhaltungen für Liebhaber deutscher Lektüre in Rußland, herausg. von J. Fr. Recke, Mitau, 10. Julius 1805, S. 24—27 (Exemplar Universitätsbibliothek Göttingen). 13. Kuronia, eine Sammlung vaterländischer Gedichte, herausg. von U. v. Schlippenbach, dritte Sammlung, Mitau 1808, S. 16, 20 und 22 (Exemplar im Kurländischen Provinzialmuseum zu Mitau). 14. Wega, ein Taschenbuch für den Norden, herausg. von U. v. Schlippenbach, Mitau 1809, S. 119, 124 und 131 (Exemplar ebendort). 15. Inländisches Museum, herausg. von C. E. Raupach, Dorpat 1820, erster Band, erstes Heft, S. 73 f., drittes Heft, S. 43/46 (Exemplar Universitätsbibliothek

*) Exemplare der im folgenden genannten Bücher wies mir mehrfach nach das Auskunftsbüreau deutscher Bibliotheken in Berlin.

**) Beckers Taschenbuch erschien, wie andere Taschenbücher, etwa 3 Monate vor Beginn des auf dem Titel angeführten Jahres; Beckers »Erholungen« dagegen — jedesmal vier Bändchen — kamen wohl von Vierteljahr zu Vierteljahr des laufenden Jahres heraus.

Göttingen). 16. Zwei lettische Gedichte: Latweeschu Awises (Lettische Zeitung), Mitau, Jahrgang 1824, Nr. 33 und Jahrgang 1825, Nr. 21 (Exemplar Universitätsbibliothek Göttingen). — Außerdem gehören Boehlendorff wahrscheinlich die beiden Gedichte in Karl Petersens Poetischem Nachlaß (Cöln o. J.), S. 164f. und die im 5. Kapitel dieser Arbeit besprochenen aus Boehlendorffs eigenem Taschenbuch und aus dem Kalathiskos von Sophie Mereau.

Dramen: 1. Fernando, ein Schauspiel, erster Akt, in »Mnemosyne«, ersten Bandes zweitem Stück, 1800, S. 175—191. 2. Fernando oder Kunstweihe, eine dramatische Idylle, herausg. von Boehlendorff, Bremen 1802 (in Wahrheit erschienen im November 1801; Exemplar u. a. in den Kgl. Bibliotheken zu Berlin und Hannover). 3. Ugolino Gherardesca, ein Trauerspiel, herausg. von Boehlendorff, Dresden 1801 (Exemplar in der Kgl. und Provinzialbibliothek zu Hannover, mehrere andere in Privatbesitz; erschienen im Dezember 1801). 4. Franz der Erste von Frankreich, ein historisches Schauspiel; erster Teil: die Schlacht von Marignano, Vorspiel in drei Aufzügen. In Grambergs und Boehlendorffs Poetischem Taschenbuch auf 1803, S. 1—138. 5. »Die goldne Hochzeit-Feyer, ein allegorisches Dramolet.« In demselben Taschenbuch, S. 219—256. 6. Szenen aus dem zweiten Theil des historischen Schauspiels Franz der Erste von Frankreich in Halems »Irene«, 1802, dritter Band, S. 97—124.

Prosaarbeiten (dem Erscheinen nach geordnet): 1. Besprechung von Tiecks Poetischem Journal in der Erlanger Literatur-Zeitung vom 26. und 28. April 1802. 2. »Űber Chamforts Werke« und »Der Marschall von Richelieu, eine Charakterdarstellung«, in Halems »Irene« 1802, III, S. 88—95 u. 175—202. 3. »Geschichte der Helvetischen Revolution«, in Woltmanns Geschichte und Politik, 1802, dritter Band, S. 97—186 u. S. 216—299. 4. Recurs von des Herrn G. Merkels anständiger Kühnheit und gründlicher Besonnenheit an die Vernunft des Lesers von Boehlendorff, Berlin 1802 (Exemplar Universitätsbibliothek Königsberg). 5. Abentheuerliche Briefe vom Verfasser des Fernando, im Taschenbuch der Liebe und Freundschaft auf 1803, S. 145 bis 160. 6. Aufsätze über die eigenen Werke und das eigene Leben in der Beilage zur Vossischen Zeitung vom 3. März 1803 (Exemplar Kgl. Bibliothek Berlin) und in der Mitauschen Zeitung, 1803, Nr. 8 (Exemplar im Kurländischen Provinzialmuseum zu Mitau). 7. Űber die etwaigen sonstigen Beiträge zur Vossischen Zeitung siehe das sechste Kapitel dieser Arbeit.

## II. Übersicht über die erhaltenen Briefe Boehlendorffs.

An Johann Smidt (und an dessen Frau): 11 Briefe, sämtlich im Archiv der Smidtstiftung (Archiv der freien Stadt Bremen) aufbewahrt; dort ruhen auch alle an Smidt gerichteten Briefe über Boehlendorff, ebenso die benutzten eigenen Aufzeichnungen Smidts.

An Rudolf Steck: 15 Briefe, im Besitz des Herrn Professors Dr. R. Steck in Bern.

An J. Fr. Herbart: 6 Briefe im Besitz der Universitätsbibliothek zu Königsberg (dabei außerdem ein Bruchstück, vielleicht an Herbarts Mutter); 1 nicht abgesandter Brief im Besitz des Kurländischen Provinzialmuseums in Mitau.

An Heinrich Noltenius (und an dessen Frau): 7 Briefe, im Archiv der Smidt-Stiftung in Bremen.

An J. G. Rist: 2 Briefe (abgedruckt im ersten Band der »Briefe von und an Herbart«, Originale nicht mehr vorhanden).

An Spiegel: 1 Brief (im Smidt-Archiv).

An Clemens Brentano: 2 Briefe, in Varnhagens Autographensammlung, Kgl. Bibliothek zu Berlin.

An Fr. C. v. Savigny: 1 Brief, ebendort.

An Sophie Mereau: 1 Brief, ebendort.

An Schiller: 3 Briefe, im Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar, zwei gedruckt in Urlichs Sammlung »Briefe an Schiller«.

An Goethe: 1 Brief, im Goethe- und Schiller-Archiv.

An Fr. M. Klinger: 1 Brief (Gesuch), im Archiv der Universität Dorpat.

An Carl von Korff: 1 nicht abgesandter Brief, im Kurländischen Provinzialmuseum zu Mitau.

An den König Friedrich Wilhelm III. von Preußen: 1 nicht abgesandter Brief, ebendort.

An den Conte Giovio in Como: 1 Brief, dem Inhalt nach erhalten in Johann Smidts Tagebuch.

## III. Ausgewählte Gedichte Boehlendorffs.

Außer den Nummern 7, 8 und 15 sind alle folgenden Gedichte ursprünglich mit Boehlendorffs Namen veröffentlicht oder handschriftlich so überliefert. Nr. 7 und 8 gehören zu jenen im 5. Kapitel besprochenen Sonetten aus Boehlendorffs Taschenbuch, die »F.« gezeichnet sind. Das Sonett »Der Mittag« entspricht ganz auffällig den Seiten 65/66 des »Fernando«; das andere Sonett »Der Wechsel« zeigt erstens Verwandtschaft mit Nr. 1 »An Raison« und berührt sich zweitens mit dem Brief an Steck vom 19. September 1802, mit dem Boehlendorff diesem Freunde sein Taschenbuch zusandte (»Wie schwer ist es mir geworden, verachten zu lernen und mich im Haß zu üben«). Nr. 15 ist in Karl Petersens Poetischem Nachlaß 1845 nebst noch einem zweiten Poem als Gedicht Boehlendorffs abgedruckt. Es gehört ihm sicher; fast alle Motive lassen sich in sonstigen Gedichten oder Briefen nachweisen: das rastlose Wandern, Suchen und Sehnen nach Frieden, die Heimatlosigkeit, die Schwäne, zu denen der Wandrer aufblickt, der trübe Nebel, der seinen Geist lähmt. Die kleine Auswahl

von Gedichten soll charakteristische Stücke zusammenstellen; hinzuzunehmen wäre also eigentlich noch das bereits im 7. Kapitel abgedruckte Wanderlied. Die Anordnung erstrebt chronologische Folge.

### 1.*) An Raison.

Sowie dem Mann, der nah dem Klippenstrande,
Vom Sturm umtost und von des Meeres Wuth,
Im Schatten sinnend eines Haines ruht,
Umgränzt von des Geschickes strengem Bande —

Er sieht die Wolken ziehn nach jenem Lande,
Dahin sein Sehnen leise Wünsche thut,
Wo seiner schönern Tage Jugendglut
Entlodert winkt mit neu-erhelltem Brande —

»O bringe mir den holden Morgen wieder,
Der alten, frommen Freundschaft süßes Glück,
O bringe mir das Kindliche zurück —«

So naht auch mir der Geist der alten Lieder
Und über Berge, Thäler, Meer und Fluth
Träum' ich den Hafen, wo die Welle ruht.

### 2. An Steck.

Die wunderbare, alte Zeit kehrt wieder
Und muth'ge Strahlen in das Dunkel fallen,
Es öffnen sich die alten Götterhallen,
Der Schwan erhebt das silberne Gefieder.

Er schaut aus blauer Höh' zur Tiefe nieder,
Mit Hymnenton läßt er die Flügel schallen,
Zur Heimat im Olymp hinanzuwallen,
Das regt in seinem Geist die Freudenlieder.

Er schwingt sich glänzend durch die offnen Pforten,
Erfüllet stehn die heil'gen Göttersitze,
Mars trägt das Schwert und Zeus die schnellen Blitze.

Rings stehn der Helden siegende Cohorten —!
Auf! uns der ew'gen Jugend Recht zu schaffen,
Ergreif! Olympier! die alten Waffen!

---

*) Poetisches Taschenbuch auf 1803, herausg. von Gramberg und Boehlendorff, S. 292. Auch die folgenden sieben Gedichte stehen dort, S. 292, 298, 323, 325, 340, 410, 420.

### 3. Sonett.

Was seh' ich dort aus ferner Bläue schweben?
Der Himmel will in Flammen sich ergießen,
Aus Wald und Flur die goldnen Rosen grüßen,
Die silbern Lilien am Stengel beben —

Will eine neue Sonne sich erheben?
So naht der Frühlingsglanz, wenn Knospen sprießen
Und Wonn' und Liebe will die Erd' umfließen,
So gab das erste Licht der Welt ihr Leben.

Es schwebt herab, es naht, ich steh' geblendet,
Der Götter Herz fühl' ich im Herzen brennen,
Ha! mich verzehrt der Tod — ich kanns nicht tragen —

Die Himmelsstimme spricht: du sollst nicht zagen,
Ich will die Huld dir meines Anschauns gönnen —
Empor den Blick! dein sterblich Leben endet!

### 4. Mimers Quelle.

Mimers Quelle liegt im Osten,
Wo bekränzte Berge ragen,
Wo die grauen Nebel tagen,
Selig, wer mit heitern Blicken
In den klaren Spiegel schaut.

Mancher kömmt nach langer Wand'rung,
Ihn besiegt nicht Durst noch Hitze,
Schrecken nicht des Rächers Blitze,
In der Quelle mit Entzücken
Schaut er sein verschönert Bild.

Doch, wen dunkeles Begehren
Wuthentzündet, arm an Liebe
An den Born des Lebens triebe,
Diesem zeigt nach langem Schmachten
Sich ein Abgrund, schaudervoll.

Mimers Quelle liegt im Osten!
Wer den Blick zur Sonne wendet,
Wem ein Gott die Freude spendet,
Darf das Ird'sche kühn verachten,
Solchem leuchtet, glänzt ihr Licht.

## 5. Gesang und That.

An S.

Eile Freund, das Leben flieht
Mit des Stromes Welle.
Bey der Harfe Klageton
Ist mir manches Jahr entflohn.

Eile Freund! aus tapfrer Brust
Wecke kühne Thaten,
Freudlos-öde liegt die Welt,
Die dem Sklaven nur gefällt.

Sinnend auf der Steine Moos,
In der Eiche Schatten,
Fand mich oft die Mitternacht
Schlafentbunden, aufgewacht.

Und ein heller Geisterkreis
Winkte meinem Liede,
Nach der Todten holdem Thal
Schimmerte des Mondes Strahl.

Heldenseelen, glanzgekrönt
Stiegen aus der Tiefe,
Die der Welt Geschichte nennt,
Die sie schweigend kaum bekennt.

Und vor ihrer Wahrheit schwand
Schnell des Tages Schatten,
Wie der Sturm den Vogel trug,
Schwebt' das Lied im Wolkenflug.

Ach! der Morgen bringt den Schlaf,
Bringt die Schatten wieder,
Kühlt die Wange, hemmt das Blut,
Freude weicht, es bebt der Muth.

Und ich sehe hoffnungsstarr
Auf der weiten Haide,
Die die vielen Wandrer trägt,
Wie mein Schatten sich bewegt.

Eile Freund! und gieb der That
Göttlich-hohe Kunde,
Du mein Adler, ich dein Schwan,
Sieh! die Wolken machen Bahn.

Der erneuten Erde Keim
Ruht in dunkeln Klüften,
Treibend, schwellend aus dem Schooß
Harter Felsen bricht er los.

Und die Liebe birgt den Keim
In des Menschen Seele —
Was noch still im Flämmchen ruht
Wird einst leuchten Sonnenglut!

Laß der Tage sichre Frucht
Einsam uns bewahren,
Eh' sie allen angehört,
Seyn sie alle ihrer werth.

Heil'ger Held der künft'gen Zeit,
Heut' will ich dich grüßen,
Morgen wird mein Lied verwehn,
Doch dein Lorbeer nicht vergehn!

## 6. Freudentodt.

Romanze.

Leicht verwelklich sind die Freuden
Dieses armen Erdelebens,
Gleich den Blumen auf der Haiden,
Gleich den Blumen in dem Kranz.

Einst, vor wenig schnellen Jahren
Sah' ich einen Heldenjüngling,
Fahren kühn mit flücht'gem Segel
Freudig auf dem gold'nen Meer.

Flammen waren seine Thaten,
Und sein Muth trug Adlerschwingen,
Dem Geschicke göttlich trotzend,
Wenn ein Sturm die Wog' empört.

Klüglich wandt' er dann das Steuer
Mit der Ruder Kraft behende,
Schaute in der Sterne Feuer,
Das den Lauf des Kühnen lenkt.

Untergangen sind die Sterne,
Und der Mond ruht eingehüllet,
Doch der Muth erhebt sich gerne,
Und ein günst'ger Wind ist wach.

Sprich! wo bist du kühner Segler?
Wo, du muth'ger Steuerlenker?
Von der Fluth umhergetrieben,
An die Brandung schlägt das Schiff.

Scheitert und will untersinken —
Sprich! wo bliebst du Heldenjüngling?
Wenn des Himmels Sterne schieden,
Rettet dich des Geistes Stern.

Müde, hingelehnt am Ruder,
Sieht er alles untergehen,
Seine Seel' hat ihn verlassen,
Eh' das Leben ihn verließ.

Weh! nun sitzt er da am Ufer,
Den ein blinder Gott gerettet,
Schauet traurend in die Fluthen,
Wagt sich nicht aufs hohe Meer!

Leicht vergänglich sind die Freuden
Dieses armen Erdelebens,
Gleich den Blumen auf der Haiden,
Gleich den Blumen in dem Kranz.

### 7. Der Wechsel.

Ich wohnt' als Kind am weit entfernten Strande
Da weilt' auf hohem Meere oft mein Blick,
Die Schiffe gingen hin und auch zurück;
Ich sah' es freundlich an vom sichern Lande.

Und wie die Züge an des Ufers Rande,
Die ich — umfangen von der Unschuld Glück —
Dahin gemahlt mit kindlichem Geschick,
Bedeutungslos verrannen in dem Sande;

So floh'n auch die Gedanken schnell von hinnen,
Und vor den offnen leicht bewegten Sinnen
War Meer und Himmel nur ein buntes Bild.

Jetzt find' ich mich von hoher Fluth getrieben,
Muß Vieles hassen, Manches ängstend lieben! —
Das stille Ufer war wohl nur ein Bild?

### 8. Der Mittag.

Da bin ich nun auf den ersehnten Höhen
Und blicke frey in das verlaßne Thal;
Von Ferne tönt der Freude Wiederhall,
Wenn die Gespielen muthig nach mir sehen. —

Doch einsam heiße Lüfte mich umwehen,
Ich horche nach der Quelle leisem Fall,
Ich höre nichts als meiner Tritte Schall —
— Dürft' ich im Schatten süßen Schlaf erflehen!

— Wo könnt' ich hier die goldnen Apfel finden,
Die glühen nur in den verborgnen Gründen,
Hier traurt im Mittagsstrahl der Dornenstrauch.

— Warum auf ödem Gipfel noch verweilen?
Weht nicht vom Abend dort ein sanfter Hauch?
Zum dunklen Thale will ich hoffend eilen!

### 9.*) Der Gefangene.

Ist dieser dunkle Raum die Welt,
Wo Tag und Leben flieht?
Ein Nebel, nie vom Strahl erhellt,
Mit Blindheit mich umzieht!

Ach! einmal bebt' ein leiser Ton,
Der mir das Licht versprach,
Wie aus der Geisterwelt entflohn,
Die Seele bebte nach. —

Wem glänzt der muntre Sonnenschein,
Des Freundes heller Blick,
Die Wonne tief ins Herz hinein,
Wer lächelt dem Geschick?

### 10.**) Ahnung.

Sonett.

Tief ist des Meeres Grund und leicht der Nachen,
Der Woge Brandung mein gewisses Grab.
Schon wogt der Sturm die Fluthen auf und ab,
Dein Strahl will mich noch einmal fröhlich machen.

---

*) »Irene«, herausg. von Halem, 1802, dritter Band, S. 294.

**) Erholungen, herausg. von M. G. Becker, 1802, drittes Bändchen, S. 227.

O Sonne! neues Leben anzufachen,
Senkst du dein mildes Licht die Fluth hinab,
Du zeigst dem Sehnenden ein goldnes Grab,
Und auf erhelltem Abgrund tanzt der Nachen.

Nun muß ich fern die Küste schimmern sehn,
Die golden aus dem Ocean sich hebet
Und meinen letzten Lebensblick umschwebet.

Es schwärzt der Himmel sich — jetzt ists geschehn!
Der Nachen schwankt, es braust der Strom, es laden
Die Götter mich — lebt wohl an den Gestaden!

## 11.*) Die Reise.

Romanze.

Ich habe gar liebes im Lande,
Das sollt ich nimmer sehn? —
Das hält mich mit freundlichen Banden,
Ach! — nicht von hinnen zu gehn.

Dann winken die Segel, die weißen,
Sie schaun hinaus ins Meer,
Dorthin in die Ferne zu reisen,
Und käm ich nimmermehr her!

Mein' Augen senken sich nieder,
Mich fesselt das zärtliche Band —
Da seh' ich der Schwäne Gefieder,
Das zieht in ein wärmeres Land —

Das hellt mir die traurenden Blicke,
Sie eilen dem Frühlinge zu.
Sie tragen den Frühling zurücke —
Ihr Lieben! — gehabt euch in Ruh.

## 12.**) Der gefangene Dichter.

Ist dieser dunkle Traum die Welt,
Vor dem der Tag entflieht,
Ein Nebel nur, vom Blitz erhellt,
Wo Blindheit mich umzieht?

Ach! einmal schlug ein leiser Ton,
Der mir das Licht versprach,
Als meines Geistes Nacht entflohn,
Der Seele Schlummer wach.

Umsonst! In Banden lieg' ich hier;
Mich fesselte das Glück.
Ich wählt', o Freiheit, dein Panier,
Zu meinem Mißgeschick.

Mich schmiedete mit mächt'ger Hand,
Um Preis, den er gewann,
An eines Kerkers Felsenwand
Der Menschheit Rächer an.

O goldne Freiheit! deinem Raum
In Ketten flieg' ich zu.
O! löse mir den schweren Traum:
Den Traum mühsel'ger Ruh!

---

*) Handschriftlich überliefert. Vergl. 6. Kapitel, Schluß.

**) Wega, herausg. von Schlippenbach, 1809, S. 119. Unklare, aber charakteristische Umarbeitung des neunten Gedichtes.

### 13.*) Der Kahn.

Fahre, fahre mein Nachen,
Auf der zürnenden Woge hin!
Nach viel Nächten und Tagen
Hab' ich mich durch die Brandung geschlagen,
Ist wohl kühner und heller mein Sinn.

Warf meinen Kranz in die Fluthen,
Ach! mein letztes theuerstes Gut,
Welk von den dorrenden Gluten!
Fern ab ist's, wo am Gestade wir ruhten.
Ach! nicht mehr dem Herzen genug.

Laß dich nicht irren was Trübes! —
Drüben das lockende, grüne Gezelt,
Da gibt es was Gutes und Liebes. —
Frisch mit den Rudern! Raschen Getriebes
Aus der alten zur neuen Welt!

### 14.**) Im Frühling 1819.

Hier bin ich in den Sträuchen,
Wo's Immergrün nun grünt.
Der Lenz will's Nestlein zeigen,
Wo's junge Vög'lein minnt.
Ich sehne mich dem Vogel gleich
Nach frischem Laube, grün und weich.

Man hört ein lautes Singen,
Erwachen überall!
Mir nur will nicht gelingen
Der helle Lobesschall.
Wenn Lenz das junge Leben wärmt
In Moor und Moos, — mein Herz sich härmt.

Es irret durch die Wälder
Und schifft auf blauer Flut,
Doch weder Berg' noch Felder
Gewähren freien Muth!
Die Wonne singt aus jedem Strauch
Wann ruh' ich aus? wann sing' ich auch?

---

*) Wega, herausg. von Schlippenbach, 1809, S. 131.

**) In C. E. Raupachs Inländischem Museum 1820, ersten Bandes drittes Heft, zu einem Zyklus von drei Gedichten gehörig, dem auch das im 7. Kapitel abgedruckte Wanderlied entnommen ist.

Der Lenz ist in den Sträuchen,
Er macht Erwartung kühn,
Der Kummer soll entweichen,
Der Schmerz vorüberfliehn! —
Der Vogel findet seinen Ort!
Der Mann — ihn tröstet nur ein Wort!

### 15.*) Ungestilltes Sehnen.

Soll ich immer weiter wandern,
Selten rasten, nimmer ruhn?
Ach! da komm' ich nur zu Andern,
Aber nimmer zu den Meinen;
Weiß von Keinen,
Die mit Lust mir Liebes thun.

Zieht der Schwan in gold'nen Kreisen
Durch die blauen Himmelshöhn,
Denk' ich: könnt' ich mit dir reisen!
Liebend findest du die Lieben;
Mich im trüben
Nebel will kein Herz verstehn!

Heimath ist mir längst entschwunden,
Lieb' und Frieden sucht mein Herz,
Hat sie nimmer doch gefunden;
Ach! es sucht bis zum Ermüden
Lieb' und Frieden! —
Werd' nicht müd', mein armes Herz! —

## IV. Aus den letzten Manuskripten Boehlendorffs.

Ganz klar und normal ist natürlich auch ein Gedicht wie das 12. und das 14. der unter III abgedruckten nicht mehr. Um einen Begriff zu geben von dem halbirren Inhalt der letzten Gedichtmanuskripte von 1824/5, die in der zweiten Hälfte des siebenten Kapitels besprochen sind, mögen zwei Stücke ungekürzt hier folgen. Sie lassen einen halben Sinn durchschimmern. Betont sei (damit keine falsche Vorstellung entsteht), daß die gereimten Poeme das Übergewicht in jenen Manuskripten haben.

---

*) Abgedruckt als Gedicht Boehlendorffs in Karl Petersens Poetischem Nachlaß, Cöln o. J., S. 164.

## 1. Der moderne Ossian am kurischen See.

M[aggrafe]n 15. Junius [1824].

Ossian: Wie bist du so allein geblieben
Unter den Nebeln der östlichen Nacht?
Deine Liebe starb, du wandelst
Ein Genosse des Traums am Seegestade,
Der Kiebiz flattert über dem verlassenen Ufer
Und meldet sein Leid:
Der Jäger hat mein Junges entfremdet
Und meine Stimme klagt umsonst.
Die Laute der Klage
Finden ihren theuren Gegenstand nicht wieder.

Malvinens Stimme: Stimme bin ich
Unter den Geistern des Sees.
Ich steig' empor aus dem Grund der tönenden Welle
Und höre die Laute,
Wenn ein Einsamer klagt.
Mich haben von fernen Inseln
Die Schiffe über Meer getragen
Hieher — bist du, o Schattengestalt!
Mein theurer Vater?
Die du dort wandelst unter den Eichenschatten,
Die das Ufer des See's küssen,
Mit dem Rauschen der Ewigkeit
Die Worte deiner Klage begleiten?

Ossian: Sey mir gegrüßt
Stimme vom verwandten Eilande,
Wo Ossians Nahmen
Noch in Liedern gedacht wird,
Die tausendjährigen Ruhm auf ihrem Fittig tragen.
Ich bin es nicht, der graue Sänger,
Deines Vaters großer Schatten
Irret nicht mehr unter den Wallern der Erde,
Die Sterne tönen zu den Füßen des Schwans,
Der Monarch des Himmels läßt seine Krone leuchten
Über ihm.
Seine Lieder, wie Blumen des Bodens
Ringeln sich um den ewigtönenden Laut
Seines Sängernahmens,
Und gaben mir den Meinen.
Die Wipfel der Bäume, die Schauer der Wellen umher
Rauschen meine Klage in den Sturm
Und es verhallet nicht der Nahmen,

Wenn schon die Stimme der Uhr schweigt,
Und die Lieder der beängstigten Brust sie nicht aus ihrem Schlummer wecken.

Malvinens Stimme: Sohn der verlorenen Zeit!
Was klagt deine Klage!
Die sind dahin, die dort strahlten
Und, die die Stimmen des Ruhms laut erhoben.
Daß sie durch Jahrhunderte währten,
Die sind dahin!
Auch mich trieb die Woge des Sturms
Von ihren Gräbern,
Wo ich ihre Worte wiederbrachte
Gleich Echo,
Und niemand mehr mich kannte,
Als der Sturm und seine Gefährten..

Ossian: Diese Wasser sind still und schweigend,
Die Schatten dieser Gestade
Hallen nicht von Thaten des Muthes und von Kämpfen wieder,
Jene Eiland im See sind wüst'
Und nur der Stier und die Schaafe mit ihren Lämmern
Grasen in den Tagen des Sommers
Und feiern da in Ruhe,
Während der dürftige Fischer die Netze auswirft,
Und von der Beute der Fluthen
Die noch unmüdigen Kinder sich nähren.
Sie kennen nur den See und die Gestirne
Und diese Einöde des Waldes
Hegt ihnen Stämme und Gebüsch',
Daß sie des Herbstes Frost
Und den kommenden Winter nicht scheuen.
Sie haben einen Fürsprecher im Himmel,
Den kennen sie
Und zu ihm erhebt sich
Ihr stummes Gebet.
Mich führte hieher der Gott der Verlassenen,
Um jenen Ocean zu vergessen,
Der mit ungeheurem Gebrause
Aus seinen Ufern schwillt.
Die Vergessenheit, die hier quillt, ist meine Labung;
Dort schwebt grauenvoll ein Gedächtnis vergeblicher Thorheiten
Eine Sphynx der Zukunft
Über dem Land,
Und die Wogen, mächtiger

Als die Thaten der Lebenden
Tönen es bis in das Herz des Lebens,
Und das Herz hört auf, zu schlagen,
Immer tiefer hallen die Worte
Des leblosen Daseyns in den Kerker der Menschheit hinab —
Sie versiegelt die Vernichtung
Und der Ruhm verstummt.

Malvinens Stimme: Nahmen und Stimmen!
Ihr bleibt zurück! die Gestalten gesellen sich zu den Nahmen,
Vernehmen noch Herzen die Stimme,
So vermählen sie sich ihnen,
Weil die beseelende Natur
Noch verbindend, liebend ihre Kinder paart,
Ihnen das Paradies, wie in der Vorzeit öffnet
Und den Crater der Zukunft nur von fernen zeigt,
Vor welchen sie mit Entsetzen schauern.

Ossian: Noch sind sie mir heilig, diese Schauer der Natur!
Nimm mich mit dir, o Stimme!
Trag' mich empor mit dem Vogel zu dem Gipfel des Baums,
Stürze mich herab mit den Ungeheuern in die Tiefe der Fluthen,
Denn es pocht noch, es schlägt in mir
Des Herzens ahndender Pulsschlag —
Voll Trauer sinnt der Geist
Aber voll Hoffnung zu dem Schöpfer —!

## 2. Parabel.

Eine Rose sagte zur Nachtviole: wie bist du grau und häßlich, du verdienst kaum eine Blume zu heißen, der Sylphe der Nacht mit schön bemahltem Flügel beschämt dich weit. Verachte mich, prächtige Tagverkünderin! Sonne unter den Blumen! Mehr erwiederte die Nachtviole nicht. Die Sonne neigte sich, die Rose war welck geworden. Ein Einsamer durchirrte den Garten, er beugte sich nieder zum Nachtviolenstrauch, hauchte den, durch die zärtesten Nerven dringenden Odem in sich. Der Dufft durchbebte sein geistiges Ich; er sang: du dufftest nicht allen Tageszeiten, du dufftest dem Abend und mir!

◇ ◇ ◇

# Personenregister.


Ariost 33. 109.
Arndt 250.
Auguste, Prinzessin 254.
Auerswald 240.

Baernhoff 10.
Baumann 271.
Bayard 266.
Beckedorf 11. 15.
Becker 84. 174.
Bellay 183. 266.
Berger 5. 7. 8. 10. 20. 22. 26. 28. 29. 31. 35. 51. 54. 55. 84. 94. 99. 100. 173. 206. 217. 219. 220. 221. 222. 223. 243. 246. 248. 257. 258. 269.
Bergers Frau 217. 220. 221.
Berthier 32.
Beseke 2.
Biester 252.
Boehlendorff, G., Vater von C. U. B. 1. 245.
Boehlendorff, H. L., Bruder von C. U. B. 1. 2. 3. 209. 216. 228. 242. 244. 270.
Boehlendorffs Schwester 1. 209. 228. 242. 270.
Boehlendorff, A. v. 244 f.
Brandis 245.
Brandt, Carl 231. 240. 242. 271. 272.
Brandt, J. P. 231. 271.
Brentano, Bettina 245.
Brentano 7. 9. 87. 152. 153. 154. 171. 178. 247. 254. 255. 256. 263. 264.
Breuning 245.
Brion, Friederike 12.
Brockhaus 266.
Brun, Friederike 268.
Brune 55.
Buchholtz 267.
Buonaparte 24. 27. 30. 32. 33. 58.
Buonapartes Frau 32. 33.
Burckhardt 261.
Barthélemy 60. 258.

Campe 243.
Castendyk 150. 169. 210.
Casti 251.
Cervantes 109.
Chamfort 60. 176. 177. 199.
Collin 141. 261.
Corneille 267.
Correggio 109. 110. 117. 258.
Cosmar 192. 205.
Cramer 171.

Dante 33. 109. 113. 119. 139. 142. 259.
Dassdorf 84.
Diederichs, Hofrat 245. 271. 272.
Diels 270.
Döll 23.
Dürer 104.

Eckart, Eufemia 32. 251.
Encke 254.
Eschen 19. 20. 22. 51. 56. 57. 58. 68. 95. 96. 97. 98. 99. 171. 173. 248. 251. 257. 264.
Ewald 150. 170. 171.

Fehr 21. 23. 28. 29. 54.
Fellenberg 54. 163.
Fichte 3. 6. 8. 11. 22. 23. 35. 63. 73. 74. 79. 202.
Fichtes Frau 22. 211.
Firks 19. 22. 23. 226 f.

Fischer, J. R. 14. 20. 21. 22. 23. 25. 28. 29. 30. 31. 36. 37. 43. 52. 54. 55. 57. 58. 59. 61. 67. 95. 96. 251 f. 257.
Fischers Bruder 31.
Fischers Eltern 30. 218.
Fischers Schwestern 28. 30. 61.
Fischer, Metzger 254.
Flemming 170.
Fleuranges 183. 266.
Floret 5. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 23. 171. 248 f.
Flügel 243.
Folieta 261.
Friedrich Wilhelm III. 238 f.
Friedrich V., Landgraf von Hessen-Homburg 66. 254.
Frisching 97. 99. 147. 148.
Fritzsch 243.
Frölich 199. 216.
Fromm 8. 9. 247.
Frommann 78.

Gautzsch 49.
Gedike 192.
Gerlach 53.
Gerlach, Buchhändler 145. 162. 228.
Gerstenberg 94. 119. 120. 125. 129. 136. 138. 139. 140. 142. 151. 262.
Geyser 217.
Gillies 258.
Giovio, Graf 33. 34. 116.
Gleim 170. 195.
Gleim, Betty 206. 210.
Goethe 5. 6. 8. 9. 16. 19. 20. 32. 33. 37. 48. 53. 76. 87. 117. 140. 141. 142. 146. 151. 152. 170. 172. 179. 202. 246. 257. 261. 264. 265. 267.
Grabowsky 209.
Gramberg, Arzt 149.
Gramberg, des vorigen Sohn 149. 162 f. 169. 170 f. 198. 200. 204. 216. 223. 263 f.
Gries 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 15. 16. 17. 18. 19. 22. 23. 35. 51. 54. 56. 57. 58. 72. 73. 74. 75. 76. 78. 79. 84. 89. 91. 94. 152. 161. 171. 173. 198. 206. 208. 226 f. 243. 244. 246 ff. 256. 257. 258. 261. 264. 267. 269.
Gries' Brüder 11. 15. 35. 74.
Gröning, Senator 160. 169.
Gröning, Albert 210.
Grosse 236. 271.
Grote 226.
Guido Reni 109.
Guicciardini 183. 266.

Haase 224.
Hahn 138.
Halem 149. 174. 175. 187. 198. 199. 263. 270.
Haller 62. 63. 252.
Hamel 253. 254.
Hartenstein 246.
Hebbel 236. 271.
Heimburg 171.
Hensler 221. 268.
Henslers Frau 221.
Herbart 3. 5. 6. 7. 8. 9 10. 11. 12. 13. 14. 16. 19. 20. 21. 22. 23. 28. 29. 31. 36. 42. 43. 44. 48. 49. 50. 51. 52. 54. 57. 58. 59. 60. 61. 65. 66. 67. 68. 69. 73. 77. 78. 79. 83. 84. 85. 87. 94. 95. 96. 99. 100. 101. 118. 146. 147. 148. 149. 150. 156. 158. 159. 160. 162. 165. 175. 177. 206. 208. 223. 226 f. 230. 238 ff. 243. 248. 252. 253. 256. 258. 262. 268. 270.
Herbarts Frau 240.
Herbarts Mutter 22. 23. 54. 55. 56. 58. 78. 99. 208. 268.
Herbarts Vater 23. 54.
Herder 7. 265.
Herder, August 247.
Hettner 262.
Herz 211.
Hölderlin 3. 20. 38. 66. 67. 69. 70. 72. 73. 78. 116. 118. 206. 227. 243. 249 f. 253. 254. 255.
Holtey, v. 240. 272.
Horn, Franz 171. 172. 190. 244. 248. 264. 266. 268.
Horn, Fritz 4. 59. 65. 66. 68. 147. 158. 169. 190. 191. 193. 196. 206. 208. 212. 216. 217. 222. 248 f. 253. 267.
Horn, Kurt 158. 248.
Hülsen 7. 8. 28. 29. 54. 257.

Jacobi 23. 63. 68. 74. 79. 258.
Jäger 171.
Jagemann 60. 252.
Jagemann, Schauspielerin 86.
Jahn 217.
Jean Paul 80. 265.

Iffland 24. 86. 100. 151. 255.
Jovius 183. 266.

Kanne 88. 174. 257.
Kant 6. 20.
Kehrbach 243.
Kleist, E. v. 202.
Klinger 215.
Klopstock 56. 173.
Köppen 4. 8. 15. 20. 21. 23. 27. 28. 29. 30. 31. 33. 34. 217. 222. 258.
Korff, v. 238. 240. 272.
Körte 195. 202. 203. 206.
Kotzebue 24. 199. 203. 205. 211. 214. 216. 266. 268.
Krüger 14. 246.
Krüger, Pastor 272.
Kulenkamp 150. 159. 228.

Lafontaine, August 203. 211.
Lafontaine, Jean de 60.
Lange 21. 28. 29. 33. 86.
Landvoigt 261.
Laun 211.
Leisewitz 117. 236.
Lenz 12.
Lessing 190. 236.
Lessing, Frau Münzdirektor 191.
Lindner 11. 15.
Litzmann 243. 255.

Mably 258.
Marianne, Prinzessin 253. 254.
Matthisson 34. 173. 174. 251.
May 22. 54. 147.
Mehmel 177. 178.
Mengs 83. 175. 256.
Mereau, Sophie 7. 22. 53. 172. 265.
Merkel 183. 184. 185. 198. 199. 200. 201. 202. 203. 204. 205. 207. 210. 215. 216. 267 f.
Meusel 156. 178. 244. 265. 269.
Meyer, E. H. 243.
Meyer, J. Fr. v. 141.
Meyer, J. H. 31. 251.
Meyerhoff 263.
Michel Angelo 109. 110.
Molière 60.
Moritz 190.
Muhrbeck, Friedrich 19. 20. 21. 28. 29. 35. 41. 47. 50. 51. 52. 54. 55. 56. 58. 59. 60. 61. 65. 66. 67. 72. 73. 74. 75. 76. 77. 78. 96. 118. 162. 171. 172. 175. 193. 216. 217. 220. 221. 249 f. 252. 255. 264. 267. 268.
Muhrbecks Bruder 249 f.
Muhrbecks Vater 19. 249 f.
Muhrbeck, Amtsrat 250.
Müller, Johannes v. 60. 63.
Müller, Prof. 217 f.

Napiersky 224. 225. 243. 269.
Naumann 246.
Neubrunn 115. 256. 258. 268. 270.
Neuffer 72.
Nicolai 245. 268. 269.
Nieß 156.
Noltenius, Daniel 86. 87. 150. 222.
Noltenius, Eberhard 79. 85. 87. 150. 156. 158. 222.
Noltenius, Heinr. 150. 154. 155. 156. 158. 159. 162. 163. 166. 168. 169. 193. 194. 195. 211. 212. 214. 217.
Noltenius, Anna, Heinrichs Frau 150. 155. 156. 157. 158. 163. 168. 193. 194. 211. 212.
Noltenius, Auguste 161. 166. 168.
Noltenius, Friederike 156.

Oelrichs 150. 158.
Otth, Brüder 54. 163. 164. 251. 252. 269.
Otth, Lotte 264.

Pander 222.
Paulus 3.
Pesarovius 262.
Pestalozzi 257.
Peter, Herzog 2.
Petersen 227. 270. 275.
Petrarca 33.
Pfyffer 36.
Piper, Graf 244.
Plinius 33. 40.
Plutarch 101.
Poel 243.
Pohrt 219. 220. 221. 268.
Posselt 63. 253.

Raffael 33. 83. 104. 108. 109. 110. 115. 116. 117.
Rahden 226.
Raison 20. 21. 23. 27. 28. 29. 30. 31. 34.
Rapinat 58.
Raßmann 269. 270.
Ratjen 243. 246.

Raupach 230.
Rechenberg-Linten, v. 270.
Recke 224. 225. 243. 269.
Reding 26.
Redlich 231 f. 241 f. 271.
Redlichs Kinder 232. 241.
Reimers 11. 222. 268.
Remer 68.
Richelieu, Marschal 60. 160. 177.
Rist 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 16. 18. 22. 23. 48. 54. 87. 89. 94. 191. 206. 243. 245 f. 248. 257. 262.
Rohr, v. 204. 267.
Rousseau 55.

Sabler, v. 268.
Sacken, v. 195. 209.
Salieri 32. 251.
Salzmann 240. 272.
Sander 211.
Savigny 79. 86. 87. 152. 153. 178. 179. 202. 256.
Schack 138. 139. 159. 260.
Scharf 160.
Scharf, Margarete 160. 161. 206. 208. 263.
Schelling 73. 74. 76. 84. 88. 89. 90. 255.
Schetelig 257.
Schildener 22. 74. 75. 76. 78. 79. 84. 85. 88. 95. 96. 193. 216. 217. 220. 221. 256.
Schiller 5. 6. 8. 16. 20. 35. 48. 60. 68. 72. 74. 76. 86. 87. 89. 91. 93. 101. 119. 120. 125. 126. 127. 131. 134. 136. 137. 140. 141. 142. 143. 152. 153. 160. 173. 178. 179. 180. 184. 185. 186. 201. 202. 233. 236 f. 239. 255. 264. 266. 267.
Schimmelmann 54.
Schlegel, August Wilhelm 74. 84. 119. 120. 121. 124. 125. 127. 129. 136. 138. 139. 140. 143. 151. 176. 178. 179. 184. 198. 202. 203. 211. 212. 216. 255. 261. 265.
Schlegel, Caroline 84.
Schlegel, Friedrich 89, 90. 115. 116. 143. 173. 176. 179. 202. 254. 255. 265. 267.
Schmid 244. 266.
Schubart 259.
Schwab 244.
Schwartz 254.
Sebald 141. 261. 266.
Seeberg 272.
Segelken 78.
Silber 141. 261. 266.
Sinclair 3. 66. 67. 78. 95. 97. 171. 244. 245. 253. 264.
Sinner, Landvogt 26. 27. 28. 29. 35. 44. 49. 54. 56. 57. 60. 61. 96. 186. 218. 250.
Sinners Frau 26. 27. 53. 56. 57. 97. 250.
Sinners Kinder 26. 27. 29. 53. 56. 57. 96. 97. 147. 164. 250.
Sinner, Student 20.
Shakespeare 16. 120. 136. 177. 179. 184. 236.
Smidt 4. 6. 9. 11. 14. 20. 21. 23. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 54. 56. 59. 76. 77. 82. 84. 99. 100. 102. 116. 148. 149. 150. 156. 158. 159. 160. 161. 163. 165. 166. 167. 168. 169. 173. 175. 190. 191. 193. 195. 196. 202. 208. 209. 210. 214. 216. 217. 219. 220. 222. 243. 245 f. 248. 250. 253. 255. 256. 262. 264. 269.
Smidts Frau 150. 160. 263. 264.
Smidt, Richter Dr. 263. 266.
Sonnenschein 160.
Spazier 199. 214. 268.
Spiegel 14. 15. 246.
Stahl 74. 152.
Steck, Rudolf 14. 20. 21. 23. 25. 42. 50. 52. 53. 54. 55. 57. 58. 59. 60. 63. 64. 67. 68. 69. 70. 75. 77. 78. 79. 96. 97. 98. 99. 101. 102. 116. 145. 147. 148. 162. 163. 169. 173. 176. 200. 201. 205. 207. 208. 218. 223. 227. 244. 246. 264. 268.
Stecks Frau 42. 52. 61. 194. 267.
Steck, Prof. R. 243. 247. 250. 252. 256 f. 262.
Steffenhagen 226.
Steffens 74. 84. 88. 89. 142. 154. 243. 255. 261. 262.
Steiger, Schultheiß 55.
Steiger v. Interlaken 58. 63. 78. 250.
Steiger, Karl 28. 160.
Strack 68.
Strickler 244. 253.

Tasso 33. 109. 113. 260.
Thulesius 148. 149. 150. 158. 160. 166. 168. 191. 195. 217.

Thümmel 31.
Tieck 89. 117. 143. 173. 177. 178. 179. 201. 254. 255. 258.
Tizian 117.
Tronci 121. 140. 259. 261.
Trösch 244.
Tschacke 62.
Tscharner 250.
Turgenjev 229. 270.

Unger 59. 166. 190. 191. 192. 195. 196. 197. 205. 206.
Ungers Frau 192. 211.

Varnhagen 253.
Vasari 91.
Velasquez 104. 109.
Vermehren 205. 257.
Viergutz 250.
Vieweg 53.
Villani 261.
Virgil 232. 235 f.
Voltaire 177.
Vohs, Schauspielerin 86.
Voß 19. 68. 141. 173. 264.

Wackenroder 115.
Waldeck 171.
Walter, Oberst 28.
Walters Töchter 28. 31. 53.
Watteville 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 52. 54. 55. 57. 61. 63. 147. 186 f. 218. 223. 268.
Wattevilles Frau 44. 45. 46. 47.
Wattevilles Kinder 42. 44. 45. 46.
Watteville v. Montelier 56. 58.
Watteville, Jungfern 26. 31.
Weber 217.
Werdy 153.
Werner 245.
Wieland 141. 265.
Wilmans 161. 202. 203. 228. 255.
Winckelmann, J. J. 60. 86. 87. 91.
Winkelmann, August 152. 171. 172. 263. 264.
Woldemar 241. 272.
Wolf 20.
Woltmann 7. 61. 64. 166. 169. 190 ff. 195. 196. 197. 199. 200. 206. 207. 208. 210. 216. 217. 227 f. 267.
Wurzbach 257.
Wyttenbach 54. 227. 251.

Zehender 52. 53. 59. 61. 99. 147. 148. 164. 218.
Zehenders Frau 53. 207. 218.
Zeltner 59. 63.
Ziegler 203. 267.
Ziemssen, Otto 257.
Ziemssen, Th. 57. 60. 95. 97. 147. 218. 251.
Zschokke 61.
Zukovsky 229. 270.

---

Nachzutragen ist, daß sich fünf Briefe Boehlendorffs an Wilhelm von Raison aus den Jahren 1797 und 1798 im Besitz der Verwandten Raisons erhalten haben; auch ein handschriftlicher Bericht Raisons über die gemeinsame Reise nach Mailand ist noch vorhanden.

◇ ◇ ◇

Verlag von Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann) in Langensalza.

# Pädagogisches Magazin.

## Abhandlungen vom Gebiete der Pädagogik und ihrer Hilfswissenschaften.

Begründet von

† Friedrich Mann.

Heft

1. Keferstein, Dr. H., Betrachtungen über Lehrerbildung 2. Aufl. 75 Pf.
2. Maennel, Dr. B., Über pädagogische Diskussionen. 2. Aufl. 45 Pf.
3. Wohlrabe, Dr. W., Fr. Mykonius, der Reformator Thüringens. 25 Pf.
4. Tews, Joh., Moderne Mädchenerziehung. Ein Vortrag. 2. Aufl. 30 Pf.
5. Ufer, Rektor Christian, Das Wesen des Schwachsinns. 2. Aufl. 25 Pf.
6. Wohlrabe, Rektor Dr. W., Otto Frick. Gedächtnisrede. 40 Pf.
7. Holtsch, H., Comenius, der Apostel des Friedens. 30 Pf.
8. Sallwürk, Geh. Rat Dr. E. von, Baumgarten gegen Diesterweg. 25 Pf.
9. Tews, Joh., Sozialdemokratische Pädagogik. 4. Aufl. 65 Pf.
10. Flügel, O., Über die Phantasie. Ein Vortrag. 3. Aufl. 40 Pf.
11. Janke, Rektor O., Die Beleuchtung der Schulzimmer. 25 Pf.
12. Schullerus Dr. Adolf Die Deutsche Mythologie. 20 Pf.
13. Keferstein, Dr. Horst, Eine Herderstudie. 40 Pf.
14. Wittstock, Dr. Alb., Die Überfüllung der gelehrten Berufszweige. 50 Pf.
15. Hunziker, Prof. O., Comenius und Pestalozzi Festrede. 2. Aufl. 40 Pf.
16. Sallwürk, Dr. E. von, Das Recht der Volksschulaufsicht. Nach den Verhandlungen der württemberg. Kammer im Mai 1891. 25 Pf.
17. Rossbach Dr. F., Historische Richtigkeit und Volkstümlichkeit im Geschichtsunterrichte. 2. Aufl. 45 Pf.
18. Wohlrabe, Rektor Dr., Lehrplan der sechsstufigen Volksschule zu Halle a. S. für den Unterricht in Geschichte, Geographie, Naturlehre Raumlehre, Deutsch. 40 Pf.
19. Rother, H. Die Bedeutung des Unbewußten im menschl. Seelen-[leben. 2. Aufl. 30 Pf.
20 Gehmlich, Dr. Ernst, Beiträge zur Geschichte des Unterrichts und der Zucht in den städtischen Lateinschulen des 16. Jahrhunderts. 50 Pf.
21. Hollkamm, F., Erz. Unterricht und Massenunterricht. 2. Aufl. 80 Pf.
22. Janke Rektor Otto, Körperhaltung und Schriftrichtung. 40 Pf.
23. Lange, Dr Karl, Die zweckmäßige Gestaltung der öffentlichen Schulprüfungen. 30 Pf.
24. Gleichmann, Prof. A., Über den bloß darstellenden Unterricht Her-[barts. 2. Aufl. 60 Pf.
25. Lomberg, Rektor A., Große oder kleine Schulsysteme? 45 Pf.
26. Bergemann, Dr. P., Wie wird die Heimatskunde ihrer soz.-ethischen Aufgabe gerecht? 2. Aufl. 80 Pf.
27. Kirchberg, Th., Die Etymologie und ihre Bedeutung für Schule und [Lehrer. 2. Aufl. 40 Pf.
28. Honke, Julius, Zur Pflege volkstüml. Bildung und Gesittung. 50 Pf.
29. Reukauf, Dr. A., Abnorme Kinder und ihre Pflege. 2. Aufl. 35 Pf.
30. Foltz, Seminarlehrer O., Einige Bemerkungen über Ästhetik und ihr Verhältnis zur Pädagogik. 80 Pf.
31. Tews, J., Elternabende. (Pädag. Abende, Schulabende.) 2. Aufl. 25 Pf.
32. Rude, Rektor Adolf, Die bedeutendsten Evangelischen Schulordnung des 16. Jahrhunderts nach ihrem pädagogischen Gehalte. 75 Pf
33. Tews J., Die Mutter im Arbeiterhause. 2. Aufl. 30 Pf.
34. Schmidt, M., Zur Abrechnung zwischen Erziehung u. Regierung. 40 Pf.
35. Richter, Albert, Geschichtsunterr. im 17. Jahrhundert. 35 Pf.
36. Pérez, Bernard, Die Anfänge des kindl. Seelenlebens. 2. Aufl. 60 Pf.
37. Bergemann, Dr. P., Zur Schulbibelfrage. 50 Pf.
38. Schullerus, Dr. A., Bemerkungen zur Schweizer Familienbibel. 20 Pf.
39. Staude, P., Das Antworten d. Schüler i. Lichte d. Psychol. 2. Aufl. 25 Pf.



59401380

Friedrich Mann's
**Pädagogisches Magazin.**
Abhandlungen vom Gebiete der Pädagogik und ihrer Hilfswissenschaften.

Heft 547.

135

# Casimir Ulrich Boehlendorff

## der Freund

## Herbarts und Hölderlins.

Von

**Karl Freye.**

Mit einer Tafel.

Langensalza
Hermann Beyer & Söhne
(Beyer & Mann)
Herzogl. Sächs. Hofbuchhändler
1913

LIBRAIRIE H. LE SOUDIER
PUBLICATIONS DE LANGUES ETRANGERS
174-176, Boulevard Saint Germain
PARIS VIe

Verlag von Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann) in Langensalza.

# Bibliothek Pädagogiſcher Klaſſiker.

Eine Sammlung der bedeutendſten pädagogiſchen Schriften älterer und neuerer Zeit.

Herausgegeben von

† **Friedrich Mann.**

**Peſtalozzis** Ausgewählte Werke. Mit Einleitungen, Anmerkungen und Peſtalozzis Biographie herausgegeben von Friedrich Mann. 5. Aufl. 4 Bände. Preis 11 M. 50 Pf., elegant gebunden 15 M. 50 Pf.

**Schleiermachers** Päd. Schriften. Mit einer Darſtellung ſeines Lebens herausgeg. von C. Platz. 3. Aufl. 1 Bd. Preis 5 M. 40 Pf., eleg. geb. 6 M. 60 Pf.

**J. J. Rouſſeaus** Emil oder Über die Erziehung. Überſetzt, mit Biographie u. Kommentar, von Dr. E. v. Sallwürk, Geh. Rat u. Direktor des Großh. bad. Oberſchulrates. 4. Aufl. 2 Bände. Preis 6 M. 50 Pf., eleg. geb. 8 M. 50 Pf.

**Herbarts** Päd. Schriften. Mit Herbarts Biographie von Dr. Friedrich Bartholomäi. 7. Aufl., neu bearbeitet und mit erläut. Anmerkungen verſehen von Dr. E. v. Sallwürk. 2 Bde. Preis 6 M., eleg. geb. 8 M.

**Johann Amos Comenius'** Pädagogiſche Schriften. 1. Band: Große Unterrichtslehre. Überſetzt, mit Anmerkungen und einer Lebensbeſchreibung des Comenius. Herausgegeben von Prof. Dr. C. Th. Lion, Diplommitglied der Comenius-Geſellſchaft. 5. Aufl. Preis 3 M., eleg. geb. 4 M. — 2. Band: Schola ludus d. i. Die Schule als Spiel. Ins Deutſche übertr. von Prof. Wilh. Böttticher. 2. Aufl. Preis 3 M., eleg. geb. 4 M. — 3. Band: I. Der Mutter Schul. II. Didaktiſche Ährenleſe. Herausgegeben von Prof. Dr. C. Th. Lion, Diplommitglied der Comenius-Geſellſchaft. 2. Aufl. Preis 1 M. 20 Pf., eleg. geb. 2 M.

**Auguſt Hermann Franckes** Pädagogiſche Schriften nebſt einer Darſtellung ſeines Lebens und ſeiner Stiftungen, herausgegeben von Geheimrat Prof. Dr. G. Kramer, ehem. Direktor der Franckeſchen Stiftungen. 2. Aufl. 1 Band. Preis 4 M., eleg. geb. 5 M.

**Michel de Montaigne.** Auswahl pädagogiſcher Stücke aus Montaignes Eſſays, überſetzt von Ernſt Schmidt. 2. Aufl. 1 Bändchen. Preis 50 Pf., eleg. geb. 1 M. 10 Pf.

**Immanuel Kant,** Über Pädagogik. Mit Kants Biographie neu herausgeg. von Prof. Dr. Th. Vogt. 3. Aufl. 1 Bd. Preis 1 M., eleg. geb. 1 M. 75 Pf.

Verlag von Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann) in Langensalza.

**F. G. Dinters** Ausgewählte pädagogische Schriften. Mit Einleitungen, Anmerkungen, sowie einer Charakteristik des Autors herausgegeben von Fr. Seidel. 2. Aufl. 2 Bde. Preis 6 M. 50 Pf., eleg geb. 8 M. 50 Pf.

**J. B. Basedows** Pädagogische Schriften. Mit Basedows Biographie herausgeg. von Dr. Hugo Göring. 1 Bd. Preis 5 M., eleg. geb. 6 M. 20 Pf.

**August Hermann Niemeyer,** Grundsätze der Erziehung und des Unterichts. Mit Ergänzung des geschichtlich-literarischen Teils und mit Niemeyers Biographie herausgegeben von Dr. Wilhelm Rein. 2. Aufl. 3 Bände. Preis 8 M. 50 Pf., eleg. geb. 11 M. 50 Pf.

**J. G. Fichtes** Reden an die deutsche Nation. Mit Anmerkungen und Fichtes Biographie herausgegeben von Dr. Theodor Vogt, Prof. an der Wiener Universität. 2. Aufl. Preis 2 M. 50 Pf., eleg. geb. 3 M. 50 Pf.

**Isaak Iselins** Pädagogische Schriften nebst seinem pädagogischen Briefwechsel mit Joh. Caspar Lavater, Ulysses von Salis und J. G. Schlosser. Herausgegeben von Dr. Hugo Göring. Mit Iselins Biographie von Dr. Eduard Meyer. 1 Band. Preis 3 M., eleg. geb. 4 M.

**J. Lockes** Gedanken über Erziehung. Mit Einleitung, Anmerkungen und Lockes Biographie herausgegeben von Dr. E. v. Sallwürk, Geh. Rat. 3. Aufl. 1 Band. Preis 2 M. 50 Pf., eleg. geb. 3 M. 50 Pf.

**Friedrichs des Großen** Pädagogische Schriften und Äußerungen. Mit einer Abhandlung über Friedrichs des Großen Schulreglement nebst einer Sammlung der hauptsächlichsten Schulreglements, Reskripte und Erlasse übersetzt und herausgegeben von Dr. Jürgen Bona Meyer, Prof. der Philosophie und Pädagogik in Bonn. Preis 3 M., eleg. geb. 4 M.

**Jean Paul Friedrich Richters** Levana nebst päd. Stücken aus seinen übrigen Werken und dem Leben des vergnügten Schulmeisterleins Maria Wuz in Auenthal. Mit Einleitungen, Anmerkungen und Richters Biographie versehen von Dr. Karl Lange. 3. Aufl. 1 Bd. Preis 3 M. 50 Pf., eleg. geb. 4 M. 50 Pf.

**Fénelon** und die Literatur der weiblichen Bildung in Frankreich. Herausgegeben von Dr. E. v. Sallwürk, Großherzogl. Badischem Oberschulrat. 1 Band. Preis 3 M. 50 Pf., eleg. geb. 4 M. 50 Pf.

**Dr. K. W. Nagers** Deutsche Bürgerschule. Schreiben an einen Staatsmann. Herausgegeben von Karl Eberhardt, Großherzogl. Sächs. Schulrat und Bezirksschulinsp. 1 Band. Preis 1 M. 80 Pf., eleg. geb. 2 M. 80 Pf.

**Dr. Martin Luthers** Pädagogische Schriften und Äußerungen. Aus seinen Werken gesammelt und in einer Einleitung zusammenfassend charakterisiert und dargestellt von Dr. H. Keferstein, Seminaroberlehrer in Hamburg. 1 Band. Preis 3 M., eleg. geb. 4 M.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlag von Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann) in Langensalza.

**Salzmanns** Ausgewählte Schriften. Herausgegeben von E. Ackermann, Großh. Sächs. Schulrat u. Dir. d. Karolinenschule u. d. Lehrerinnenseminars zu Eisenach. 2. Aufl. 2 Bände. Preis 5 M., eleg. geb. 7 M.

**Miltons** Pädagogische Schriften und Äußerungen. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgeg. von Dr. Jürgen Bona Meyer, Prof. der Philosophie u. Päd. zu Bonn. Preis 75 Pf., eleg. geb. 1 M. 50 Pf.

**Dr. Wilh. Harnischs** Handbuch für das deutsche Volksschulwesen. Mit Anmerkungen und Harnischs Biographie herausgegeben von Dr. Friedrich Bartels. Preis 3 M. 50 Pf., eleg. geb. 4 M. 50 Pf.

**Finger, Dr. Friedrich August,** Ausgewählte pädag. Schriften. 2 Bände. Preis 5 M. 50 Pf., eleg. geb 7 M. 50 Pf.

**Adolf Diesterweg.** Darstellung seines Lebens und seiner Lehre und Auswahl aus seinen Schriften. Herausgegeben von Dr. E. v. Sallwürk, Geh. Hofrat. 3 Bde. (Bd. I 2. Aufl.) Preis 10 M., eleg. geb. 13 M.

**Berthold Sigismunds** Ausgewählte Schriften. Herausgegeben, mit Biographie und Anmerkungen versehen von Dr. Karl Markscheffel. 1 Band. Preis 4 M. 50 Pf., eleg. geb. 5 M. 50 Pf.

**J. G. Herders** Pädagogische Schriften und Äußerungen. Mit Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von Dr. Horst Keferstein, Seminaroberlehrer a. D. 1 Band. Preis 2 M., eleg. geb. 3 M.

**Ernst Moritz Arndts** Fragmente über Menschenbildung. Nach der Originalausgabe neu herausgegeben von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. W. Münch, und Königl. Oberbibliothekar Dr. H. Meisner. 1 Band. Preis 2 M. 40 Pf., eleg. geb. 3 M. 40 Pf.

**Bogumil Goltz'** Buch der Kindheit. Herausgegeben von Seminardirektor Karl Muthesius. 1 Bd. Preis 2 M. 50 Pf., eleg. geb. 3 M. 50 Pf.

**Theodor Waitz,** Allgemeine Pädagogik und Kleinere pädagogische Schriften. Mit einer Einführung über das Verhältnis der Waitzschen Pädagogik zu seiner Ethik, Psychologie, Anthropologie und Persönlichkeit herausgegeben von Dr. Otto Gebhardt. 1 Band. Preis 5 M. 20 Pf., eleg. geb. 6 M 40 Pf.

In Vorbereitung begriffen sind: **Fröbel, F. A. Wolf, Ratich, Lessing u. a.**

Kehr, Päd. Blätter f. Lehrerbildg. 1876, Heft 6: „... Wir zeigen das Erscheinen dieser päd. Klassiker mit dem Bemerken an, daß die Namen der Herausgeber für die genaue Textrevision der Ausgaben bürgen. Von besonderem Werte sind die den betr. Werken vorausgeschickten Biographien. Da findet man Quellenstudium, — nicht Alltagskost! Es ist eine Freude zu sehen, wie sauber hier die alten Schätze der Pädagogik zu Tage gefördert werden." Kehr.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.



